eſs,
giſche
logie

Pädagogische Psychologie

nach

Hermann Lotze

in

ihrer Anwendung auf die Schulpraxis
und auf die Erziehung

von

Dr. Friedrich Bartels,
Direktor sämtlicher Bürgerschulen in Gera.

Jena
Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk)
1891.

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

II. Teil.

Vorwort.

Die meisten und zum Teil tüchtigsten Leistungen der neueren Pädagogik sind fast ganz und gar von den Anschauungen und Lehren der Herbartschen Philosophie beherrscht, die fort und fort von seinen Jüngern unverändert wiederholt werden, als ob dagegen sich bis heute keine Stimme eines großen Gelehrten erhoben habe. Nur wenigen strebsamen Arbeitern in der Schule ist es bekannt, daß der große Gelehrte Dr. Hermann Lotze, dem an philosophischer Tiefe, Selbständigkeit und Originalität nur wenige der lebenden Philosophen gleichkommen, und der sicher einer der einflußreichsten der jüngsten Zeit in Deutschland gewesen ist, in allen seinen Schriften die Mängel und Irrtümer der Herbartschen Philosophie, besonders der Psychologie beleuchtet und seinen eigenen Standpunkt darlegt.

Lotze bittet zu wiederholten Malen in seinen Schriften, ihn nicht in die Herbartsche Schule einzureihen, ihn nicht zu den Anhängern Herbarts, sondern zu seinen entschiedensten Gegnern zu rechnen.

Dr. Hermann Lotze hat nun freilich kein Lehrbuch der Psychologie für Unterricht und Erziehung geschrieben, sondern seine tiefen grundlegenden Wahrheiten, seine physiologischen und

psychologischen Untersuchungen, soweit wir dieselben für die Pädagogik nutzbar machen können, finden wir in seinen Schriften zerstreut.

Wie gering auch das Verdienst einer Arbeit ist, diese zerstreuten Darlegungen und Ausführungen zu sammeln und zu ordnen und sie in ihrer Anwendung auf Unterricht und Erziehung zu prüfen, ich habe diese Arbeit im Dienste der Schule unternommen, und hoffe vielen Kollegen eine willkommene Gabe zu bieten.

Die Pädagogik, welche ihre Fundamente hauptsächlich in der Psychologie hat, darf ja nie aufhören, stets von Neuem zu dem befruchtenden Quell zurückzukehren, und jede Erweiterung, Läuterung und Klärung dieser Lehren sich zu Nutze zu machen.

Möchte diese Arbeit dazu beitragen, die Lehrer und Leiter der Schulen anzuregen, die Schriften von Dr. Hermann Lotze zu studieren, möchten sie Eingang finden in alle Lehrerbibliotheken. Dr. Lotzes Mikrokosmos sollte in keinem Lehrerhause fehlen.

Gera, am Reformationstage 1889.

Dr. Bartels.

Dr. Hermann Lotze.

Am 1. Juli 1881 starb zu Berlin der Geheime Regierungsrat und Professor der Philosophie Dr. Hermann Lotze, dem an philosophischer Tiefe, Selbständigkeit und Originalität nur wenige der lebenden Philosophen gleichkommen, und der sicher einer der einflußreichsten der jüngsten Zeit in Deutschland gewesen ist.

Lotze ist der Nachfolger Herbarts in Göttingen seit 1844 gewesen. Eng befreundet mit den Häuptern der Herbartschen Schule, wurde er sogar oft für einen Herbartianer gehalten, obgleich er in Wahrheit nie zu dieser Schule gehörte. Hieraus erklärt sich die Thatsache, daß, soweit die Geschichtschreibung der deutschen Philosophie die Lehren Hermann Lotzes bereits in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, sie besonders das Verhältnis derselben zu dem System Herbarts betont.

Wohl ist Lotze voll der unbedingtesten Anerkennung der methodischen und didaktischen Verdienste Herbarts gewesen. Seine Hochachtung vor der großen geistigen Kraft Herbarts war eine stete und aufrichtige, ihm war Herbarts System ausgerüstet mit aller Kraft des Scharfsinns, eine Lehre, welcher die Psychologie große Fortschritte verdanke. Dennoch bittet Lotze, ihn nicht in die Herbartsche Schule einzureihen, ihn nicht zu den

Anhängern Herbarts, sondern zu seinen entschiedensten Gegnern zu rechnen.

Freilich findet kein anderer Philosoph in Lotzes Schriften eine gleich eingehende Berücksichtigung, aber auch keines anderen Lehren werden so oft kritisch in ihren Mängeln beleuchtet, gegen keinen wird so oft polemisch der eigne Standpunkt präzisiert.

Wenig Monate nach seinem Tode schrieb der bekannte Professor Dr. Pfleiderer in Tübingen: „Vor kurzem erst hat sich das Grab über einem Mann geschlossen, von dem wir keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß er für uns und unter uns Gegenwärtigen eben doch ein Großer in der Philosophie gewesen ist. Mögen auch erst Jahrzehnte ein vollkommen sachliches Urteil abgeben können, welches frei und gereinigt von allen mehr zufälligen Zeitbeziehungen und Nebenerwägungen den bleibenden Wert jenes Philosophen in der Gesamtgeschichte seines Faches bestimmt, so sind indessen schon wir Jetzigen sowohl imstande als verpflichtet, dem Toten gegenüber aufs dankbarste zu bekennen, was vor dem Lebenden noch nicht so laut sich geziemte, nämlich zu bekennen, wie viel er uns gewesen ist, wenn er seit mehr als zwei Dezennien mündlich und besonders schriftlich weit über die Grenzen des engeren Schüler- und Bekanntenkreises hinaus für gar viele als vornehmlichster Lehrer und Führer auf philosophischem Gebiet gewirkt hat [1]."

„Die große und überschwengliche Begeisterung für idealistische Spekulationen, wie sie in Hegel ihren großartigsten und umfassendsten Ausdruck gefunden, war nach längerer und ausgedehnter Beherrschung der Gemüter verraucht und hatte einer um so tieferen Ernüchterung Platz gemacht. An die leere Stelle aber

1) a. Lotzes philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen. Berlin 1882.

b. Hermann Lotze, — von Dr. Caspari, Breslau 1883.

drängte sich in der ihm eigenen unverwüstlichen Zuversichtlichkeit der Widerpart aller philosophischen Idealität, welcher bald mit der Alleingültigkeit von Kraft und Stoff alle Welträtsel aufs einfachste gelöst zu haben proklamierte".

„Vor allem gebührt Dr. Hermann Lotze das Verdienst, daß er mehr als einer der Mitlebenden in der schlimmsten Zeit des Niederganges und verzagten Rückzugs die Fahne der „Königin der Wissenschaften" mutig und unentwegt, fast möchte ich sagen, vom staubigen Boden aufgenommen und frisch emporgetragen hat, so daß auch die Nachfolgenden wieder anfingen, Mut und Selbstvertrauen zu fassen."

Dr. Hermann Lotze ist jenem Territorium des deutschen Ostens entsprossen, das Lessing und J. G. Fichte als seiner Söhne sich rühmen darf, und er hat sich der Landsmannschaft dieser Geistesheroen immer herzlich gefreut. Er wurde am 21. Mai 1817 zu Bautzen geboren, wo sein Vater sächsischer Militärarzt war. Von da wurde derselbe nach Zittau versetzt. Lotze besuchte hier das Gymnasium. Erst siebzehn Jahre alt, bezog er 1834 die Universität Leipzig mit einer lebhaften Neigung zur Poesie und Kunst; doch ließ er sich als Student der Medizin immatrikulieren. Hier waren es besonders die großen Physiologen Weber und Volkmann, sowie der geistvolle Psychophysiker Fechner, von denen der hochbegabte und lernbegierige Jüngling besonders gefesselt wurde. Aber er beschränkte sich auf sein Fachstudium nicht allein und auf die von ihm abhängigen naturwissenschaftlichen Zweige. Vielmehr zog es ihn bald zu jenen höheren Ideenkreisen hin, wie sie als Nachklang zu den großen spekulativen Systemen, die mit Hegels Tod ihren Abschluß gefunden hatten, fast an allen deutschen Universitäten in voller Blüte standen. Trotzdem hat Lotze in den festgesetzten

Fristen, jedesmal mit Auszeichnung, die für Ärzte im Königreich Sachsen vorgeschriebenen Examina bestanden.

Lotzes Studien waren von raschem und glänzendem Erfolge gekrönt. Am 1. März 1838 erwarb er sich den philosophischen, am 17. Juli desselben Jahres den medizinischen Doktorgrad. Nach kurzem Aufenthalt in Zittau — hier war er als praktischer Arzt thätig — kehrte er nach Leipzig zurück und habilitierte sich im Herbst 1839 in der medizinischen, einige Monate später in der philosophischen Fakultät. Bereits Weihnachten 1842 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Leipzig ernannt, und Ostern 1844 ward er auf Anregung Rudolf Wagners, des Physiologen, nach Göttingen auf den durch Herbarts Tod erledigten Lehrstuhl berufen. In ununterbrochener Folge gehörte er nun bis Ostern 1881 der Universität Göttingen als Dozent an. Als er im April 1881 sich endlich zur Übersiedelung an die Hochschule und Akademie der deutschen Reichshauptstadt entschloß, da konnten seine Anhänger und Verehrer hoffen, daß jetzt erst vom Mittelpunkt des deutschen Gesamtlebens aus in um so weitere Kreise dringen und seinem ganzen Werte noch recht wirksam werden möchte, was in der Stille und Zurückgezogenheit Göttingens gezeitigt worden war. Hatte doch in ähnlicher Weise zu Anfang des Jahrhunderts Berlin auch für einen Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher nicht etwa den Gipfel ehrgeizigen Strebens, sondern den zentralen Ort gebildet, von welchem aus sie sich für ihr Wirken die größte Tragweite versprechen durften. Bei Lotze freilich sollte das Gehoffte nicht in Erfüllung gehen. Schon am 1. Juli d. J. seiner Übersiedelung endete um die Mittagsstunde sein schon lange andauerndes Leiden die Laufbahn des edlen Mannes. Für uns lebt er in seinen Werken fort, wie er sie in vierzigjähriger rastloser Arbeit geschaffen hat,

viele an der Zahl, reich an gediegenem Inhalt und alle zusammen ein wohlgegliedertes, übersichtliches Ganze bildend. Fragen wir, welche besonderen Umstände es gewesen, die Lotze diese hervorragende und bevorzugte Stellung angewiesen haben, so müssen wir seine Verdienste um die große Frage der wissenschaftlichen Berechtigung der materialistischen oder idealistischen Weltbetrachtung ins Auge fassen. Noch vor fünfzig Jahren hat man diesem Probleme diese Wichtigkeit nicht beigemessen. Damals, als die großen Systeme der Philosophie noch in ihrer vollsten Blüte standen, hatte der Einfluß der Naturwissenschaft noch lange nicht die Höhe erreicht wie heute, und so konnten Fragen wie Teleologie oder Mechanismus in der Naturbetrachtung oder der Zusammenhang von Leib und Seele und das Verhältnis beider zu einander nicht so in den Vordergrund der Erörterung treten wie heute. Es waren vielmehr wesentlich religionsphilosophische und metaphysische Ideen, welche die Geister jener Zeit in Anspruch nahmen. Erst mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften und mit dem Anspruch, der nun aus dem erhöhten Selbstgefühl der letzteren hervorging, die philosophischen Fragen entweder von ihrem Standpunkt aus zu lösen, oder sie überhaupt als unlösbar zu erklären, begann nun auch die spekulative Philosophie, dem Gebiete der exakten Naturkenntnis näherzutreten. Unter den deutschen Philosophen, welche die brennend gewordenen Fragen der Naturphilosophie und der Psychologie geflissentlich aufsuchten und zu ihrer Entscheidung auf durchaus moderner naturwissenschaftlich exakter Grundlage beitrugen, nimmt Lotze die erste und hervorragendste Stelle ein.

Für Lotzes Anschauungen und Begriffe von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit wurden Mathematik und Physik das Maßgebende. Die Überzeugung drängte sich in ihm auf, daß

die idealistische Philosophie so, wie sie vorliege, nicht den Charakter einer Wissenschaft habe, sondern weit mehr den eines Gedichts, einer poetischen Produktion, einer Romanschreiberei in abstrakten Begriffen. Es ward ihm mehr und mehr selbstverständlich, daß eine philosophische Weltanschauung, die uns befriedigen soll, nicht die glorreiche Errungenschaft moderner wissenschaftlicher Arbeit mathematisch-physikalische Welterklärung und ihre Erfolge en bagatelle behandeln und ohne sie nur zu kennen, geringschätzig beiseite schieben dürfe.

Lotze hat sich das große Verdienst erworben, die Philosophie auch vor dem größeren Publikum wieder zu Ehren gebracht zu haben.

Professor Dr. Strümpell in Leipzig sagt in seinem neuesten Werke „Einleitung in die Philosophie":

„Lotzes Philosophie ist das Resultat einer langjährigen umfassenden Geistesarbeit, die mit den Methoden und Grundsätzen der exakten Naturforschung und deren Lehren ebenso vertraut war, wie sie sich auch den höchsten spekulativen Problemen und solchen Zwecken widmete, nach denen bisher die Philosophie strebte und stets streben muß. In ihm verbindet sich glücklicherweise der besonnene und methodisch disziplinierte Empiriker mit dem spekulativen Idealisten, der Geist der Thatsachen mit dem Wissen der denknotwendigen Wahrheiten in einer übersinnlichen Welt, der theoretische Trieb mit dem ethisch-ästhetischen Urteil und dem religiösen Verlangen. Dies giebt sich unmittelbar in der Formel zu erkennen, in welcher die letzte Aufgabe und das Endziel der Philosophie Lotzes sich aussprechen läßt. Diese Formel lautet: Es soll die Zusammengehörigkeit des Mechanismus aller Thatsächlichkeiten der Welt dem Reiche der ewigen Wahrheiten und der unveränderlichen Werte in dem Sinne der Unterordnung

und Dienstbarkeit des ersteren unter die letzteren nachgewiesen werden." Die wissenschaftliche Gesinnung andererseits, durch welche Lotze hierbei geleitet ist, drückt er selbst in einem kontemplativen Rückblicke, den er am Schlusse seines Mikrokosmos auf die durchlaufene Denkbahn zurückwirft, ebenso anziehend wie imponierend aus. „Dem Ganzen meiner Arbeit," sagt er, „liegt zugrunde der Streit einerseits gegen alle Verehrung leerer Formen und gegen die Wertüberführung dessen, was nur Voraussetzung oder Folge, Mittel oder Erscheinungsweise des wahrhaft Wertvollen, Lebendigen und Wesenhaften ist; und damit verschwistert den andere Streit gegen jede Schwärmerei, welche das Höchste in anderer Weise lieber wirksam sehen möchte, als in der, die es sich selbst gewählt hat. Aus dieser Gesinnung entsprang die Achtung vor dem wissenschaftlichen Werte mechanischer Forschung in Natur und Geschichte, aus ihr zugleich die hartnäckige Ablehnung, in allem Mechanismus mehr zu sehen, als die im Denken isolierbare Form des Verfahrens, die das höchste wirkliche der lebendigen Entwickelung seines durch sie allein nie erschöpfbaren Inhalts giebt. Und nicht gegen die materialistischen Ansichten allein galt uns dieser Kampf, sondern ebensosehr gegen jenen Idealismus, der ihnen gegenüber die bessere Sache zu verfechten glaubt. Es schien uns völlig gleichgiltig, ob er der wesentlichste Kern der Wirklichkeit, aus dem alles andere wie selbstverständliches Nebenwerk hervorsprießen soll, in seelenlosen Atomen, blinden Kräften und mathematischen Gesetzen des Wirkens, oder ob er in denknotwendigen Begriffen irgend welcher Art, in relativen oder absoluten Ideen und den Gaukeleien ihrer dialektischen Bewegungen gesucht wird. Alle diese Ansichten würdigen ganz gleichmäßig die Natur und die Geschichte dazu herab, Darstellungen des unbedingt Gleichgiltigen und Wertlosen zu sein, dessen Vorhandensein in der Welt des

Denkbaren nur begreiflich ist, wenn es als der letzte formelle Widerschein des lebendigen Geistes und seiner lebendigen Thätigkeit gedacht wird. Und wie in der Erkenntnis, so schien es uns im Leben die Summe der Weisheit, das Geringe nicht zu vernachlässigen, aber es auch nicht für groß auszugeben; nur für das Große sich zu begeistern, aber im kleinen getreu zu sein. Beistimmung hatten wir weder für Bestrebungen, welche ohne Achtung vor dem allgemeinen geistigen Mechanismus des Rechtes die menschlichen Verhältnisse nach geistvollen Eingebungen ordnen möchten, noch für jene, die in dem Dienste dieses Mechanismus erstarrt, nur die Herstellung gesetzlicher Thatbestände, fordern. — Das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat. Sie allein sind der Ort, in welchem es Gutes und Güter giebt; für sie allein besteht die Erscheinung einer ausgedehnten Stoffwelt, durch deren Formen und Bewegungen sich der Gedanke des Weltganzen der Anschauung jedes endlichen Geistes zu seinem Teile verständlich macht." Lotzes Stellung in der Entwickelungsgeschichte der Philosophie in Deutschland ist also aus dem Grunde eine so bedeutsame, weil er durch seine Schriften auf der einen Seite die spekulativen Philosophen zwang, außer den erkenntnistheoretischen und logischen Problemen nun auch den Fragen der Natur- und Seelenforschung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, — auf der anderen Seite die Vertreter der Naturwissenschaft an den Gedanken gewöhnt, daß sie über den unübersehbaren Bereich der Erfahrungsthatsachen hinaus auch der zusammenfassenden und vergeistigenden Prinzipien und Ideen der Philosophie bedürfen. — So ist Lotze in seiner lebendigen Auffassung gleichsam ein Knotenpunkt geworden, gegen die entgegengesetzten Strömungen, die sich als Materialismus und Idealismus einander

aufs heftigste bekämpfen. Von der modernen Naturwissenschaft und ihren materiellen Entdeckungen ausgehend, ist er induktiv aufgestiegen bis zu jenen idealen Höhen, in denen er Anknüpfungspunkte fand mit den großen deutschen Idealisten.

Die erste Phase seiner schriftstellerischen Thätigkeit fällt in die vierziger und den Anfang der fünfziger Jahre. Es erschienen von ihm Metaphysik 1841; allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften 1842, infolgedessen er außerordentlicher Professor in Leipzig wurde. Der Aufsatz „Leben", „Lebensgemeinschaft" in Wagners Handwörterbuch der Physiologie, welcher historische Berühmtheit erlangt hat, fällt in dieselbe Zeit. Seit 1844 ist er ordentlicher Professor in Göttingen. Während die noch in Leipzig veröffentlichte „Logik" (1843) sich mehr an die Metaphysik anschließt, sind die „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" Leipzig (1851) und die „Medizinische Psychologie der Seele" (Leipzig 1852) als Fortsetzung der Pathologie anzusehen. Schon vorher erschienen von Lotze zwei Abhandlungen: „Über den Begriff der Schönheit" (1846) und „Über die Bedingungen der Kunstschönheit".

„Auf der einen Seite steht Naturwissenschaft und Medizin, von deren Fachstudium er ausging, um am anatomischen Seziertisch und im chemischen Laboratorium den unerbittlich mühsamen und scharfen Blick der Beobachtung des Thatsächlichen zu lernen; auf der andern Seite zeigt sich, und zwar bereits mit ihren formal-materialen Hauptdisziplinen die Philosophie, welche ihm von früh an innerstes Bedürfnis war und allmählich den Primat des Interesses abgewann, obwohl er sich im anderen Lager bereits vollkommen geachtet etabliert sah."

Nach Vollendung dieser Darstellung ist Lotzes wissenschaftliche Arbeit dann bis gegen die Mitte der 1860er Jahre der

Schöpfung seines Hauptwerkes, des „Mikrokosmos“, gewidmet gewesen. Im Jahre 1868 erschien eine mehr gelegentliche Arbeit „Geschichte der Ästhetik in Deutschland“, geschrieben im Auftrage der Münchener Akademie.

Im Jahre 1874 erschien von ihm das bedeutende Werk „System der Philosophie“, erster Teil, die „Logik“, welche bereits 1880 eine zweite Auflage erforderte, der zweite Teil erschien 1879, die „Metaphysik“, enthaltend die metaphysischen Grundfragen oder die Ontologie, dann Kosmologie und Psychologie. Der dritte Band war für die Behandlung der ästhetisch-ethischen und insbesondere der religionsphilosophischen Fragen bestimmt. Leider rief der unerbittliche Tod ihn von dieser Arbeit ab.

„Als in der Mitte der 1860er Jahre die materialistische Sinnesart in allen geistig regsamen Kreisen“, sagt Dr. Rehmisch, „Hochwasser hatte, als ihre Anhänger (sich brüstend damit und pochend darauf, daß die von ihnen verkündete Lehre auf dem granitnen Unterbau der Naturforschung ruhe, mit dieser stehe und nur mit dieser zu Fall gebracht werden könne) auch in der Wissenschaft auf allen Gebieten die Geister terrorisierten, hat Lotze auf eine dem Inhalt wie der sprachlichen Form nach klassische Weise nicht bloß den Fachkreisen, sondern der ganzen gebildeten Welt vor Augen gelegt, daß der Materialismus bedauerlicherweise ja freilich zur Zeit die persönliche Sinnesart einer nicht geringen Zahl von Naturforschern, aber nicht die Philosophie der Naturforschung sei; daß im Lichte der Naturforschung all jene Dinge, welche die conditio sine qua non aller wahrhaft menschenwürdigen Lebensgestaltung sind, ohne welche alle religiöse, ethisch rechtliche Beurteilung menschlichen Thuns und Daseins hinfällig wird, — daß Existenz der Seele, Dasein Gottes, Freiheit des Willens nicht zu Ammenmärchen und Hirn-

gespinst, nicht zu Produkten altfränkischer bäurischer Einfalt geworden. Das war ein Gegner, wie ihn die Apostel des Materialismus nicht gewohnt waren, den konnten sie nicht, wie sie liebten, dadurch zu diskreditieren versuchen, daß sie ihm Sachkenntnis absprachen: hatten sie sich doch selber, kurzsichtig genug, seit Jahren nur allzu oft auf ihn als kompetenten Richter berufen. Der stand dieser ganz modernen Geistesrichtung, der Naturforschung, nicht innerlich fremd gegenüber, als etwas ihm Unsympathischem, mit einem wenn auch möglichst verborgenen Grauen vor ihr. Im Gegenteil: der ganze Stolz an dieser glänzenden wissenschaftlichen Errungenschaft der modernen Zeit, die volle herzliche Freude am naturwissenschaftlichen Fortschritt, das begeisterte Hochhalten der Entdeckung von Neuem, wie es nur eben die Träger der Naturforschung selber empfanden, fand hier die bereitwilligste Zustimmung und den beredtesten Interpreten. Lotze hatte wie wenige den modernen Materialismus unter der Einwirkung des medizinischen Studiums durchlebt, und war, nachdem er noch die Schwächen der neuen materialistischen Lehren erkannt und überwunden hatte, hiermit wie kein anderer befähigt, diese in ihrer Achillesferse zu bekämpfen, zu überwinden und aus dem Felde zu schlagen. Zu der Gediegenheit des Inhalts des Werkes kam die musterhafte Diktion, die edle, elegante, in nichts mehr die Mühe der Gedankenarbeit, in welcher der Inhalt errungen, verratende Sprache. In keinem andern Werk kommen alle Seiten von Lotzes Begabung so voll und ungeschmälert zur Geltung wie eben in diesem."

Obwohl Lotze den Kampf gegen den Materialismus bei jeder sich darbietenden Gelegenheit aufnimmt, und obgleich er ohne Frage durch seinen Mikrokosmos das Verdienst hat, daß der Bann gebrochen, der Zauber gelöst wurde, in dem der Materialismus die Zeitgenossen befangen hielt, so ist dennoch

der Mikrokosmos nicht geschrieben worden, um gegen den Materialismus zu polemisieren.

Lotze sagt das ausdrücklich nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände des Mikrokosmos in den Göttinger gelehrten Anzeigen. (1857. Seite 1977.)

Der Name und die Lehren Lotzes aber wurden durch den Mikrokosmos in weiteren Kreisen bekannt. „Der Mikrokosmos hat die Reise um die Erde beendet.“[1])

„Mikrokosmos!“ Schon der Name und Titel läßt uns mitten in die leitenden Interessen hineinblicken, welche dem Verfasser bei seinem anthropologischen Aufbau von Anfang an maßgebend sind.

Ähnlich wie einst Spinoza gestand, daß er bei aller seiner Wahrheitsforschung nur das leidenschaftslose Glück und die Ruhe der Seele gesucht habe, so hat auch Lotze bei seinen philosophischen Untersuchungen wesentlich praktisch-ethische Ziele im Auge: er möchte dahin gelangen, den alten, nie geschlichteten Zwist zwischen den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft und den Bedürfnissen des Gemüts auszugleichen. „Könnte es“, heißt es in der Einleitung zum „Mikrokosmos“, „der menschlichen Forschung nur darauf ankommen, den Bestand der vorhandenen Welt nur erkennend abzubilden, welchen Wert hätte dann doch ihre ganze Mühe, die mit der öden Wiederholung schließe, daß das, was außerhalb der Seele vorhanden war, nun nachgebildet in ihr noch einmal vorkäme? Welche Bedeutung hätte das leere Spiel dieser Verdoppelung, welche Pflicht der Geist, ein Spiegel zu sein für das, was nicht denkt, wäre nicht die Auffindung der Wahrheit überall zugleich die Erzeugung eines Gutes, dessen Wert die Mühe seiner Gewinnung rechtfertigte? Der Einzelne,

1) Minister von Goßler: Festrede zum Jubiläum der Universität Göttingen am 11. August d. J.

in die Teilung der geistigen Arbeit verstrickt, welche der wachsende Umfang der Wissenschaft unvermeidlich herbeiführt, mag für Augenblicke den Zusammenhang seiner engbegrenzten Beschäftigung mit den großen Zwecken des menschlichen Lebens vergessen; es mag ihm scheinen, als sei die Förderung des Wissens um des Wissens willen an sich ein verständliches und würdiges Ziel menschlicher Bestrebungen. Aber alle seine Bemühungen haben zuletzt doch nur die Bedeutung, zusammengefaßt mit denen unzähliger anderer ein Bild der Welt zu entwerfen, das uns andeutet, was wir als den wahren Sinn des Daseins zu ehren, was wir zu thun, was wir zu hoffen haben."

Als vor 400 Jahren jener Triumph der Abstraktionskraft die geistige Großthat eines Kopernikus und seiner Genossen, mehr als nur in Worten die Sonne zum Stillstand und die Erde zum Rollen brachte, da fühlte es die zeitgenössische Menschheit nach den psychologisch höchlichst interessanten Berichten der Geschichte instinktiv oder mit klarerem Bewußtsein, welch ein gewaltiger Riß damit auf einen Schlag durch ihre ganze bisherige Weltanschauung und eben damit durch ihr natürliches Herz und Fühlen gemacht wurde: weg waren alle die freundlichen Begrenzungen, durch die das Dasein der Menschheit in eine schöne Sicherheit geocentrisch eingefriedigt gelegen hatte; unermeßlich, frei und kühl war die Aussicht um uns her geworden, da wir heliocentrisch zu denken gezwungen wurden. Jetzt erst war eigentlich der Menschheit frühester seelenvoller Traum, die alte Mythologie, ernstlich zerstört, in welcher Helios freundlich geneigten Sinnes uns zu gute tagtäglich seine Sonnenrosse lenkte. Äußerlich zwar schon lange vom Christenglauben gebrochen, wurde der gemütvolle Wahn doch erst so recht innerlich durch den frommen Kanonikus von Thorn zerstört. Das ruhende und ruhige Idyll war nun vorbei, es war zum bewegten Drama geworden, ja

zunächst sogar verwandelt in die niederdrückende Tragödie des gigantischen Weltenganges und Weltumschwungs. Aber elastischen Geistes wußte sich die Menschheit allmählich doch auch darein zu finden. Ja, sie erkannte nachträglich, wie durch alle diese Erweiterung unserer kosmischen Kenntnisse, mit einem Wort durch die endgültige und völlige Mechanisierung des Makrokosmos weder die Poesie aus der Welt vertrieben, noch unsere religiösen Überzeugungen anders als förderlich berührt wurden. Dieselbe hat uns einfach genötigt, was in anschaulicher Nähe uns verloren war, mit größerer, geistiger Anstrengung in einer übersinnlichen Welt wiederzufinden. Denn die wahren geistigen Interessen sind ja nicht so gebrechlicher Natur, daß sie mit den bisher gewohnten irdenen Formen mit zerstört würden und sich nicht hinüberretten ließen in neue, welche sich nach kurzer Gewöhnung bald als die weit besseren erweisen. So hat einst die Selbstverleugnung, welche von dem angemaßten anthropocentrischen Throne herabstieg und sich willig dem unendlichen Weltenwirbel als Atom einfügte, durch die unvergleichlich viel großartigere Perspektive sich überreich belohnt gesehen, welche in Gestalt des hiermit erst erschlossenen Universums vor dem geistigen Auge aufging.

Ob es nicht am Ende ganz der gleiche Fall mit der Mechanisierung des Mikrokosmos sein wird, mit der unerbittlich nüchternen, prosaisch gesetzmäßigen Erklärung der kleinen Welt des menschlichen Wesens selber? Eine solche ist es, die nunmehr eben in unseren Tagen nicht sowohl erst droht, als von der kühn vordringenden Naturwissenschaft, und zwar diesmal unter der Führung der Physiologie und Chemie bereits so gut wie vollzogen ist."

„Angesichts dessen geht denn abermals, wie in analoger Weise vor vierhundert Jahren, ein Fürchten und Bangen durch

die Welt, als ob damit dem Menschen auch vollends die letzte Freistatt geraubt und die sehnsüchtigen Bedürfnisse des Gemüts auf immer zur Unbefriedigung verdammt würden.

Das hohe Gut der ethisch-religiösen Interessen scheint unwiederbringlich verloren zu gehen, alles verschlungen von der blinden Gesetzmäßigkeit einer eisigkalten, herzlosen und oft sogar nüchternen Naturwissenschaft! Und doch ist der Mensch wahrhaftig nicht ein teilnahmsloser Wissenspunkt oder ein interesseloser Spiegel, einfach dazu bestimmt, daß durch Reflex in ihm und seinem Erkennen das Seiende tautologisch noch einmal sei.

Vielmehr ist der volle, ganze Mensch ein wissendes, ein wollendes, ein fühlendes Wesen zugleich, vielleicht, daß ihm das letztere Moment sogar weit mehr und viel bedeutsamer eignet, als der einseitige Intellektualismus meistens glaubt, wenn er sich zu jener Selbstvergötterung der Wissenschaft und Wahrheit hinneigt und sie in ihrer abgeschlossenen Glorie für sich thronen läßt, unbekümmert darum, ob irgend jemand auf der weiten Welt etwas davon zu genießen habe, und wäre es auch im reinsten und edelsten Sinn. Nimmermehr wird sich deshalb die Menschheit auf die Länge um den Preis einer, wenngleich noch so verzweifelt wahren, so doch unbefriedigenden Wissenschaft die Forderungen ihres Gemüts endgültig abweisen und die Grundlinien von dessen Weltanschauung rauben lassen."

„Zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Ergebnissen der Wissenschaft ist ein alter, nie geschlichteter Zwist. Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag: die Entsagung ist zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden."

Darum ist es eine heilige und ernste Aufgabe der Philosophie, sagt Lotze, einerseits allen Forderungen strengster Wissenschaftlichkeit zu genügen, andrerseits aber auch innerhalb ihres weiten Umfanges die Lösung aller Rätsel zu versuchen, welche die ungestillte Sehnsucht des Gemüts ihr aufgiebt.

Diesen Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit unserer Zeit genügte Lotze dadurch, daß er von der Annahme der ausnahmslosen Herrschaft der mechanischen Prinzipien nicht nur auf dem Gebiete des unorganischen, sondern auch des organischen Lebens ausgeht. Er fordert, daß alle organischen Vorgänge mechanisch erklärt, eine physikalische Physiologie aufgestellt werde. Zwar der Anfang oder die erste Disposition werde schwerlich so erklärt werden können, hinsichtlich dieser höre überhaupt das Wissen auf, in dem einmal bestehenden Organismus gehe alles mechanisch, d. h. nach physikalischer Gesetzmäßigkeit. Allen naturphilosophischen Erörterungen legt Lotze daher diese Voraussetzung unter, er acceptiert die wesentlichen Annahmen der Atomistik der heutigen Physik und führt ihren Geltungsbereich durch das ganze Naturleben durch.

Es ist mit einem Wort der naturwissenschaftliche Atomismus, in welchem der Schlüssel zur wissenschaftlich nüchternen Erklärung nicht minder des Leibes und seines organischen Lebens liegt. Eben damit muß aber weiterhin wenigstens der prinzipielle Unterschied zwischen Anorganischem und Organischem definitiv fallen, so daß das Leben uns fortan bloß als das komplizierte Spiel derselben Stoffe oder Kräfte erscheint, welche auch die ganze übrige Natur konstituieren. Denn darauf, daß in solcher Weise schließlich e i n Recht und e i n Haushalt allenthalben herrscht, beruht alle Wissenschaft und Praxis, und nur damit kann sich der vollgedachte Begriff einer „Natur" zufrieden geben. Mag immerhin der erste Keim dessen, was man organisches Leben

nennt, eine kunstvollere Gruppierung und sinnreichere Arrangierung der Teilchen repräsentieren, so walten dennoch in seiner Entfaltung, in seinem ganzen Verwirklichungsprozeß, womit die Wissenschaft des Lebens erst beginnt, vollkommen dieselben physikalischen und chemischen Kräfte.

Lotze erklärt es auf seinem Gebiete für eine heilige Pflicht, den nüchternen Text des Mechanismus aufs pünktlichste und gewissenhafteste zu lesen. Ist es doch nicht eine unabhängige, dem Absoluten feindlich gegenüberstehende Macht, die uns in der mechanischen Gesetzmäßigkeit gegenübertritt, sondern die eigne Wirksamkeit desselben, die es in der Welt der Erscheinungen überall als die verwirklichende Hand zur Erfüllung seiner Zwecke anerkannt wissen will. „Wir dürfen also wahrlich das Höchste nicht in anderer Weise lieber wirksam sehen, als in derjenigen, die es sich selbst gewählt, oder dürfen etwas auf kürzerem Wege erreichbar glauben, als auf dem Umwege formaler Gesetzlichkeit, in welche es sich selbst dahingegeben hat.“

Aber welchen Übergang hat sich Lotze von dem dumpfen Chaos körperlicher Atomistik hinauf bis zur Höhe der die Welt beherrschenden Geistigkeit geebnet!

Lotze verlegt das wahrhafte und innerste Sein der Dinge weit ab von der mechanischen Gesetzmäßigkeit derselben, so daß letztere ihm nichts anderes als die äußere wahrnehmbare Schale bildet, welche sich die innere Wirksamkeit des Seins der Dinge giebt: die äußere Frucht des inneren Lebens. Alles organische Leben läßt sich ohne die persönliche Assistenz und fortwährende Präsenz einer vorherrschenden und vorstehenden Idee nicht begreifen. „Gewiß haben wir innerhalb der etablierten Welt, mit der sich unsere Erklärung einzig beschäftigen kann, das beständige Nachwirken der faktischen Zweckmäßigkeit der ersten Anordnung.“ „Und wenn man nun weiter fragt, woher diese zuletzt stamme,

so ist es mit nichten unsere Absicht, in dem Lebendigen die Spuren einer Weisheit zu leugnen, die uns über die mechanische Verkettung bloßer Ereignisse auf eine unverstandene schöpferische Kraft hinweisen." Lotze verteidigt die Atomistik als wissenschaftliche Grundlage aller Naturerklärung auch gegen den jüngeren Fichte (Streitschrift I, Leipzig 1857) mit einer Ausdauer und Gewandtheit, die uns in ihm auch den gewandten Dialektiker bewundern lassen. Aber, wie wir gesehen haben, nur bis zu einer gewissen Grenze ist Lotze Atomist; nur innerhalb des physischen Lebens will er die fruchtbare Hypothese gelten lassen, sobald er an das Gebiet des Seelischen herantritt, läßt er sie fallen und sucht nach anderen Erklärungsprinzipien. Je mehr er sich den psychologischen Problemen nähert, je mehr ihn seine Untersuchungen auf den Menschen, auf Leben und Lebenskraft führen, desto fremder und feindseliger wird sein Verhältnis zur mechanischen Naturansicht.

Sehr lehrreich und anziehend ist derjenige Teil des Mikrokosmos, welcher den Menschen nach seiner Gesamtheit, seinen anthropologischen Beziehungen zur Natur behandelt. Hier wird die Gesamtheit der Erscheinungen in Natur und Menschenleben nicht mehr als Wirkung blinder Kräfte mechanisch erklärt, sondern aus dem Gesichtspunkte einer vorbedachten und planvollen Einheit des Weltbaues und als äußere Manifestationen des von innen heraus wirkenden göttlichen Geistesideals gedeutet. Lotze hat sich die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, „wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Sendung ist, welche der Mechanismus im Bau der Welt zu erfüllen hat." Als letzten Inhalt alles Seins will er schlechterdings nur das Gehaltreiche, ideal Wertvolle oder Gute gelten lassen. „Die Apodikticität des Daseins kann nur dem Guten zugeschrieben werden. Alles hängt daran, daß ein Sollendes

da sei, das dieses Spiel der Gedanken von Grund, Ursache, Zweck in Bewegung setze." (Metaphysik 1841.)

Der Grundgedanke der Lotzeschen Spekulation ist der, daß alle Realität der Einzelwesen als Akt des Fürsichseins eines einzigen, alle Weltwirklichkeit in sich schließenden, lebendigen, persönlichen Wesens aufzufassen ist. Alle Naturgesetze und der ganze Kausalzusammenhang alles Geschehens sind nur begreiflich als Ausdruck der inneren Konsequenz in dem alles umfassenden Leben dieses einen Wesens, nämlich Gottes.

Die Naturgesetze sind also nicht rein mechanischer Art, sondern sie sind durch den Sinn der Welt geregelt, den Gott bestimmt. So hat denn das System Lotze in der That ein Gebäude von hohem ethisch-religiösen Idealismus auf der Basis eines nüchternen und besonnenen Realismus aufgeführt.

„Sein Herz gehört dem idealen Inhalt; aber sein Auge ließ sich diejenigen Wege wohlgefallen, welche nun einmal das Höchste selbst als die seinigen zu wählen für gut befunden hatte." Lotze, dieser vielseitig gründliche Kenner der Naturwissenschaften, dieser geistvolle Vertreter der sogenannten mechanischen Weltauffassung, kannte doch für alle Rätsel des äußeren und inneren Menschenlebens keine bessere Lösung als die, welche die Schrift in drei Worten giebt: „Gott ist die Liebe."

So zeigt der große Philosoph auch — und das ist für manchen Jüngling, der, mit Zweifeln aller Art erfüllt, die Hochschule bezogen, von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit geworden —, wie das vielfach gerade vom Standpunkte der modernen Naturwissenschaft aus angefochtene (biblische) Wunder möglich ist. Dasselbe darf nach Lotze nicht als eine unmögliche Durchbrechung der Naturgesetze betrachtet werden, sondern nur als eine Veränderung innerer Zustände einzelner Dinge, auf welche dieselben Naturgesetze wirken wie vorher, aber vermöge des neuen

Thatbestandes in wunderbarer Erscheinung. Wohl darf man es behaupten, daß Lotzes Einfluß auf seine Schüler ein so tiefer war, daß er gar vielen ein Wegweiser zu dem Einen geworden ist, in dem allein wir alles Heil finden können.

War Herbart auf Bahnen in schwindelnden Höhen, auf Brücken der Metaphysik daran gegangen, „Mathematik auf Psychologie anzuwenden", und hatte er in seiner mathematischen Psychologie den Gedanken einer „Statik und Mechanik der psychischen Welt" durch einen ausführlichen und scharfsinnigen Versuch wirklicher Ausführung erläutert, so glaubte Lotze diese Bahnen verlassen zu müssen.

Für Herbart sind die Vorstellungen des Bewußtseins Selbsterhaltungen der Seele gegen die ihrer Qualität drohenden Störungen. Sie sind die Rückwirkungen, welche die Seele in unmittelbaren Wechselwirkungen mit äußeren Reizen entwickelt. Die Reize der Außenwelt sind nun aber so beschaffen, daß die Rückwirkungen einfacher Art sind. Selbsterhaltungen sind also in erster Instanz die einfachen Empfindungen, jene einfachen Vorstellungen, welche kein Vorgestelltes außer sich selbst haben, mit dessen Qualität sie zusammen stimmen könnten oder auch nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die man nur uneigentlich Vorstellungen nennt, da sie kein Bild eines Gegenstandes geben. Diese einfachen Vorstellungen lassen sich also nicht aufeinander zurückführen. Aber aus ihrem gegenseitigen Verhältnis ergeben sich alle Erscheinungen des geistigen Lebens. Bei Herbart scheint die Seele ihre wirkende Thätigkeit zurückzuziehen, nachdem sie einmal aus ihrer Natur das ursprüngliche Material, die Welt der Empfindungen, erzeugt hat. Die Erzeugnisse aber scheint sie (die Seele) sich selbst und den allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkung zu überlassen, niemals scheint sie wieder mit ihrer vollen Natur handelnd in das Getriebe einzugreifen. Die Seele ist

nach Herbart nur der Schauplatz für das, was zwischen den Empfindungen und Vorstellungen geschieht, als ein Schauplatz zwar, der alles auf ihm Geschehende mit Bewußtsein begleitet, aber gleichgültig und teilnahmlos keinen anderen Einfluß darauf ausübt als den des Umfassens und Zusammenhaltens.

Das Fundament der Herbartischen Theorie des Vorstellungsverlaufes bildet die Ansicht, daß aus dem Wirken der Vorstellungen aufeinander die Gesamtheit der psychischen Erscheinungen hervorgehe.

Ein Hemmen und Verdrängen der Vorstellungen soll in uns stattfinden, je nachdem sie einander entgegengesetzt sind und ihre Stärke verschieden ist. Die Vorstellungen erscheinen als widereinander wirkende Kräfte.

Aber diese Kraftäußerung entsteht in ihnen nur zufällig und in dem Maße, als sie gehemmt werden.

Ursprünglich ist in ihnen gar keine Aktivität, die auf etwas Fremdes und gleichsam Äußeres gerichtet wäre. Erst indem sie in einem und demselben Subjekt mit einer anderen ihr entgegenstehenden Vorstellung zusammentrifft, kommt einer Vorstellung die Aktivität, durch die sie über sich hinausgeht. Für Herbart geht das Seelenleben im Bewußtsein auf. Die bewußten Vorstellungen sind die Urvorgänge. — Von diesen Grundlagen der Herbartschen Statik und Mechanik des Geistes, von seiner Lehre der mechanischen Gesetze im Vorstellungsverlauf läßt Lotzes Kritik nichts bestehen.

Man muß, sagt Lotze, sich ernstlich in acht nehmen, die gewohnten Bilder und Redeweisen des naturwissenschaftlichen Gebiets und der Außenerfahrung unbesehen auf die Innenwelt zu übertragen, deren Situation und Signatur eben von Haus aus eine andere ist.

Was die Grundbegriffe der Herbartschen Psychologie, die Stärke und den Gegensatz der Vorstellungen anbetrifft, so richtet Lotze gegen diese eine ziemlich umfangreiche Polemik.

Wie oft und vielfach Lotze auch die Anschauungen, Lehren und Resultate Herbarts bekämpft, so erkennt er doch, wie bereits erwähnt, die Verdienste und Vorzüge der Herbartschen Schule gern und willig an, — denn milde, aber äußerst gewissenhaft, sogar umständlich und pedantisch erwägend waren seine Urteile. Deutlich prägt sich diese edle und ehrliche Denkweise in der Darstellung und Schreibweise seiner Werke aus. Lotze wollte nicht äußerlich glänzen und groß thun; nichts lag ihm ferner wie Ehrgeiz und Gelehrtendünkel.

In der Geschichte der neusten Philosophie nimmt Hermann Lotze ohne Zweifel einen ganz hervorragenden Platz ein, — soweit aber auch nach seinem Tode eine große Reihe von Abhandlungen und Schriften, Zusammenstellungen der Hauptgedanken seiner Lehren erschienen sind, so ist der Lehrerwelt noch keine Darstellung seiner Psychologie bis jetzt geboten worden. Das Bedürfnis, dieselbe zu behandeln und darzustellen, ist durch den Umstand geboten, daß Lotze seine psychologischen Ansichten und Lehren nicht in systematischer Form dargestellt hat, ferner daß er keine Psychologie für die Pädagogik geschrieben hat. — Und dennoch werden gewiß viele Lehrer und Erzieher es schon längst als ein Bedürfnis anerkannt und gefühlt haben, eine Darstellung der Lotzeschen Psychologie, soweit dieselbe als Grundlage für die Pädagagik dienen kann und soll, zu besitzen.

Diesem Bedürfnis versucht die folgende Arbeit dadurch entgegen zu kommen, daß sie die an vielen Orten zerstreuten Grundgedanken der Lotzeschen Psychologie für die Pädagogik in übersichtlicher Darstellung zusammenfaßt. Durch die Aufsuchung der Beziehungen Lotzes zu den Vorgängern und Zeitgenossen, insbe-

sondere zu Herbart und der Herbartschen Schule, ferner durch Hervorhebung seiner fruchtbaren, neuen Anschauungen soll versucht werden, die hohe Bedeutung der Lotzeschen Psychologie für die Erziehung und für den Unterricht zu bestimmen.

Um ein treues Bild der Lehren Lotzes zu geben, die Lehrer und Erzieher hinzuführen und einzuführen in die Schriften Lotzes, ist die Darstellung, möglichst den Quellen folgend, in Lotzes eignen Worten aufgebaut.

Erster Teil.

Von den einzelnen Elementen des inneren Lebens. Von den einfachen Empfindungen.

§ 1.

Das Leben der Seele beginnt mit Empfindungen, sie sind die elementaren Leistungen der Seele. Von den Empfindungen der Sinne heben nicht nur alle Bewegungen des geistigen Lebens an, sondern zu ihnen kehrt sie unaufhörlich zurück, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwicklungen ihrer Thätigkeit zu gewinnen. Der natürliche Verlauf des Seelenlebens geht von der Aufnahme äußerer Eindrücke zu einer mannigfaltigen inneren Verarbeitung derselben, zu Bewegungen und Handlungen über [1]).

So führt uns unsere Betrachtung zunächst zur Entstehung der einfachen Sinnesempfindungen, aus deren Aufbewahrung im Gedächtnis und vielfacher Verknüpfung unter sich der wechselreiche Lauf der Gedanken sich entwickelt.

Durch Empfindungen, welche uns die Außenwelt verschafft, wird in jedem Augenblick das Spiel des geistigen Lebens von neuem angeregt.

Schon in den ersten Anfängen des Seelenlebens glauben wir häufig eine nach außen greifende Thätigkeit des Geistes zu

---

1) Lotze, Medizinische Psychologie 1852. § 8. 16. — Metaphysik, Seite 502. — Kleine Schriften II Band Seite 29 ff.

erblicken und das Empfinden erscheint uns nicht sowohl als ein leidendes Bestimmtwerden durch ankommende Reize der Außenwelt, sondern vielmehr als eine in die Ferne wirkende Spürkraft, welche die entlegenen Objekte aufsucht und sie unserm Bewußtsein annähert.

Die transitiven Ausdrücke, mit denen die Sprache die Dinge als Objekte unsers Sehens und Hörens bezeichnet, dürfen daher nicht die Vorstellung einer hinauswirkenden Thätigkeit erwecken, mit welcher unsere Sinne oder unsere Seele durch sie, die äußeren Gegenstände aufsuchte und sie zur Wahrnehmung brächte, nein, völlig zuwartend verhalten wir uns vielmehr in diesem Anfang, und alles was wir bei angestrengtem Lauschen oder Spähen in Auge und Ohr von solchem Hinauswirken zu fühlen glauben, ist nur Empfindung einer anderen Thätigkeit, durch welche wir unsere Organe in den Zustand größter Empfänglichkeit für die erwarteten Reize setzen. Wir nehmen die Bewegungen wahr, durch welche wir unsere Augenachsen richten oder den Blick für bestimmte Entfernungen akkommodieren; wir fühlen im Lauschen auf Geräusche eine unmittelbar bewirkte Spannkraft des Trommelfells und kleine Bewegungen der Ohrmuschel. Und so glauben wir nur durch diese und ähnliche Anstrengungen etwas zur Annäherung des Reizes beizutragen, obwohl eine kurze Überlegung uns bald lehrt, daß sie alle nur zur Herstellung der Empfänglichkeit für Anregungen dienen, deren Ankunft wir nicht beschleunigen, sondern nur erwarten können. — Nirgends ist das Empfinden ein Hinauswirken in die Ferne; überall muß vielmehr die Seele abwarten, bis die Wirkungen, die von den Gegenständen ausgehen, nach physischen Gesetzen sich bis zu den Punkten der Endoberfläche unseres Körpers fortpflanzen, und von da ab durch eine Reihenfolge vermittelnder Vorgänge die Seele zur Erzeugung einer Empfindung nötigen.

§ 2.

Unter dem Namen der äußeren Reize wollen wir nun jene Einwirkungen als erstes Glied der Kette von Prozessen bezeichnen, an deren Ablauf die Entstehung der Empfindung gebunden ist.

Aber auch nicht passiv, wie es auf den ersten Blick erscheinen könne, verhält sich die Seele, indem sie empfindet; nicht auf die Weise kommen Empfindungen zustande, als ob die Dinge der Außenwelt fertige Zustände, fertige Abbilder gleichsam ausstrahlten, welche durch die Sinne wie durch offene Pforten in die Seele hineinwanderten und welche die Seele nur so fertig hinzunehmen brauchte, vielmehr ist die Erzeugung einer Empfindung ein sehr verwickelter Prozeß, an welchem neben anderen Faktoren vor allem die Seele mitarbeitet[1]). Das zweite, was notwendig ist, ist der innere Vorgang im Körper, den der äußere Reiz anregt.

Soll von der Seele ein Gegenstand wahrgenommen werden, so muß derselbe zunächst den Körper irgendwie berühren. Ursache der Empfindung werden die äußeren Dinge für uns nicht durch ihr bloßes Dasein, sondern nur durch Wirkungen,

1) „Die Thätigkeit der Seele bei aller Auffassung der durch die Reizung der Sinnesorgane in ihnen erzeugten und ihr dargebotenen Bilder ist weder eine (im alten sensualistischen Sinne) reine passive Rezeptivität, noch auch ein (im idealistischen Sinne) rein aktives Thun; die Seele ist namentlich keine bloße theoretische Spiegelfläche, auf welcher die von außen gegebenen Bilder widerstrahlen, noch auch ist sie eine freie malerische Kraft, welche Bilder von den Dingen entwirft. Vielmehr besteht auch die einfachste innere Anschauung eines Dinges aus einem zwiefachen Prozesse der Seele; der erste ist jener ursprüngliche Eindruck, welchen die Seele von der durch die Sinnesempfindung vermittelten Berührung mit der Außenwelt empfängt, der zweite die innere Anschauung dieses empfangenen Eindrucks oder die Erhebung desselben ins Bewußtsein." Lazarus, „Leben der Seele". Band II Seite 34.

die sie auf uns ausüben, durch Bewegungen, mit denen sie entweder selbst sich der Oberfläche unseres Körpers bis zur Berührung nähern, wie es beim Stoß, beim Betasten eines Gegenstandes, beim Schmecken einer Speise der Fall ist, — oder daß sie, an ihrem Orte bleibend, irgend einem sie umgebenden Medium Bewegungen mitteilen, die sich in diesem von Element zu Element fortplanzen und zuletzt unsern Körper erreichen, wie es der Fall ist bei Schall und Lichtwellen [1]).

In allen Fällen aber ist dieser äußere Sinnenreiz eine irgendwie gestaltete Bewegung irgend welcher Massen und hat an sich selbst keine Ähnlichkeit mit den geistigen Vorgängen, die auf ihn folgen sollen.

Niemand glaubt mehr, daß in den äußeren Reizen irgend etwas von jener sinnlichen Qualität der Empfindung schon vorhanden sei, deren Anschauung sie mittelbar in unserem Bewußtsein erwecken. Von einem rotglänzenden Körper löst sich keine fertige Röte, von einem tönenden Körper keine Melodie ab, um durch die Pforten der Sinnesorgane in uns einzudringen. — Alles, was die materiellen Objekte der Außenwelt leisten können, besteht in Bewegungen von mannigfach verschiedenen Formen. Intensitäten und Rhythmen, die sie ihren Nachbarn oder allgemein verbreiteten Medien, wägbarer und inponderabeler Substanzen mitteilen, und diese Bewegungen sind zugleich die einzigen Botschafter, durch welche die Objekte sich mit den empfänglichen Sinnesorganen in Verbindung setzen. Folgt nun

1) Die Gesichtswahrnehmungen werden bekanntlich dadurch veranlaßt, daß die von dem wahrzunehmenden Gegenstande (infolge der molekularen Schwingungen desselben) ausgehende Ätherwellen das Auge treffen. Die Gehörswahrnehmungen werden dadurch veranlaßt, daß die von dem betreffenden Gegenstande ausgehenden Schwingungen der Luft ins Ohr münden. Dort ist der Äther, hier die Luft das Medium der Berührung.

der Oscillation des Äthers eine Farbenempfindung in uns, der Luftschwingung ein Ton, so haben wir die Quelle dieser qualitativen Sinnesempfindung nur in uns selbst zu suchen, dürfen in den äußeren Reizen nichts sehen als physische Vorgänge irgend welcher Art, zwar geeignet, die Stelle zur innerlichen Erzeugung jener Anschauung zu veranlassen, nicht aber sie ihr als schon fertige zuzuführen.

§ 3.

In unserem Körper eingedrungen treffen diese äußeren Reize auf das zu ihrer Aufnahme bereitete System der Nervenfäden; die Veränderung, welche sie in diesen zu stiften vermögen, wird nun als innerer Sinnesreiz die nähere Ursache unserer Empfindung. Alles menschliche Empfinden ist an die Nerventhätigkeit gebunden; daher bedarf es, um den Prozeß des Empfindens weiter zu verstehen, einiger Bekanntschaft mit der Natur und den Verrichtungen des menschlichen Nervensystems.

§ 4.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß alle Teile des menschlichen Körpers in Wechselverbindung mit der Seele stehen, und daß insofern der ganze Körper als Werkzeug der Seele angesehen werden kann; doch ist jenes Verhältnis nicht in allen Teilen des menschlichen Körpers dasselbe. Vielmehr lehrt die tägliche Erfahrung, daß einige Teile des Leibes mittelbar, andere hingegen unmittelbar von der Seele empfunden und bewegt werden. Der Blutumlauf, Ernährungs- und Atmungsprozeß wird von der Seele nur mittelbar, durch eingetretene Störung in demselben empfunden. In der nächsten und innigsten Verbindung mit der Seele steht das Nervensystem, weil dieses sowohl die Empfindungen (Vorstel-

lungen) die durch die Außenwelt angeregt werden, als auch die willkürlichen Bewegungen (Rückwirkungen der Seele auf die Außenwelt) durch das von den Nerven abhängige Muskelsystem vermittelt werden. Das Nervensystem ist also eigentlich zum Dienste der Seele bestimmt, es ist das „Organ" der Seele. Unzählige Beobachtungen lehren, daß, wo keine Nerven sind, auch keine Empfindung und willkürliche Bewegung vorhanden ist.

Anatomisch scheidet man das Nervensystem in einen zentralen und einen peripherischen Teil. Den Centralteil oder die Centralorgane bilden Gehirn und Rückenmark, jenes die kompakte kugelförmige Masse, welches die Schädelhöhle ausfüllt, dieses der cylindrische Anhang, der sich in die Wirbelhöhle erstreckt. Der peripherische Teil besteht aus den Nervenstämmen, welche vom Gehirn und Rückenmark abgehen und deren Verästelungen.

Gehirn und Rückenmark nebst den Nervenstämmen und deren Zweigen, soweit dieselben deutlich durch fortgesetzte Teilung aus den Stämmen hervorgehen, werden unter dem Namen des animalischen oder Cerebrospinalsystems zusammengefaßt; ihm gegenüber steht das vegetative oder sympathische oder Eingeweidesystem.

Das animale Nervensystem ist das Werkzeug des seelischen Lebens und vermittelt die mit Bewußtsein verbundenen Erscheinungen der Empfindung und Bewegung. Das vegetative oder sympathische Nervensystem steht vorzugsweise den ohne Einfluß des Bewußtseins waltenden vegetativen Thätigkeiten der Ernährung, Absonderung und den damit verbundenen unwillkürlichen Bewegungen vor. Beide Systeme greifen vielfach ineinander, verbinden sich häufig durch Faseraustausch und sind insofern voneinander abhängig, als das vegetative Nervensystem einen

großen Teil seiner Elemente aus dem animalen bezieht, und bei niederen Wirbeltieren ganz und gar durch das animale Nervensystem vertreten werden kann. Die Nerven, welche äußere Reize von der Peripherie gegen die Centralorgane leiten, heißen sensitive oder Empfindungsnerven, auch centripetale, jene hingegen, welche die inneren Reize von den Centralorganen gegen die Peripherie leiten, motorische oder Bewegungsnerven, auch centrifugale.

Die hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven dienen ausschließlich der Empfindung, die vorderen ausschließlich der Bewegung. Jede einzelne Nervenfaser (sensitive oder motorische) bleibt für sich bestehen und zieht sich in gesondertem Verlaufe zum Centralorgane hin, in welchem sie sich als in ihrem gemeinschaftlichen Medium kreuzen. Jede Nervenfaser leitet ihre Erregung isoliert, und auf der langen Bahn kommuniziert sie ihre Erregung nie an eine andere, wenn auch noch so nahe liegende (Lexisolationis.)

§ 5.

Bezeichnen wir also unter dem Namen „äußere Reize“ nun jene Einwirkungen als das erste Glied der Kette von Prozessen, an deren Ablauf die Entstehung der Empfindung gebunden ist, und sind in der That diese „äußeren Reize“ nur physische Bewegungsprozesse, so kann auch ihre nächste Einwirkung auf uns (auf unsern Körper) nur in einer physischen Veränderung, in dem Zustande der körperlichen Massen bestehen, die sie an dem Punkte ihres Eintrittes in den Organismus antreffen. Man ist gewohnt, dieses zweite Glied in der Kette der empfindungserzeugenden Vorgänge sogleich in dem Einflusse der Reize auf die Nerven zu suchen. Eine vollständige Betrachtung hat jedoch zuvor ein anderes Mittelglied einzuschalten; denn es erhebt sich sofort die Frage, ob allgemein die äußeren

Reize in derselben Gestalt, in welcher sie aus der Außenwelt an uns kommen, auch zur Einwirkung auf Nerven gelängen, und ob sie nicht vorher, den Teil der Körpersubstanz durchlaufend, welcher die nie ganz freiliegenden Nervenenden bedeckt, eine Umgestaltung ihrer Form erleiden. In dem Auge und Ohr findet eine solche Umänderung freilich nicht statt. Bekannte Erscheinungen beweisen hinlänglich, daß die Lichtwelle als Lichtwelle die Netzheit des Auges erreicht und als solche sie teils durchdringt, teils von ihr zurückgestrahlt wird; und ebenso gelangen Schallwellen ohne Zweifel als solche durch die festen und flüssigen Mittel des Hörorgans bis zur Ausbreitung seines Nerven. Für die Allgemeinheit des Satzes beweisen doch diese beiden Fälle nichts, denn in beiden Sinnesorganen hat die Natur besondere Kunst angewandt. — Anders verhält es sich vielleicht mit dem Wärmereize. Zwar wird gewiß auch die Wärme als solche den Körper durchdringen können wie jede andere Substanz, aber es fragt sich, welche mancherlei Veränderungen diese äußeren Reize auf die äußersten Bedeckungsschichten unsers Körpers hervorbringen. Hierauf können wir keine Antwort geben, wir wissen von den mancherlei Veränderungen der äußersten Bedeckungsschichten der Nervenenden sehr wenig, ja wir brauchen diese auch psychologisch nicht weiter zu verfolgen, denn sie alle werden zu Veranlassungen von Empfindungen erst dann, wenn sie auf die Enden der im Körper überall verbreiteten Nervenfasern übergehen und in diesen eine Erregung erzeugen, welche sich durch den ganzen Verlauf des Nervenfadens bis zum Gehirne fortpflanzen muß, wenn eine Empfindung entstehen soll. Jede Verletzung der Nerven, welche diese Fortleitung verhindert, bewirkt daher auch, daß alle Reizungen des peripherischen Nervenendes für das Bewußtsein völlig verloren gehen. Worin nun jede Erregung, der innere Sinnesreiz der soge-

nannte Nervenprozeß besteht, wissen wir nicht mit Bestimmtheit; auch ist für die Psychologie die eine Frage nur von Wichtigkeit, ob dieser Prozeß nur ein physischer Bewegungsvorgang ist, oder ob er bereits Teil an dem Charakter des geistigen Lebens nimmt? Hat man den früheren Irrtum überwunden, als läge schon in den „äußeren Reizen" die Qualität der späteren Anschauung vor, so giebt man sich desto häufiger dem anderen Irrtum hin, den Nervenprozeß für einen psychischen Vorgang, für eine schon zur Empfindung gewordene Erregung zu halten, die nur der Fortleitung bis zum Gehirn bedürfte, um dem Bewußtsein überliefert zu werden. Man begegnet der letzteren Ansicht häufig; — in dem Nerven soll die Empfindung bereits gebildet und durch ihn dem Bewußtsein übermittelt werden. Um klar zu sein, würde diese Annahme das bestimmte Subjekt namhaft machen müssen, dem sie das Empfinden zueignen will, denn Empfindungen ohne jemand, der sie hat, können keine Wirklichkeiten sein. Der Nerv als Ganzes kann dieses Subjekt nicht sein, weil er ein Aggregat vieler, ja ungezählter Teile ist und sich überdies gar nicht auf einmal in dem Zustande der Erregung befindet, von dem vielmehr ein Teil nach dem anderen ergriffen wird. Man konnte daher bloß behaupten, jedes unteilbare Atom des Nerven sei ein empfindendes Subjekt und teile seine Empfindung seinem Nachbar mit, bis sie zuletzt an die Seele komme.

Da nun aber diese Fortpflanzung der Erregung durch Änderung des physischen Zusammenhanges der Nerven, z. B. durch Schnitt gehindert werden kann, so erfolgt sie auch ohne Zweifel nicht durch eine unmittelbare Sympathie, sondern durch eine physische Einwirkung, welche ein Nervenatom a auf das nächste b, u. s. w. ausübt. Folglich müßte man sagen, das Atom a wirkt physisch auf b, infolge dieser erlittenen

Einwirkung geräte b in einen Empfindungszustand E, und wieder infolge davon übt b einen neuen physischen Anstoß auf c, welches wieder hierdurch zur Empfindung E und infolge davon zur Ausübung des physischen Anstoßes auf das Atom d veranlaßt wird. Das letzte Nervenatom z würde dann auf eine jetzt noch unklare Weise auf die Seele wirken, und diese zur Erzeugung ihrer Empfindung E anregen. Nun ist es aber klar, daß dieser letzte Anstoß, durch welchen unsere Empfindung (die einzige, von der wir wirklich etwas wissen) entsteht, seinen Erfolg ganz ebenso gut haben wird, wenn die Nervenatome bloß einen physischen Einfluß auf einander ausüben, und sich ihre eigenen Empfindungen (die ja bloße leere Vermutungen und keine nachgewiesenen Thatsachen sind) ganz erspart bleiben. Die ganze Annahme solcher Nervenempfindungen fällt als eine für die Erklärung unserer Empfindung ganz nutzlose und durch keine Erfahrung jemals zu begründende Hypothese aus unserer Betrachtung wieder aus[1]). Da also die eigenen Empfindungen der Nerven gar nichts zu unserer Erklärung beitragen, außerdem nicht nachweisbar sind, während die Fortpflanzung eines physischen Anstoßes gar nicht geleugnet werden kann, so betrachten wir auch den Nervenprozeß als einen bloß physischen Bewegungsvorgang, welchen man wohl mit einem elektrischen Strome verglichen hat, der von einem Nerventeilchen auf das andere übertragen wird, bis er zu den Centralteilen des Gehirns gelangt und hier ebenfalls einen unbekannten Bewegungsprozeß der Hirnzellen veranlaßt, aber noch nichts von dem psychischen (geistigen) hat, welcher der auf ihr folgenden Empfindung zukommt. Die-

---

1) Man lese die ausführlichere Darstellung in L. Metaphysik, Seite 505 ff. — Med. Psychologie, Seite 126 ff. Lotze, kleine Schriften: Seele und Seelenleben, Seite 30 ff.

ser rein physikalische Vorgang im Nervenprozeß hat mit der Natur der Empfindung zu deren Hervorbringung er dient, ebensowenig Vergleichbares, als die Bewegung der hölzernen Taste auf einem Instrumente mit dem Klange, der ihr entspricht[1]). Die hölzernen Tasten des musikalischen Instrumentes enthalten nicht selber die Töne, die sie durch ihren Anschlag aus den Saiten hervorlocken, lediglich die Spannung der letztern ist es, die durch jenen Stoß in tonerzeugende Schwingungen übergehen kann. Ebenso sind alle Eindrücke des Körpers nur Anstöße für die Seele, aus ihrer eigenen Natur die inneren Phänomene der Empfindung zu erzeugen, die ihr von außen nie mitgeteilt werden können. Denn auch, wenn es nicht die Bewegung einer Taste, sondern selbst schon eine Schallschwingung wäre, was die Saite zum Mittönen brächte, immer würde doch diese den Ton nur durch ihre eigene Spannung wieder zu erzeugen fähig sein, gleichviel ob das, was sie in Erzitterung versetzte, ein dieser Schwingung ähnlicher oder unähnlicher Vorgang war. Nicht anders würde es sich verhalten, wenn wir auf irgend eine Weise die Empfindung als einen schon in den Nerven vorhandenen Zustand fassen wollten; er würde in der Seele doch von Neuem entstehen müssen durch irgend eine Anregung, die der empfindende Nerv ihr zukommen ließe, und er würde nie durch äußere Eindrücke in ihr entstehen können, wenn nicht ihre eigene Natur zur Entfaltung dieser eigentümlichen Form des inneren Geschehens an sich selbst befähigt wäre. Jede Voraussetzung mithin, die das, was in der Seele entstehen soll, auf irgend eine Art schon außer ihr als vorhanden voraussetzt, ist doch genötigt, auf diesen Gedanken zurückzukommen und das Aeußere nur als eine Veranlassung, das innere

1) Seele und Seelenleben. Kleine Schriften, II. Band, Leipzig, Hirzel, Seite 28.

Ereignis dagegen als ein aus der Natur dessen, in welchem es geschieht, hervorgehendes zu betrachten. Die Notwendigkeit dieser neuen Entstehung desselben kann durch jene Annahme eben so wenig vermieden werden, als etwa die Erkenntnis einer Wahrheit oder die Begeisterung eines Gefühls sich von einem Geiste an den andern ohne eine wiedererzeugende Selbstthätigkeit des letzteren mitteilen läßt. In wie vielgestaltiger Weise daher die Einwirkungen des leiblichen Lebens die Entwicklung des geistigen bedingen, so führen sie doch weder das Bewußtsein überhaupt, noch irgend eine einzelne Empfindung oder Vorstellung der Seele fertig, als das schon gewonnene Resultat körperlicher Vorgänge zu; alle jene Einwirkungen sind nur Signale, auf deren Eintreten die Seele nach unveränderlichen Gesetzen, nur aus der Natur ihres eigenen Wesens, bestimmte innere Zustände erzeugt, aber die feine Organisation des Körpers macht es ihm möglich.

Mögen wir uns diesen Proceß des körperlichen Vorgangs noch so kompliziert und feingestaltig denken, immerhin bleibt er ein materieller, körperlicher Vorgang, als solcher kann er weder Empfindung sein, noch Empfindung aus sich erzeugen, denn diese (Empfindungen), als geistige Gebilde, sind von allem körperlichen Wesen und Geschehen grundverschieden, und deshalb als das bloße Ergebnis körperlicher Vorgänge unbegreiflich.

Nur veranlassend können deshalb die Nervenschwingungen hervorrufen, ähnlich wie die hölzerne Taste des musikalischen Instrumentes durch ihren Anschlag den Ton auf den Tasten veranlassend hervorlockt.

Die erzeugende Ursache der Empfindung aber muß in einem ganz anders gearteten Elemente gesucht werden, aus immaterieller Natur sich die von allem Geschehen grundverschiedene Be-

schaffenheit der Empfindung erklärt, wir meinen eben in der Seele.

§ 6.

Das letzte Glied dieser Kette von Vorgängen ist also die einfache Empfindung selbst. Wir verstehen hierunter das bewußte Empfinden einer einfachen Sinnesqualität, das Sehen eines bestimmt-farbigen Lichtes, das Hören eines Klanges. Denn weder von der Thätigkeit des Empfindens, wüßten wir zu sagen, was sie wäre, wenn sie nicht vom Bewußtsein begleitet wäre, noch von dem Empfundenen, dem Tone oder der Farbe, worin sie beständen, sofern sie noch nicht gewußt würden[1]).

Diese einfachen Empfindungen sind rein geistige Zustände, zu deren Erzeugung aus ihrer eignen Natur heraus die Seele

1) Lotze gebraucht „Empfindung und Wahrnehmung als gleichbedeutende Begriffe. Nicht selten wird zwischen Empfindung und Wahrnehmung in der Weise geschieden, daß unter „Empfindung" der erste, noch unbewußte seelische Eindruck, unter „Wahrnehmung" die zum Bewußtsein erhobene Empfindung verstanden wird. Lotze sagt: Wir können uns jedoch nicht davon überzeugen, daß die Seele Eindruck erfahren sollte, ohne sich ihrer sofort bewußt zu werden. „Nicht nur müssig, sondern widersinnig erscheint es, in dem Geiste, der lauter Bewußtsein und Licht ist, einen dunklen Grund zu suchen, aus dem als eine spätergeborene Erscheinung sich die Helle der Gedanken entwickle." — Zwar lehrt die Erfahrung, daß oft, z. B. im Schlafe auf unsere Sinne ein Reiz ausgeübt wird, allein nichts steht der Annahme im Wege, daß der Reiz alsdann gar nicht zur Seele gelangt, so zu sagen in den Nerven hängen geblieben ist. Und wenn es unbewußte Seeleneindrücke wirklich gäbe, so wäre doch das Wort „Empfindung" eine sehr unpassende Bezeichnung dafür, drückt doch dies Wort, welches von „Finden" abgeleitet ist, deutlich genug das aus, was es in diesem Falle nicht bezeichnen soll, zc. „das im Bewußtsein Vorgefundenwerden". — Dem stimmt Volkmann zu: „Die Empfindung ist ein Insichfinden der Seele, ein Innewerden der durch die Sinnesnerven fortgeleiteten äußeren Reize, eine „Verinnerlichung gegenüber der räumlich fortschreitenden Leitung in der Faser."

zwar zuerst durch den Eingriff der Reize bewogen wird, ohne daß jedoch weder in den äußeren noch in den inneren Vorgängen (Nervenprozeß) die Qualität der Empfindung schon enthalten wäre, und ohne daß umgekehrt in den letzteren (Nervenprozessen) irgend eine Erinnerung an jene sich erhielt.

Weder der qualitative Inhalt unserer Empfindung, noch die empfindende Thätigkeit, durch welche wir uns des Inhalts der Empfindung bewußt werden, ist mit der Natur des äußeren Reizes, oder mit dem Nervenvorgange vergleichbar[1]).

So genau wir auch die Natur der Aetherwellen zergliedern mögen, niemals entdecken wir in ihr einen Grund, warum sie als Glanz gesehen und nicht lieber als Klang gehört werden müßten; ebensowenig warum die eine Farbe als rot, die andere als blau empfunden werden müßte und nicht umgekehrt. Zwischen dem Inhalte der Empfindung und der Qualität des Außendinges besteht keine Aehnlichkeit. Ferner, wie wir auch immer physische Bewegungen der Nervenatome mit einander kombinieren mögen, niemals kommt ein Punkt, wo es selbstverständlich würde, daß die zuletzt erzeugte Bewegung nicht mehr Bewegung bleiben dürfte, sondern in diesen ganz anders gearteten Vorgang der Empfindung übergehen müßte.

Alle Anstrengungen sind daher völlig vergeblich, nachzuweisen, wie es zugeht, daß die bloß physischen Bewegungen nach und nach in Empfindung übergehen. Wir müssen uns vielmehr

---

1) „Die Empfindung ist ein intensiver Akt der Seele, bei dem nichts in die Seele eindringt und mit dem die Seele nicht über sich selbst hinauslangt. Die Seele weiß eben nur ihre Empfindungen und in ihren Empfindungen nur was empfunden wird; sie hat keinen Rückblick weder auf das, was außer der Empfindung die Empfindung veranlaßt hat, noch auf die Bahnen, die der Reiz gewandelt, bevor die Empfindung da war." Volkmann, Lehrbuch der Psychologie. Band I. Seite 233.

begnügen zu behaupten, daß eine uns bis jetzt völlig unbekannte Naturnotwendigkeit diese beiden unvergleichbaren und auf einander nicht zurückführbaren Reihen von Vorgängen, die Bewegung und die Empfindung, thatsächlich dergestalt mit einander verbunden hat, daß ein bestimmtes Glied der einen Reihe allemal ein bestimmtes Glied der anderen zu seiner Folge hat.

Auch steht es nicht in dem Belieben der Seele, ob auf einen Nervenreiz eine Empfindung erfolgen solle oder nicht; wird sie von einem Nervenreiz getroffen, so ist sie gezwungen,

---

Anmerkung: Lotze sagt in der Arbeit: „Seele und Seelenleben", — Kl. Sch. Band II. 30: „Die vorigen Bemerkungen sprechen den allgemeinen Satz aus, daß wenn überhaupt eine Abhängigkeit vom Körper stattfindet, gleiche Bedingungen auch überall gleiche Folgen erzeugen, sobald nicht zwischen dem Nervenprozeß und der Seele noch ein variables und den Erfolg mit bedingendes Glied eintritt, dann jedem bestimmten Nervenzustande immer nur eine bestimmte Empfindung nachfolgen könne."

Volkmann kann diesem Satze nicht beitreten, (Handwörterbuch der Physiologie Bd. II. 521). Hierzu sagt Lotze: „wenn daher Volkmann sich scheut, diesem Satze beizutreten, so kann dies nur davon herrühren, daß er die oben angeführte Nebenbedingung nicht gewährt glaubt, oder daß er meinen Satz so verstand, als sollte jedem bestimmten Reize immer dieselbe Empfindung folgen. Allein zwischen dem Reize und der Seele steht freilich vieles, was den Erfolg mit bedingt, die Gewebe des Körpers, das Nervensystem mit seinen höchst wechselnden Stimmungen. Daher konnte nicht ohne Weiteres von einer Proportionalität mit dem Reize, sondern nur mit der in jedem einzelnen Falle von ihm hervorgebrachten Veränderung der Nerven die Rede sein. Die Zustände der Seele selbst üben einen beträchtlichen Einfluß auf die Stärke des wahrgenommenen Empfindungsinhaltes aus. — Dürften wir mithin über die oben erwähnte Nebenbedingung hinweggehen, so können wir ohne Einschränkung den Satz aussprechen, daß mit einem Nervenzustande a immer die bestimmte Empfindung a und nie eine andere vorhanden sein wird. Diese Behauptung wird dann wichtig, wenn wir bedenken, daß alles Wissen der Seele zunächst durch die Sinnlichkeit und den Lauf der Erinnerungen vermittelt werden muß."

darauf in Form einer Empfindung zu antworten. Ebensowenig liegt es in ihrer Willkür, was für eine Empfindung auf den jedesmaligen äußeren Reiz eintreten soll; auf den Nervenreiz a muß sie mit unabänderlicher Notwendigkeit mit der Empfindung a antworten, auf den Nervenreiz b mit der Empfindung b und sofort; auch Stärke, Dauer und Deutlichkeit der Empfindung ist durch die Natur des Nervenvorgangs bedingt.

§ 7.

Wenn dieselbe Erregung a, die gewöhnlich in einem Nerven durch einen äußern Reiz bewirkt wird, und auf welche die Empfindung A folgt, ausnahmsweise durch einen im Inneren des Körpers entstandenen Reiz hervorgebracht wird, so folgt auch dann dieselbe Empfindung A; man nennt sie dann subjektive Empfindung. Gewöhnliche Beispiele sind das Klingen im Ohr, Lichtblitze vor den Augen, Fieber-Frost und -Hitze. Im Zusammenhang hieraus hat man den Lehrsatz von der spezifischen Energie der Nerven aufgestellt und behauptet, daß jeder Nerv, durch welche für ihn bestimmten oder nicht bestimmten Reize auch immer angeregt, stets Empfindungen einer und derselben Art, die eigentümlichen seines Sinnes hervorrufe.

Ein Schlag auf die Haut erzeugt Schmerz, auf das Auge Licht, auf das Ohr Geräusch. Der elektrische Strom veranlaßt die Zunge zu einer Geschmacksempfindnng, das Auge zu einer Lichtwirkung (Lichteffekt), das Ohr zu einem Schalleindrucke. Dieselben Sonnenstrahlen, welche im Auge Licht erzeugen, bringen auf der Haut Wärme hervor.

Jeder Sinn, hat man behauptet, führt gleichsam eine eigne ihm eigentümliche Sprache, in welcher er auf alle äußeren Reize, selbst auf die unangemessenen, auf den Bau seines Organs nicht berechneten — antwortet.

Wenn das so wäre, so ist es nicht sehr wunderbar; denn jedes zusammengehörige System von Teilen, welches gestört, aber nicht zerstört wird, gerät in Bestrebungen zur Wiederherstellung seines Gleichgewichts, deren Form nur von seiner eigenen Struktur und dem Zusammenhang der in ihm wirksamen Kräfte abhängt, und nicht sich nach der Verschiedenheit der störenden Reize ändert; nur müßte dann, damit diese Bestrebungen in einem Nerven sich von denen in jedem andern unterschieden, jeder Nerv seine besondere Struktur haben, wovon wir bis jetzt nichts wissen.

Aber diese Thatsachen sind nicht vorhanden, die man erklären will, — man hat einzelne Thatsachen, einzelne Beobachtungen ganz verallgemeinert, als die genaue Beobachtung bestätigt. Man weiß nichts von Schallwellen, die im Auge Lichtempfindungen oder von Lichtwellen, die im Auge Töne erzeugt hätten; die Hauptstütze der Annahme liegt in den häufigen Lichtempfindungen, die durch Stoß und Druck, sowie durch elektrische Reizung im Auge entstehen. — Nun ist es aber leicht einzusehen, daß schwerlich in dem gespannten Augapfel eine Bewegung der wägbaren Teile durch Stoß geschehen kann, ohne daß ein Teil derselben sich auch in Bewegung des im Auge befindlichen Äthers umsetzt, und so eine Lichtbewegung erzeugt, die niemals und doch unter Reiz auf den Schmerz eben so wirkt, als wenn sie von außen käme; ebenso kann durch elektrische Strömung dieselbe Lichtbewegung im Auge erregt werden, die sonst als ädaquater Reiz von außen her zu kommen pflegt, nicht hinlänglich, um nach außen bemerkbar zu strahlen, aber stark genug, um den Nerven Veranlassung zur Lichtempfindung zu geben.

Doch diese Frage mag der Physiologie zur Lösung überlassen bleiben, die Psychologie hat hierin nur das Interesse, gegen die Vorliebe zu streiten, Thätigkeit den Nerven zuzuweisen, die nur der Seele zukommen.

§ 8.

So völlig nun die Trennung zwischen den Empfindungen und den Reizen ist, welche sie veranlassen, so werden wir die bloß thatsächliche Verknüpfung beider Reihen von Ereignissen doch nicht als eine prinziplose betrachten; immer wird unsere Voraussetzung dahin gehen, daß ähnlichen Gruppen von Reizen ähnliche, verschiedenen Gruppen verschiedene Empfindungen entsprechen; daß die Differenz dieser Empfindungsklassen proportional der Verschiedenheit sei, welche zwischen den Klassen der Reize besteht; daß da, wo die Reize derselben Gruppe sich in eine fortschreitende Reihe ordnen oder in ihrem Fortschritt ausgezeichnete Punkte erreichen, auch die entsprechenden Empfindungen durch ähnliche Reihenbildung, sowohl diesen Fortschritt als solche Auszeichnungen nachahmen, daß endlich in der Einheit der Seele die verschiedenen Arten des Empfindens nicht nur zusammen sind, sondern nach irgend einer, wenn auch mathematisch unausdrückbaren Regel ihrem Sinne nach zusammen gehören. Aber nur in ganz schwachen Spuren finden wir dies vorausgesetzte Verhalten empirisch bestätigt. Es ist nicht bloß unmöglich zu sagen, warum Ätherwellen als Licht empfunden werden müßten, sondern, wenn auch diese Thatsache als Anfangspunkt gegeben wäre, so könnte keine Theorie, welche noch so sehr die Einheit der Seele betonte, den Nachweis führen, daß dieselbe Seele nun folgerecht Schallwellen als Töne, andere Einwirkungen als Geschmack oder Geruch wahrnehmen müsse. Für unsere Einsicht gehen vielmehr die verschiedenen Empfindungsklassen völlig unvermittelt nur neben einander aus einer ganz unbekannten Natur jener Einheit hervor, und selbst nachdem wir sie kennen, vermögen wir an ihren Eindruck nur ganz unbestimmte Phantasien über die Gliederung eines allgemeinen Empfindungsreiches zu knüpfen. Auch von den einzelnen Gruppen bestätigt nur die der Töne unsere

Vermutung. Der wachsenden Wellenzahl in der Zeiteinheit entspricht hier die zunehmende Tonhöhe; ebenso deutlich eine Steigerung, wie jene Zunahme der Wellenzahl, und doch ihr völlig unähnlich, wiederholt die aufsteigende Skala in ihrer ganz eigentümlichen Weise den Fortschritt in der Reihe der Reize; wo diese durch Verdoppelung einer früheren Wellenzahl einen ausgezeichneten Wert erreicht, folgt auch die Empfindung mit dem ausgezeichneten Eindruck der Oktave des Grundtons, und versinnlicht auch hier auf ihre ganz besondere Weise Gleichheit und Unterschied beider. Aber die Farben, obgleich in ihrer prismatischen Ordnung auf einer ähnlichen Vermehrung der Wellenzahl beruhend, bieten keinem Unbefangenen den Eindruck jenes gleichen Fortschrittes; möglich, daß die Eigentümlichkeit des zwischen Reiz und Empfindung liegenden Nervenprozesses, den wir notgedrungen außer acht lassen, weil wir ihn nicht kennen, Ursache dieses Verhaltens ist. Für die übrigen Sinne kennen wir weder die Natur ihrer Reize genau genug, noch ist es gelungen, feste Verhältnisse zwischen ihren einzelnen Empfindungen aufzufassen; nicht einmal Namen besitzen wir für die Verschiedenheit der Gerüche, außer solchen, die sie durch Ursprung oder Nebenwirkungen bezeichnen, und nur die vier Formen des Sauern und des Alkalischen, des Süßen und des Bittern, können wir als wohl charakterisierte aus der Mannigfaltigkeit der Geschmäcke hervorheben. Hypothetische Theorien führen nicht weiter. Nur von Gesicht und Gehör wissen wir, daß jede ihrer Empfindungen auf der Gesamtwirkung einer sehr großen Anzahl einander folgender Impulse beruht und mit der Änderung dieser Anzahl in der Zeiteinheit sich ändert; ob überhaupt, und wie der einzelne Stoß einer Licht- oder Schallwelle uns sinnlich bemerkbar werden würde, ist uns völlig unbekannt. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit können wir indessen dieses Verhalten verallgemeinern; nicht auf einem

beständigen, unterschiedlosen Erregungsstrome beruhen vielleicht alle Empfindungen, sondern auf der Anzahl von Abwechselungen zwischen Erregung und Nichterregung, die eine bestimmte Zeit einschließt, und weniger wichtig, vielleicht für alle Nerven gleich, könnte die Natur des Vorgangs sein, der in dieser Form der Oscillation die Seele erregt. Aber auch diese Mutmaßung erleichtert es uns nicht, die verschiedenen Arten des Empfindens unter einander zu einer fortschreitenden Reihe zu verbinden, müssen wir doch außerdem die Möglichkeit zugestehen, daß unsere menschlichen Sinne nicht alles Empfindbare einschließen, sondern andern lebendigen Wesen für Vorgänge, die unserer Wahrnehmung völlig entgehen, noch andere uns unbekannte Formen der Empfindung gegeben sind.

§ 9.

Die Dauer der Empfindung kann man im großen und ganzen der Dauer des Nervenprozesses gleichsetzen, der sie erregte; denn wir finden, daß sie unter gewöhnlichen Umständen nicht einmal länger ist, als die Dauer des äußeren Reizes, sobald dieser letztere nicht dauernde Nachwirkungen außer oder in uns zurückließ, die selbst wieder Reize für neue Empfindungen sind. Genau genommen kann jedoch eine einmal entstandene Erregung des Nerven nicht von selbst aufhören, sondern muß durch wirksame Gegenkräfte aufgehoben werden. Dies geschieht gewöhnlich und im gesunden Leben durch die unaufhörliche Thätigkeit des ganzen Stoffwechsels, durch welche beständig der normale und indifferente Zustand des Nerven wiederhergestellt wird, der ihn zur unparteiischen Auffassung neuer Eindrücke befähigt. Allein nicht bloß bei sehr starken Reizen, sondern namentlich im Gesichtssinne sehr allgemein kann diese Herstellung nicht schnell genug erfolgen, und es entsprechen dann der noch fortdauernden, ja zuweilen periodisch wieder wachsen-

den Erregung die bekannten Nachbilder, das heißt: wirkliche Empfindungen, welche, wenn sie lebhaft genug sind, den Sinn für die Auffassung neuer Eindrücke unfähig machen, wie z. B. die Blendungsbilder vom Anblicke der Sonne.

§ 10.

Ganz alltägliche Erfahrungen, z. B. die Beobachtung eines angehenden Lichtes oder eines verklingenden Tones, beweisen, daß wir im allgemeinen für kleine Unterschiede in der Stärke der Sinnesreize sehr empfindlich sind, allein es bleibt bei einem bloßen Mehr oder Minder, und niemals kommt der Augenblick, daß wir nach Maßgabe des unmittelbaren Eindrucks sagen könnten, ein Licht sei halb so hell oder ein Ton doppelt so stark als ein anderer. Dieser Umstand hindert uns, das genaue Gesetz, von welchem die Empfindung von der Stärke des Reizes abhängt, auf dem kürzesten Wege zu finden; wir können zwar leicht eine Reihe von Reizen herstellen, deren verschiedene Intensitäten sich genau messen lassen, aber wir können nicht zu jedem dieser Werte auf Grund dieser Selbstbeobachtung die Stärke der dazu gehörigen Empfindung in einem Zahlenwerte angeben, können daher auch nicht aus der Vergleichung dieser Wertpaare das allgemeine Gesetz finden, welches ihnen allen genügt. Daher sind wir zu Umwegen genötigt, an den glücklichen Umstand uns haltend, daß wir wenigstens über die Gleichheit zweier Empfindungen mit einem hohen Grade von Genauigkeit und Sicherheit zu urteilen vermögen.

§ 11.

Unter den Empfindungen, welche uns die Sinne von den Außendingen vermitteln, haben die des Gesichtes das Übergewicht über alle anderen, ihnen gebührt unstreitig der vornehmste

Anteil an der Erschließung der Außenwelt. Das Gesicht trägt unter allen Sinnen in die weiteste Ferne und faßt unter allen die größte Menge von Einzelheiten am schnellsten und zugleich am gesondertsten auf, und weil so die Eindrücke die reichsten und genauesten sind, so drängen sie sich auch vor allen anderen hervor und geben den Anknüpfungspunkt für die übrigen.

Die Gesichtseindrücke geben uns ferner in erster Linie die Bildung und weitere Ausprägung der Raumvorstellungen.

Zu dem Gesichtssinn tritt aber der Tastsinn kontrollierend und berichtigend hinzu. Während Gesichtswahrnehmungen nur zu Flächenbildern führen, die nicht selten auf „optische Täuschungen" hinauslaufen, verschaffen wir uns mittelst „Handgreiflichkeit" des Tastsinnes die Überzeugung von der Solidität der Außendinge und von ihrer materiellen Eigentümlichkeit [1]). Beide Sinne wirken aufs innigste zusammen, so daß der Tastsinn ein derberes Schauen auf die unmittelbare Nähe (vgl. das Tasten der Blinden), der Gesichtssinn nur ein feineres Tasten in die Ferne darstellt."

Das Gehör führt uns einen überaus großen Reichtum von Empfindungen zu, die sich auch größtenteils scharf von einander unterscheiden lassen und daher bald gleichzeitig (in der Konsonanz der Töne), bald nach einander (in der Melodie und Sprache) zu gewissen Verhältnissen zusammentreten; gleichwohl wird dadurch unsere Kenntnis über die Beschaffenheit und Lage der Gegenstände, unsere Auffassung des im Raume Ausgedehnten nicht wesentlich gefördert und vermehrt.

Einen äußerst geringen Beitrag zur Auffassung der Außenwelt liefert der Geruch und Geschmack.

---

1) Ulrici I. Seite 228 f., Lindner, Seite 53. Fichte I. Seite 356. Karl Richter, Seite 51 ff.

§ 12.

Mit Empfindungen verbinden sich Bewegungen, und umgekehrt entspringen aus Bewegungen Empfindungen. Je nachdem nämlich die Bewegung ihren Grund in einem bestimmten Akte des Willens hat, oder des Grundes eines Willensentschlusses entbehrt, unterscheidet man zweierlei Arten von Bewegungen: willkürliche und unwillkürliche. Die willkürliche Bewegung heißt Handlung, die unwillkürliche ist entweder Reflexbewegung, wenn gar keine Seelenthätigkeit zu ihrer Entstehung erforderlich ist, oder Instinktbewegung, wenn gar kein Wollen, aber doch irgend eine andere Seelenthätigkeit ihre Entstehung herbeiführt.

Zusammenfassung.

1. Das Leben der Seele beginnt mit Empfindungen, sie sind die elementaren Leistungen der Seele, ihre erste ursprünglichste Thätigkeit und das erste ursprünglichste Material zu aller weiteren geistigen Bildung.

2. Der natürliche Verlauf des Seelenlebens geht daher von der Aufnahme äußerer Eindrücke zu einer mannigfaltigen inneren Verarbeitung derselben, zu Bewegungen und Handlungen über.

3. Die Empfindung ist ein bewußter Zustand (eine Vorstellung) der Seele, welcher dadurch entsteht, daß ein äußerer Reiz eine Nervenfaser erregt, und die Anregung bis zu den Zentralteilen des Nervensystems, bis zum Gehirn und durch dessen Vermittlung zur Seele fortgepflanzt wird.

Aber nicht passiv verhält sich die Seele, indem sie empfindet, nicht auf die Weise kommen Empfindungen zustande, als ob die Dinge der Außenwelt fertige Abbilder gleichsam ausstrahlten, welche durch die Sinne — Nerven, wie durch offene Pforten in die Seele hineinwanderten, und welche die Seele nur fertig hinzunehmen brauchte, vielmehr ist die Erzeugung einer Empfindung ein sehr verwickelter Prozeß, an welchem neben anderen Faktoren vor allem die Seele mitarbeitet. Die Empfindung erzeugt die Seele, wenngleich die veranlassenden Ursachen derselben, teils im Körper, teils in der Außenwelt liegen.

5. In dem empfindungserzeugenden Prozesse lassen sich, wie wir gesehen haben, folgende Stadien (Stufen) unterscheiden:

a) Der äußere Reiz. Die einfachen Empfindungen werden durch äußere Reize (Eindrücke) veranlaßt. Diese sind ein physischer Bewegungszustand, wie z. B. Druck, Schall, Licht, Wärme, ein elektrischer oder chemischer Prozeß und können ihre Quelle außerhalb oder innerhalb des Körpers haben.

b) Der Anschlag dieses physischen Bewegungszustandes auf eine empfindliche Körperstelle, und zwar entweder in unveränderter Form, wie bei Schall und Licht, wo die oszillierende Bewegung als solche zum Angriff auf den Nerven gelangt — oder in veränderter, wenn Gestalt, die Bewegung nicht als solche, sondern nur durch eine Veränderung in den unmittelbar getroffenen körperlichen Massen, auf das periphe-rische Ende der sensiblen Nerven einwirkt, wie z. B. bei dem Wärmereiz.

c) Der Erregungszustand der sensiblen Nervenfaser. In unsern Körper eingedrungen, treffen diese äußeren Reize auf das zu ihrer Aufnahme bereitete System der Nervenfäden; die Veränderung, welche sie in diesen zu stiften vermögen, wird nun als innerer Sinnenreiz die nächste Ursache unserer Empfindung.

Alles menschliche Empfinden ist an die Nerventhätigkeit gebunden. — Der im Auge, Ohr, in der Haut überhaupt in Organen oder Nerven stattfindende Vorgang ist der physiologische Teil.

d) Die Übertragung des Erregungszustandes der Nervenfaser auf die Zentralteile des Nervensystems und schließlich auf das Gehirn. In den getroffenen Nerven wird dadurch ein in der Richtung zum Gehirn fortschreitender von Nervenatom auf Nervenatom sich übertragender Bewegungsprozeß veranlaßt. In dem Gehirn angelangt, veranlaßt der Nervenreiz daselbst einen unbekannten Bewegungsprozeß der Hirnstellen. Darauf erst erfolgt die Empfindung als Schlußglied des ganzen Prozesses.

e) Das letzte Glied dieses Prozesses ist die Empfindung selbst, welche die Seele infolge der vorausgegangenen Vorgänge aus sich selbst heraus erzeugt. Wir verstehen hierunter das bewußte Empfinden einer einfachen Sinnesqualität, das Sehen eines bestimmt farbigen Lichtes, das Hören eines Klanges.

6. Mögen wir uns diesen Prozeß des körperlichen Vorgangs noch so kompliziert und feingestaltig denken, immerhin bleibt er nur ein materieller, körperlicher Vorgang, der als solcher weder Empfindung sein, noch Empfindung aus sich erzeugen kann; — denn die Empfindungen als geistige Gebilde sind von allen körperlichen Wesen und Geschehenen grundverschieden, deshalb als das bloße Ergebnis unbegreiflich[1]).

1) Drbal, Seite 54: „Es ergiebt sich ferner, daß die Physiologie die Empfindung, daß Bewußtsein und die Bewegung nicht aus organischen Vorgängen zu erklären vermag, sondern daß sie sich genötigt sieht, ein Etwas als mitwirkenden Faktor anzunehmen, das ihrer Forschung sich gänzlich entzieht, also ein Etwas von nicht physiologischer, nicht organischer Natur, also eine einfache geistige Substanz (Seele).

7. Diese einfachen Empfindungen sind rein geistige Zustände, zu deren Erzeugung aus ihrer eigenen Natur heraus die Seele zwar zuerst durch den Eingriff der Reize *bewogen wird*, ohne daß jedoch weder in dem äußeren noch in dem inneren (Nervenprozeß) Vorgang die Qualität der Empfindung schon enthalten wäre, und ohne daß umgekehrt in den letzteren (Nervenprozessen) irgend eine Erinnerung an jene sich enthielte.

8. Die Seele bedarf des leiblichen Organismus, namentlich des Gehirnsystems, wenn es in ihr überhaupt zu einem geistigen Leben kommen soll; die Seele kann nur mittelst eines solchen Organismus auf die umgebende Welt einwirken, — dieser Organismus würde aber ohne die Seele in sich selbst keinen Bestand haben.

Die Bedeutung und Anwendung der Sinnesempfindungen auf Erziehung und Unterricht.

1. Die große Bedeutung der Empfindungen für das Geistesleben liegt darin, daß sie die Grundlage der geistigen Entwicklung, des geistigen Fortschrittes bilden, denn sie führen zu Anschauungen und Vorstellungen, also zum Erkennen, und regen die Seele

---

1) Dittes, Seite 13. Es lassen sich also in einem Sinnesvorgange drei Hauptabteilungen unterscheiden; die erste ist ein *physikalischer* Vorgang (Ätherschwingungen, Schall, Druck), die zweite ein physiologischer (eine durch den ganzen Sinnesapparat hindurchgehende Erregung), die dritte endlich ein psychischer (eben die Empfindung oder Wahrnehmung). Da das zweite Geschehen aus dem ersten, das dritte aus dem zweiten hervorgeht, so sagt man: der *physikalische* Vorgang wird in den *physiologischen*, der *physiologische* in den *psychischen* „umgesetzt" (umgewandelt). Wie dies geschieht, ist ein Rätsel, daß es eben geschieht, ist eine Thatsache.

zu Gefühlen sowie zum Wollen und Handeln an. Alle Bildung des Geistes und Herzens geht aus von der Bildung der Sinne.

2. Je deutlicher, je klarer die Empfindungen eines Sinnes sind, desto mehr tragen sie zur erfahrungsmäßigen Erkenntnis bei und desto wertvoller sind sie auch für die höhere Geistesthätigkeit.

3. Die Sinne sind also für das geistige Leben der Menschen von der größten Bedeutung, insofern sie den Seeleninhalt vermitteln. Es ist daher klar, wie wichtig es ist, im Besitze gesunder Sinne zu sein, denn solche sind die notwendige Vorbedingung für einen jeden, der sich auf dem geistigen Gebiete, auf dem Felde der Wissenschaft oder Kunst auszeichnen, der überhaupt in seinem Leben und Berufe etwas Tüchtiges leisten will.

4. Jeder Sinn hat für die Entwicklung der Seele seine besondere Bedeutung. Allein in erster Linie stehen, wie wir gesehen haben, das Gesicht und Gehör; — der wichtigste Anteil an der Auffassung der Außenwelt fällt unstreitig dem Gesichtssinn zu.

Als Erkenntnissinn liefert er uns zunächst die Empfindungen der verschiedenen Farben und Helligkeitsgrade, der mannigfaltigen Figuren und Gestalten der Dinge, sowie ihrer Entfernungen von einander, ihrer Lage zu einander und im Raum überhaupt, ihrer Größe, ihrer Bewegung, ihrer Zahl, meist im Verein mit dem Tastsinn. Ja, Naturkräfte und Naturgesetze, obwohl an sich dem Auge ganz unzugänglich, werden, sofern sie sichtbare Erscheinungen bewirken, durch das Auge ausgespürt. Wir können zwar die Wärme, die Schwerkraft, den Magnetismus nicht sehen, aber wir nehmen mit Hilfe des Gesichtssinnes die Ausdehnung der Körper durch die Wärme, das Steigen und Fallen des Quecksilbers im Thermometer, die Schwingungen des Pendels, den Fall des Körpers, das Fließen des Baches, die Anziehung des Eisens durch den Magneten wahr. Auch können

wir nicht dem Menschen ins Herz sehen, nicht sehen, was in seiner Seele vorgeht, was er fühlt, will, denkt; aber wir können seine Mienen, Geberden, Handlungen sehen und aus diesen Äußerungen seines Geistes auf diesen selbst Schlüsse bilden.

Ganz besonders bemerkenswert ist uns der Umstand, daß die Auffassungen des Gesichtssinnes klarer sind als die der anderen Sinne, und auch am vollkommensten in der Seele beharren.

Aber nicht weniger wichtig ist der Gesichtssinn als Sinn des Gemütes und der Kunst, indem er das Schöne in Natur und Kunst erfaßt. Schon Goethe sagt: „Die Farben an sich, in Beziehung zur Psyche betrachtet, regen entweder auf, stimmen lebhaft, strebend, oder wirken beruhigend und stimmen zu einer weichen, sehnenden Empfindung. Ersteres thun Gelb, Gelbrot, Rot, letzteres Blau, Blaurot, Rotblau. Grün giebt uns eine ideale Befriedigung, das Auge ruht darauf, es will und kann nicht weiter.“ — Natürlich bringen die verschiedenen Farben nicht in allen Individuen die nämliche Wirkung hervor, aber eine Einwirkung derselben auf das Gemüt, wie verschiedener Art sie auch immer bei verschiedenen Personen sein möge, ist keineswegs zu leugnen. Deshalb sind sie ein wichtiges Element der Kunst, speziell der Malerei. Da auch Beleuchtungsgrade, Formen und Verhältnisse, d. h. ihre übrigen Elemente, sichtbar sind, so wird durch das Auge der ästhetische Eindruck der Malerei, sowie ja auch der anderen graphischen Künste, wie der Baukunst, der Bildhauerei, ausschließlich vermittelt.

Auch ein großer Teil des Naturgenusses beruht auf der Vermittelung durch das Auge. Die Reize einer Landschaft, einer blumigen Trift, die Schönheit des Morgen- und Abendrotes, die Pracht des Regenbogens, des gestirnten Himmels, alles dies ist ja nur dem Auge zugänglich. Deshalb ist der Verlust des Gesichtssinnes für den Menschen ein in der That sehr großes

Unglück in intellektueller und praktischer Beziehung, aber auch hinsichtlich des Gemütslebens, in welches Erblindung einen tiefen Riß bringt.

5. Dem Gesichtssinn tritt hinsichtlich der Wichtigkeit für Kopf und Herz, d. h. für Verstand und Gemüt, der Gehörsinn zur Seite. Als Erkenntnissinn kommt das Ohr in Betracht, sofern es uns ermöglicht, die mannigfaltigen Ursachen der Schälle zu erraten, zu schließen, aus welcher Richtung und Entfernung dieselben an unser Ohr dringen. Obwohl wir dies alles nicht ursprünglich hören, so setzen uns doch vielfache Erfahrungen in den Stand, uns hierüber ein Urteil zu bilden, und je reicher und bestimmter diese Erfahrungen werden, desto besser lernen wir unser Ohr benutzen und die Dienste, welche es uns leistet, würdigen. Wir erraten die Ursachen der Schälle, indem wir die verschiedenen Erregungen des Gehörsinns objektiv auffassen, als Rauschen eines Wasserfalles, als Ton der Flöte oder Gesang eines Menschen, als Kanonendonner, als das Brausen des Windes u. s. f. Aus der Aufeinanderfolge von Blitz und Donner schließen wir auf die Entfernung des Gewitters; aus den Tönen und Geräuschen gewisser Leibesorgane schließt der Arzt auf den Zustand dieser Organe. Die Richtung, aus der ein Schall zu unserem Ohr dringt, ermitteln wir aus der Stellung, die wir annehmen müssen, um denselben am besten und deutlichsten zu vernehmen. Ferner dient das Gehör auch zur Vermittelung von Zahlvorstellungen, wovon uns jede Schlaguhr überzeugen kann, zur Vorstellung der Zeit, der Aufeinanderfolge des Geschehens. Vor allem wichtig ist aber das Gehör als Sinn der Wortsprache, durch welche wir unsere Gedanken, Gefühle, Wünsche viel erschöpfender und deutlicher zum Ausdruck bringen können, als z. B. durch die Geberdensprache. Das Gehör ist aber nicht nur Erkenntnissinn, sondern auch Sinn des Gemüts — des Elendes. Lotze

sagt: „Der farbige Glanz mutet unser natürliches Gefühl als die unmittelbarste Erscheinung einer fremden, uns gegenüberstehenden Realität an, in deren Tiefe wir hineinzusehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der sie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Keine andere Empfindung gewährt denselben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion ersetzt ihn, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorstellungen und Tasteindrücken sich eine genaue Vorstellung der Umgebung verschafft, wird nie so klar inne werden, was es heißt, im Raume da zu sein, wie der Sehende, vor dem die Welt im Lichte daliegt. Aber mehr allerdings als den äußeren Umriß gewährt uns die Farbe nicht; das Innere der Dinge dagegen hat man stets nur im Klange erfassen zu können geglaubt. Und in der That ist es die eigne Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird. Der Klang bildet nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor. In der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Abgerundeten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, wes Geistes Kinder die physischen Eigenschaften der Härte, Sprödigkeit u. s. w. der Körper sind. Mittel der Verständigung und Mitteilung giebt es viele; aber auch das vollkommenste wird nie die überzeugende Klarheit besitzen, mit welcher der Klang sich als geborner Verkündiger der inneren Zustände der Dinge an uns drängt [1])."

1) Hierzu Horwicz I, Seite 336: „Wir sehen im Laufe eines Tages tausenderlei, erkennen und unterscheiden mittelst der gesehenen Farben, dämpfen uns das zu helle Licht oder schließen es ab zum Zwecke des deutlichen Sehens, ohne uns dessen bewußt zu werden, ob uns die gesehenen Farben und Lichtstärken angenehm waren oder nicht.

Schon ungleich mehr tritt die Gefühlsseite beim Gehör hervor. Töne ergreifen uns in der Regel weit stärker als Farben. Helle, reine Töne sind angenehm, schrille und unreine martern unser Ohr. Bekannt ist, wie schwer selbst einem guten Redner ein klangloses oder quäkendes Organ verziehen wird, und wie leicht eine sonore, wohltönende Stimme den Mangel geistigen Gehaltes verdeckt.

Lindner, S. 54: „Das Gehör leistet nur wenig für die Auffassung des im Raume ausgedehnten, desto mehr aber für die Wahrnehmung des in die Zeit fallenden Werdens und Geschehens. Die lautlose Stille ist das Bild der Erstarrung und des Todes; alle Bewegungen, alle Veränderung, alles Leben ist an die Schallerregung geknüpft. Allein nicht bloß das äußere, sondern auch das innere Geschehen wird uns mittelst des Gehörs offenbar, und sowie der Klang aus dem Innern kommt und von der materiellen Beschaffenheit des Schallerregers (Stroh, Holz, Eisen, Silber, Glockengut u. s. w.) abhängt, so erschließt er unserem Ohr die verborgenen Eigentümlichkeiten der Dinge, die sich dem schauenden Auge und der tastenden Hand entziehen, und die uns in dem Anklingen der verschiedenen Naturlaute, in dem wundersamen Ausdrucke der Menschenstimme, vor allem aber in Sprache und Musik so eigentümlich berühren."

Ulrici: „Das Auge ist der klarste, das Ohr der tiefste Sinn. Der tote Buchstabe spricht zum Auge, die lebendige Stimme zum Ohr. Das Auge überzeugt, das Ohr rührt." —

6. Hieraus ergiebt sich für den Erzieher die wichtige Forderung, daß er der Sinnesbildung der Kinder die größte Pflege und Aufmerksamkeit widme. Wie jedes Organ, so müssen auch die Sinne geübt, d. h. in angemessene und planmäßige Thätigkeit versetzt werden, um sich richtig zu entwickeln. Obwohl die Sinne, wie wir gesehen haben, schon von Natur darauf gerichtet

sind, Eindrücke aufzunehmen, und die Seele solche von selbst sucht und findet, so sind dieselben doch nicht immer genügend und zweckmäßig für die Entwicklung. Der Anschauungsunterricht hat dafür zu sorgen, daß das Auge des Kindes die Gestalt eines Dinges, ein Bild genau und richtig erfaßt, er soll auf scharfe Sonderung der Gestalten hinarbeiten, das Sehen der Kinder zur Aufmerksamkeit auf die Gestalt bilden. — Nur schöne Gestalten, Figuren, Bilder sollen dem Auge gezeigt werden, damit das ästhetische Gefühl des Kindes geweckt und angeregt werde. Da die Gestalt eines Dinges durch die Größen- und Lagenverhältnisse seiner Teile bestimmt wird, so ist es zur Erlangung genauer und richtiger Anschauungen unerläßlich, daß der Anschauungsunterricht die Dinge nach den Lagen- und Größenverhältnissen ihrer Teile möglichst scharf auffassen, sondern und aufeinander beziehen läßt. „Meßt, zählt, wägt, vergleicht!" rief schon Rousseau den Erziehern zu, weil er geübte Sinne als die Grundbedingung eines richtigen Urteils ansah. Das Gehör wird entwickelt durch wohlthuende Worte, festen Gesang (besonders durch Volksmelodien), später auch durch Unterscheidung der Töne nach Höhe und Stärke.

8. Da bei Mängeln der Sinnesorgane, wie Kurzsichtigkeit, Harthörigkeit, Augen- und Ohrenentzündung auch die Wahrnehmungsfähigkeit gehindert wird, so sind die Sinnesorgane sorgfältig zu pflegen, um sie für ihren wichtigen Dienst möglichst brauchbar zn machen. Von der größten Wichtigkeit ist die richtige Beleuchtung der Schulräume. Die günstigste Lichtzuführung ist die von links, verwerflich und gefährlich ist der Einfall des Lichtes durch die Vorder- und Rückwand. Damit die erforderliche Lichtmenge im Unterrichtsraume vorhanden ist, genügt es nicht, die ausreichende Zahl von Fenstern zu haben; es kommt auch darauf an, daß das durch sie eindringende Licht auch allen

Schülern zugute komme. Darum müssen die Fenster schon in 1 m Wandhöhe beginnen und fast an der Decke endigen.

Im Interesse zweckmäßiger Verteilung des Lichtes ist es geboten, daß die Wände die richtige Farbe haben: sie dürfen nicht ganz weiß sein, weil sie sonst zu viel Licht zurückwerfen, aber auch nicht zu dunkel, weil sie sonst zu viel Licht einsaugen. Deshalb werden sie am besten mit einer hellgrauen oder grünlichen Leimfarbe bestrichen, welche in regelmäßigen Zwischenräumen zu erneuern ist.

9. Alle Sinneseindrücke müssen eine genügende Stärke und Dauer haben, um vollständig aufgefaßt zu werden, um eine klare Wahrnehmung zu erzeugen.

Daher muß der Lehrer dafür sorgen, daß ein Kind mit Aufmerksamkeit den Gegenstand betrachtet. Die Anschauungsmittel müssen einen genügenden Reiz auf die Sinne üben. Das ist nicht der Fall, wenn die Wandtafel, auf welcher geschrieben, gezeichnet wird, eine glänzende Oberfläche (statt eines stumpfen Anstrichs) hat, — wenn die Landkarten zu klein oder überfüllt sind, oder die Farben sich nicht kräftig genug hervorheben, — oder wenn auf Bildern zu viele Gegenstände abgebildet sind.

Namentlich muß der Lehrer verstehen, durch sein Auge Zucht zu üben und die Selbstthätigkeit der Kinder und zwar aller Kinder dauernd in Anspruch zu nehmen.

10. Wenn die Sinne einzelner Kinder mangelhaft sind, so hat der Lehrer auf geeignete Abhilfe Bedacht zu nehmen, also z. B. den Kurzsichtigen auf die vorderste Bank, den Schwerhörigen in seine unmittelbare Nähe zu setzen [1]).

---

1) Das preußische Ministerialreskript vom 9. April und 13. Oktober 1879 ordnet an, daß „das Fensterlicht nie von rechts oder sogar von der Gesichtsseite zugeführt werden darf"; „daß bei Schulzimmern Doppellicht unter allen Umständen unzulässig ist." Die Verordnung für

Litteratur.

Schreber, Die planmäßige Schärfung der Sinnesorgane. Leipzig 1859. — Grube, Studien und Kritiken S. 86. — Raumer, Geschichte der Pädagogik, 5. Aufl. Bd. II, S. 53 ff. 326 ff. — Stoy, Encyklopädie der Pädagogik S. 48. — Eberhard, Programm der Realschule in Koburg 1860: „Die Gesundheitspflege in der Schule" S. 26. — Kant, Anthropologie § 17. — Waitz, Allgemeine Pädagogik S. 72 bis 144. — Waitz, Lehrbuch der Psychologie §§ 20, 24 u. 26. —

Württemberg bestimmt: Beleuchtung der Schullokale. Auf mögliche Schonung der Sehkraft der Schüler ist während des Unterrichtes die sorgfältigste Rücksicht zu nehmen und daher von dem Lehrer alles zu beachten, was zur Erreichung dieses Zweckes dienlich erscheint.

Zum Schutze der Augen gegen blendendes Sonnenlicht sind die Fensterrouleaus stets in der geeigneten Weise zu handhaben und ist insbesondere dafür zu sorgen, daß das Einfallen des Lichtes von zwei entgegengesetzten Seiten des Schulzimmers vermieden und das etwa von vorn einfallende Licht entweder ganz abgesperrt oder nach Bedürfnis gedämpft wird.

Auch hat der Lehrer beim Unterricht die Aufstellung der Schul- und Wandtafeln, Wandkarten u. s. w. zwischen zwei hell erleuchteten Fenstern sorgfältig zu vermeiden.

Bei Zwielicht darf kein Unterrichtsgegenstand, welcher die Augen anstrengt, vorgenommen werden.

Kurzsichtigen Schülern ist, wenn beim Unterricht Wandtafeln, Wandkarten gebraucht werden, stets ein geeigneter Platz anzuweisen.

2. Die Verordnung für das Königreich Sachsen vom 3. April 1873 bestimmt:

Zum Schutze gegen direktes oder von gegenüberstehenden Gebäuden reflektiertes Sonnenlicht sind innere, mattgraue Rouleaus zu verwenden, welche das Fenster vollkommen decken müssen.

Wo künstliche Beleuchtung bei dem Schulunterrichte in Anwendung kommt, ist als Beleuchtungsmaterial Gas oder Erdöl am meisten zu empfehlen. — Bei Anwendung von Gaslicht sind die Flammen von unten her durch Teller oder Kugeln von mattem oder Milchglase zu decken. — Die Petroleumlampen sollen mit Zugglas und Lichtschirm versehen sein. — Auf mindestens je sieben Schüler ist eine Flamme zu rechnen, außer den für das Katheder und zur Beleuchtung der Wandtafel etwa erforderlichen.

Volkmann, Grundriß der Psychologie Band I. § 36 ff. II. § 91 ff. — Drobisch, Empirische Psychologie § 8 ff. u. § 47 ff. — Herbart, Pestalozzis Abc der Anschauungen u. s. w. — Palmer, Evangelische Pädagogik. 4. Aufl. S. 369. — Schlotterbeck, Sinnenbildung S. 64 ff. Glogau 1860. — Langbein, Pädagogisches Archiv. 8. Jahrgang (1866) S. 257 ff. — Gutsmuths, Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. 1817. — Fresenius, Programm der höheren Bürgerschule in Frankfurt a/M. 1861: „Ueber die Pflege des Raumsinnes“.

Von dem Verlauf der Vorstellungen.

Entstehung, Wesen und Unterschiede der Vorstellungen.

§ 12.

Wir haben bis jetzt die Bedingungen kennen gelernt, die den Eintritt aller Empfindungen ermöglichen, wenden wir uns jetzt zu den geistigen Nachbildern, welche von den Empfindungen in der Seele zurückbleiben.

Vorstellungen, im Gegensatze zu Empfindungen, nennen wir zunächst die Erinnerungsbilder, die wir von früheren Empfindungen im Bewußtsein antreffen. Dies sind in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch: wir stellen das Abwesende vor, das wir nicht empfinden, empfinden aber das Anwesende, das wir deswegen nicht vorzustellen brauchen. Eine Lichtempfindung hat die Seele nur so lange, als der Sehnerv durch äußere Eindrücke (Ätherschwingungen) getroffen wird, eine Tonempfindung nur so lange, als der Gehörsnerv durch äußere Schalleindrücke (Luftschwingungen) gereizt wird. Verschließen wir nun Augen und Ohren, so daß die betreffenden Nerven nicht mehr durch äußere Reize getroffen

werden können, so hört die Empfindung auf; aber nicht ohne Spuren in der Seele zu hinterlassen.

„Der Wilde" (in Seumes Gedicht) setzte sich nach seiner Heimkehr „zu seinen nackten Kindern nieder und erzählte von den bunten Städten und den Kriegern, die den Donner tragen, und dem Regensturm, der ihn ereilte, und der Grausamkeit des weißen Mannes"; er besaß also auch, in seine Hütte wieder zurückgekehrt, noch lebhafte Nachbilder — Vorstellungen — von all diesen Dingen, Handlungen und Ereignissen. — Schiller, „Lied von der Glocke" — Beschreibung der Feuersbrunst. —

Aber nicht nur von äußeren Dingen und Ereignissen, sondern auch von innern geistigen Vorgängen, von unsern Gedanken, Gefühlen und Entschlüssen haben wir Vorstellungen. Tell stellt sich in seinem Monolog (IV. 3) seine früheren Gefühle, Gedanken und Entschlüsse, besonders beim Apfelschusse vor. (Abschied der Jungfrau von Orleans von der Heimat. „Der Postillon" — von Lenau.)

Von der gesehenen Landschaft, von der gehörten Musik, von dem empfundenen Schmerze bleiben sozusagen Nachbilder in der Seele zurück, welche zwar an Lebhaftigkeit und sinnlicher Frische den Empfindungen nachstehen, aber doch ganz klar und deutlich sein können.

Diese geistigen Bilder also, welche von den Empfindungen in der Seele zurückbleiben, nachdem der die Empfindung veranlassende äußere Reiz zu wirken aufgehört hat, nennen wir Vorstellung.

Man unterscheidet demnach:

a) die geistigen Zustände während der Sinnesempfindung und

b) die geistigen Zustände nach der Sinneserregung.

Erstere kann man „Wahrnehmungen", letztere „Vorstellungen" im engeren Sinne nennen. Im weiteren Sinne versteht man unter Vorstellungen alle seelischen Zustände, und man spricht dann auch von Begriffs-, Gefühls- und Begehrungsvorstellungen.

Unterschied zwischen der Vorstellung und der Empfindung.

§ 13.

Nach dem Aufhören des äußeren Sinnesreizes geschieht es zuweilen, daß andauernde Erregungen der Nerven der Seele ein lebhaftes Nachbild des Empfundenen vorhalten; wo dies nicht der Fall ist, ändert sich die Art unserer Erregung stets sehr schnell und das Nachbild, welches die Erinnerung aufbewahrt, unterscheidet sich wesentlich von dem Inhalte, den die wirkliche Empfindung darbot.

Die Vorstellungen unterscheiden sich demnach eigentümlich von den Empfindungen. Mit dem Erlöschen des Lichtes, dem Verklingen des Schalles geht die Empfindung in eine lichte und lautlose Vorstellung der Farben und der Töne über. Die Vorstellung des hellsten Glanzes leuchtet nicht, die des stärksten Schalles klingt nicht, die der größten Qual thut nicht weh, bei alledem stellt die Vorstellung genau den Glanz, den Klang oder den Schmerz vor, den sie nicht wirklich wiederholt.

Durch zweierlei unterscheiden sich daher die Vorstellungen von den Empfindungen; durch die Intensität oder Stärke, und dadurch, daß die Empfindungen das Vorhandensein eines gegenwärtigen Gegenstandes (Reizes) voraussetzen. Die Vorstellungen drücken demnach eine psychische Thätigkeit aus, die keines äußeren (gegenwärtigen) Impulses bedarf, sondern auch von Innen, durch auftauchende Erinnerungsbilder erregt werden kann. Sie steht

der Empfindung gegenüber wie das Bild des abwesenden Gegenstandes, das willkürlich gerufen und beliebig lange vor der Seele zur Betrachtung hingestellt werden kann, der Perzeption des gegenwärtigen Reizes (durch die Sinne). Jeder weiß, daß mehr Intensität und Gegenständlichkeit da ist, wenn er einen Menschen vor sich sieht und betastet, als wenn ihm bloß dessen Bild erscheint.

Indem die Erinnerung den Inhalt früherer Empfindung getreu nach Art und Stärke wiederholt, wiederholt sie nicht gleichzeitig die Erschütterung, die wir von ihr erfuhren, oder wo sie dies zu thun scheint, fügt sie doch in Wahrheit vielmehr bloß das Bild des früheren Ergriffenseins als eine zweite Vorstellung zu der wiedererzeugten Anschauung des früheren Inhaltes hinzu. Das Rollen des Donners ist in unserer Erinnerung, so deutlich sie auch seine Eigentümlichkeit und seine Stärke wiedergiebt, doch keine gewaltigere Erregung als die gleich deutliche Vorstellung des leisesten Tones; wir gedenken vielleicht wohl der stärkeren Erschütterung mit, die der heftigere Klang uns zufügte, aber auch diese Vorstellung der lebhafteren Erregung ist nicht jetzt wieder eine größere Bewegung in uns, als die gleich deutliche des geringeren Ergriffenseins. Wir unterscheiden in der Erinnerung die verschiedenen Gewichte zweier Gegenstände, aber die genaue Wiedervorstellung des stärkeren Druckes, den uns der eine verursachte, ist nicht auch jetzt wieder ein stärkeres Begriffensein für uns, als das nicht minder genaue Nachgefühl der geringeren Last. Die Vorstellung des Schmerzes ist nicht Schmerz, die der Lust nicht Lust selber; leidlos und freudlos erzeugt das Bewußtsein wie aus einer sicheren Höhe herab den Inhalt vergangener Eindrücke mit aller Mannigfaltigkeit seiner inneren Verhältnisse, selbst mit den Bildern der Gefühle, die sich an ihn knüpfen, aber nie trübt es die Auflösung seiner Aufgabe dadurch

daß es an der Stelle der Bilder den Eindruck selbst wiederkehren ließe. Die Erinnerung der unaussprechlichsten Qual ist nichts gegen den reellen Schmerz eines Nadelstiches; die Vorstellung einer Musik, mag sie noch so genau Harmonie und Melodie umfassen, ist klanglos; das vorgestellte Gemälde ist ohne Glanz und Wirklichkeit.

So bringt mithin der Gedankenlauf der Erinnerung zwar großen und kleinen, starken und schwachen Inhalt dem Bewußtsein wieder, aber die *vorstellende* Thätigkeit, die er dazu verwendet, muß *gradlos* überall dieselbe sein.

§ 14.

Gerade wie die Empfindungen weisen auch die Vorstellungen eine reiche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit auf.

1) Die Vorstellung eines Tones ist anders geartet als die einer Farbe, und die Vorstellung dieses Tones und dieser Farbe wieder ganz anders als die Vorstellung jenes Tones und jener Farbe: *Die Vorstellungen unterscheiden sich also bezüglich ihrer Qualität.*

2) Die Vorstellung einer Melodie ist zusammengesetzter als die eines einzelnen Tones, die Vorstellung einer Linie einfacher, als die eines Landschaftsbildes, — eines Gewebes: *Die Vorstellungen unterscheiden sich also auch bezüglich ihres Umfanges.*

3) Von einem mit Aufmerksamkeit angeschauten Gegenstande bleibt ein klareres Bild in der Seele zurück als von dem nur flüchtig gesehenen: *Die Vorstellungen unterscheiden sich also bezüglich ihrer Klarheit.*

Von unterrichtlichen Klarheitsgraden kann nur bei zusammengesetzten Vorstellungen die Rede sein, aber hier hängt die größere oder geringere Klarheit nur von der größeren oder geringeren Voll-

ständigkeit des vorgestellten Inhaltes ab. — Die Vorstellungen, welche wir von den Gegenständen der Außenwelt auf dem Wege des Wahrnehmens erhalten, sind nur dann klar, wenn uns sämtliche wesentliche Teile und Merkmale, und zwar in geordneter Verbindung, bekannt sind. Die Vorstellung vom wohlriechenden Veilchen ist unklar, wenn ihr wesentliche Teile und Merkmale (z. B. Ausläufer lang und kriechend, Wohlgeruch) fehlen oder nicht in richtiger Ordnung und Verbindung vorgestellt werden. Soll die Gesamtvorstellung „Hahn“ vollkommen klar werden, dann genügt es nicht, zu wissen, daß der Hahn mit Federn bedeckt ist, einen Schnabel und zwei Beine hat; es muß vielmehr auch noch mehr zur Wahrnehmung gebracht werden, daß er kräht, keine Eier legt, daß er an seinen Beinen mit Krallen versehene Zehen besitzt, deren eine nach hinten steht, während die anderen nach vorne gerichtet sind u. s. w.

Von einer allmählichen Klarheits-Zunahme und -Abnahme der im Bewußtsein auftauchenden oder aus demselben verschwindenden Vorstellungen kann demnach auch nur in dem Sinne die Rede sein, daß nach und nach einzelne Teile eines Vorstellungsinhaltes entweder zum Bewußtsein gelangen oder dasselbe verlieren lassen, nicht in dem Sinne, als ob ein und derselbe Vorstellungsinhalt allmählich heller und dunkler werden könnte.

Summa: **Nur bei zusammengesetzten Vorstellungen kann von einem wechselnden Grade der Klarheit die Rede sein. Die größere oder geringere Klarheit ist gleichbedeutend mit der größeren oder geringeren Vollständigkeit und Ordnung der Vorstellungselemente. Vollkommen klar ist jede Vorstellung, welche alle wesentlichen Teile und Merkmale des vorgestellten Objekts in geordneter Verbindung enthält.**

Eine vollkommen klare Vorstellung nennen wir „Anschauung“. Die Anschauung ist das Ergebnis des Anschauens, welches mehr in sich schließt als das bloße Wahrnehmen. Manche Gegenstände, die uns auf Schritt und Tritt umgeben, haben wir tausendmal wahrgenommen, und dennoch ist unsere Vorstellung von denselben lückenhaft geblieben, so daß wir nicht imstande sind, eine genaue Beschreibung davon zu geben. Wir haben eben niemals mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt die Gegenstände nach ihren einzelnen Teilen und Merkmalen beobachtet, haben nur immer einen flüchtigen Totaleindruck von ihnen empfangen. Nur von dem Gegenstande, welcher nach all seinen wesentlichen Teilen und Merkmalen mit absichtlicher Aufmerksamkeit aufgefaßt, welcher angeschaut wird, bleibt eine vollkommen klare Vorstellung, eine Anschauung in der Seele zurück. Man pflegt diesen Ausdruck, welcher seiner sprachlichen Abstammung nach eigentlich nur auf Vorstellungen des Gesichtssinnes paßt, auf alle in der beschriebenen Weise gewonnenen Vorstellungen auszudehnen, gleichviel, durch welchen Sinn sie aufgenommen sind. Es ist demnach z. B. auch die klare Vorstellung eines gehörten Musikstückes eine Anschauung zu nennen.

Zusammenfassung.

1) Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen sind bewußte Zustände der Seele.

2) Vorstellungen, im Gegensatz zu den Empfindungen, nennen wir zunächst die Erinnerungsbilder, die wir von früheren Empfindungen im Bewußtsein antreffen. —

„Die geistigen Bilder, welche von der Empfindung in der Seele zurückbleiben, nachdem der die Empfindung veranlassende äußere Reiz zu wirken aufgehört hat, nennen wir Vorstellung.“

3) Die Anschauung ist das klare deutliche Bild eines Gegenstandes, welcher gegenwärtig von uns wahrgenommen wird.

Sie setzt die Wahrnehmung voraus, steht aber höher als diese, indem sie die vereinzelten und oft unbestimmten Wahrnehmungen zu einem klaren und deutlichen Gesamtbild vereinigt.

4) Jede Anschauung kann eine Vorstellung erzeugen. Daher giebt es nicht nur von gesehenen Dingen Vorstellungen, sondern auch Tonvorstellungen, Geschmacksvorstellungen, u. s. w. Auch von Handlungen und Ereignissen, ja selbst von geistigen Vorgängen: Gedanken, Gefühlen und Entschlüssen besitzen wir Vorstellungen.

Die pädagogische Wichtigkeit dieser Sätze und Anwendung auf die Erziehung.

> „Auf dem Wege der Anschauung unterrichtet die Natur den Menschen von seiner Geburt an, aber sie führt diese Anschauungen ohne Plan und Ordnung, im verworrenen Zustande vor. Die Kunst hat nun einzuschreiten und das, was die Natur zerstreut und in verwirrten Verhältnissen vorführt, im engen Kreis und in regelmäßigen Reihenfolgen zusammenzustellen."
>
> Pestalozzi.

1) Alle Erkenntnis wurzelt in der Anschauung, denn alle Entwickelung des Geistes findet nur im Wahrnehmen und Anschauen ihren Anfang. Durch kein Mittel läßt sich direkt auf das Innere des Menschen einwirken, um ihm bestimmte Begriffe, Gefühle, Interessen mitzuteilen; zu diesem Behufe muß der Weg der Sinnlichkeit beschritten werden. Aus dem, was das Kind sinnlich wahrnimmt, gehen die ersten Ansätze seiner Begriffsbildung hervor, an das, was es sieht und hört, knüpfen sich die ersten Regungen seiner Gefühle und Interessen. Alles Denken

hat in der Anschauung seinen Ausgangspunkt und seine Grundlage. **Hieraus folgt, daß nur der Unterricht wahrhaft geistbildend und fruchtbringend sein kann, der dem Geiste Vorstellungen zuführt auf ihrer natürlichen Grundlage, der Anschauung, der jede Geistesarbeit mit dieser beginnt und sie zur Unterlage der höheren Geistesthätigkeiten des Verstandes und der Vernunft macht.**

Der Unterricht hat daher überall mit der Anschauung sinnlich (oder geistig) wahrnehmbarer Dinge und Erscheinungen zu beginnen, damit der Zögling einzelne Vorstellungen davon, geistige Abbilder der Erscheinungen gewinne, welche den allgemeinen Vorstellungen oder Begriffen zur Grundlage dienen und somit das eigentliche Denkmaterial bilden, an dem und mit dem wir begreifen, urteilen und schließen.

Alle ohne Anschauungen und somit ohne klares Verständnis erworbenen Wissensschätze bilden ein totes Kapital, welches den Geist abstumpft und tötet, statt ihn zu heben und zu beleben.

Darin liegt sicherlich Aufforderung und Grund genug, im Schulunterrichte der Anschauung und ihrer Bildung ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

2. Man bezeichnet darum die Veranstaltungen, welche die Schule trifft, um dem Kinde zur richtigen Auffassung der Außenwelt, also zu richtigen Anschauungen, klaren Vorstellungen und Begriffen zu verhelfen und es auf Grundlage derselben im Denken und Sprechen zu üben, auf daß es in seiner Lebenssphäre sich gehörig zu orientieren und zu bewegen vermöge, mit dem allgemeinen Namen „Anschauungsunterricht“.

Anschauungsunterricht und anschaulicher Unterricht sind demnach keine identischen Begriffe. Das Prinzip von der Anschaulichkeit des Unterrichts beherrscht seit Comenius († 1671) und besonders seit Pestalozzi die ganze Methodik in allen Unterrichtszweigen und auf allen Stufen, auf den höchsten und abstraktesten wie auf den niedrigsten und konkretesten. Der Anschauungsunterricht als solcher ist eine Unterrichtsdisziplin.

3) Der Anschauungsunterricht hat die Aufgabe:

a) die vorhandenen, aber noch unklaren Vorstellungen des Kindes aufzusuchen, zu klären, zu vervollständigen und zu ordnen,

b) das Kind zum aufmerksamen und ausdauernden Betrachten der Dinge und ihrer Verhältnisse anzuleiten und seine Sinne zu schärfen,

c) den Wortvorrat des Kindes zu bereichern und es im richtigen und gewandten Gebrauche der Sprache zu üben;

d) durch Benutzung der sich darbietenden sittlichen und religiösen Momente das Gemüt des Kindes zu befruchten und seinen Willen zu veredeln.

4) Die nächste Umgebung des Kindes aber bietet schon der Anschauung so vielerlei dar, daß es unmöglich ist, alle Gegenstände derselben in einem oder in zwei Schuljahren einzeln zu betrachten. Daher ist es unerläßlich, unter denselben dasjenige herauszuheben, was für die Bildung der kindlichen Vorstellungen, für die Uebung der kindlichen Auffassungskraft, für die Läuterung und Bereicherung des kindlichen Gedankenkreises wirkliche Bedeutung hat.

5) Die Gegenstände des Anschauungsunterrichts müssen aber nicht nur zweckmäßig ausgewählt, sondern auch in guter Ordnung und Reihenfolge vorgeführt werden. „Niemals darf es

dem Zufall, der Willkür oder Laune überlassen bleiben, worüber zu jeder Zeit mit dem Kinde gesprochen werden soll, damit der Unterricht nicht in ein planloses Hin- und Herreden über die verschiedenartigsten Dinge ausartet, was zur Zerstreuung und Oberflächlichkeit führt, sondern vom Anfang an muß der Lehrer sein Ziel fest im Auge behalten und in einem planmäßig geregelten Gange dasselbe zu erreichen streben."

Bei der Behandlung der Anschauungsgegenstände müssen zur Erzeugung von klaren und deutlichen Anschauungen folgende Unterrichtsregeln beobachtet werden:

1) Passende Anknüpfung an frühere Anschauungen;

2) Vorführung des Anschauungsobjektes;

3) Benennen des Ganzen, wie seiner Teile;

4) Betrachtung der Gestalt, Größe, Farbe, Zahl und Zusammensetzung der Teile;

5) Besprechung über die Entstehung, den Stoff, Gebrauch, Nutzen oder Schaden, über Ursache und Wirkung. Daran reiht sich das sittliche Verhalten des Kindes zu dem Gegenstande.

6) Alles Sprechen geschieht in vollständigen Sätzen. Einzeln- und Chorsprechen wechseln ab. Jedes Sprechen muß deutlich und lautrichtig sein.

7) Ist das Kind geübt, vorgeführte Gegenstände nach den bezeichneten Gesichtspunkten zu betrachten, so folgt die Vergleichung mehrerer Gegenstände, um sowohl Übereinstimmendes als Verschiedenes zu erkennen.

8) Der Lehrer wird durch den Anschauungsunterricht das religiös-sittliche Gefühl der Kinder wecken, wenn er die Poesie in den Dienst des Unterrichts stellt: kurze Erzählungen, kleine Gedichtchen, Reimsprüche, Sprüchwörter, Rätsel an geeigneter Stelle einfügt, lernen und schön sprechen läßt.

9) Alles wird von Zeit zu Zeit wiederholt und aufgefrischt, damit es festen und sichern Halt im kindlichen Geiste bekomme.

10) Das Anschauungsobjekt bildet den Mittelpunkt und die Grundlage zu jeder Übung; alles andere gruppiert sich um dasselbe.

Litteratur.

Der Unterricht im Deutschen für das erste Schuljahr von Dr. Jütting, Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt, 1886. — Dörpfeld, Beiträge zur pädagogischen Psychologie I, 5. — Waitz, Lehrbuch der Psychologie § 24; Derselbe, Allgemeine Pädagogik § 7. — Lazarus, Leben der Seele, 3. Aufl. II. Seite 166. — Drbal, Empirische Psychologie, S. 90, 91, 179. — Dittes, Psychologie, S. 33—41. — Dr. W. Jütting, „Kritische Geschichte des Anschauungsunterrichts" im I. Band seiner sprachlichen und pädagogischen Abhandlungen, S. 330—443. — Dr. Schmidt, Geschichte des Anschauungsunterrichts in Dr. Kehrs Geschichte der Methodik, Bd. II, S. 256—327. — Diesterweg, Wegweiser II, S 67—86. — Heinemann, Handbuch für den Anschauungsunterricht. 4. Aufl. S. 3—22.

Das Beharren der Seelengebilde.

§. 15.

Die Erinnerungsbilder früherer Eindrücke sind nicht immer im Bewußtsein vorhanden, sondern treten nur zeitweilig in demselben wieder auf, dann aber so, daß kein äußerer Reiz nötig war, um sie von neuem zu erzeugen. Hieraus schließen wir, daß sie in der Zwischenzeit für uns nicht ganz verloren gewesen sind, sondern sich in irgend welche unbewußte Zustände verwandelt haben, die wir natürlich gar nicht beschreiben können, und für die wir den an sich widersprechenden,

aber bequemen Namen „unbewußte Vorstellungen“ brauchen, um anzudeuten, daß sie aus Vorstellungen entstanden sind und unter Bedingungen wieder zu solchen werden können[1]).

---

1) Für Herbart sind die Vorstellungen des Bewußtseins „Selbsterhaltungen“ der Seele gegen die ihrer Qualität drohenden Störungen. Sie sind die Rückwirkungen, welche die Seele in unmittelbarer Wechselwirkung mit äußeren Reizen entwickelt. Die Reize der Außenwelt sind nun aber so beschaffen, daß die Rückwirkungen der Seele einfacher Art sind. Selbsterhaltungen sind also in erster Instanz die einfachen Empfindungen, jene einfachen Vorstellungen, welche kein Vorgesetztes außer sich selbst haben, mit dessen Qualität sie zusammenstimmen könnten oder auch nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die man nur uneigentliche Vorstellungen nennt, da sie kein Bild eines Gegenstandes geben.

Diese einfachen Vorstellungen lassen sich also nicht aufeinander zurückführen. Aber aus ihrem gegenseitigen Verhältnis ergeben sich alle Erscheinungen des geistigen Lebens. Und diese Erklärbarkeit des gesamten geistigen Lebens durch das Spiel der Vorstellungen ist der Grundgedanke der Herbartschen Lehre. Lotze kommt ihr insoweit entgegen, als auch er die Empfindungen und Vorstellungen hervorgerufen sein läßt durch äußere Reize. Ihm aber sind sie die naturgemäßen Rückwirkungen der handelnden, leidenden Seele auf die äußeren Eindrücke. Und wohl giebt er zu, daß die Vorstellungen einander drängen und hemmen, miteinander sich verbinden und sich ins Bewußtsein zurückrufen, aber die Gesamtheit des Seelenlebens glaubt er doch nicht aus diesem Verhältnis der Vorstellungen allein erklären zu dürfen.

Nach Herbart scheint die Seele ihre wirkende Thätigkeit zurückzuziehen, nachdem sie einmal aus ihrer Natur das ursprüngliche Material, die Welt der Empfindungen, erzeugt hat. Die Erzeugnisse aber scheint sie sich selbst und den allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkung zu überlassen, niemals scheint sie wieder mit ihrer vollen Natur handelnd in das Getriebe einzugreifen und den herbeigeführten Verhältnissen neue Wendungen zu geben, von denen man gestehen müßte, daß sie aus ihnen selbst nach der Folgerichtigkeit ihres mechanischen Verlaufs nicht hervorgehen könnten. So erschien ihm die Seele nur als ein Schauplatz für das, was zwischen den Empfindungen und Vorstellungen geschieht, als ein Schauplatz zwar, der alles auf ihm Geschehende mit Bewußtsein begleitet, aber gleichgültig und teilnahmslos keinen anderen Einfluß darauf ausübt, als den des Umfassens und Zusammenhaltens.

Das Verschwinden der Vorstellungen aus dem Bewußtsein kann niemand beobachten, wir können darüber nur sprechen aufgrund von Rückschlüssen aus dem, was wir später im Bewußtsein finden, oder aufgrund von Prinzipien.

Weder Beobachtung noch Theorie hellen bis jetzt den Zeitraum auf, welcher zwischen der Empfindung und ihrem Scheiden aus dem Bewußtsein liegt. Beschreibungen, wie die Vorstellung allmählich an Stärke abnehme und zuletzt mit einem Nullwerte oder unter eine Schwelle des Bewußtseins verschwände, sagen

---

Hiergegen können für Lotze auf dem Grund und Boden des Bewußtseins die Vorstellungen keineswegs nur ihren Wechselwirkungen sich überlassen, sind sie keineswegs dem alleinigen Gebote eines allgemeinen Mechanismus unterworfen. Vielmehr ist für ihr späteres Verhalten, nachdem sie einmal entstanden, auch der Boden reizbar und von Einfluß, auf dem sie sich bewegen. Die Seele bringt die Vorstellungen nicht nur irgend einmal hervor und entläßt sie dann; das geistige Leben ist mit diesem ersten Erzeugnisse keineswegs abgeschlossen; die höheren Thätigkeiten, auf denen sein Wert beruht, gehen aus dem mechanischen Treiben der Vorstellungen keineswegs von selbst hervor. Der ganze Verlauf der inneren Ereignisse erzeugt vielmehr nur Veranlassungen, welche dadurch, daß sie auf das stets gegenwärtige ganze Wesen der Seele zurückwirken, neue Formen der Wirkung aus ihr hervorlocken, die sie aus sich allein nicht erzeugt hätten. Jeden Schritt, den der Verlauf der Vorstellungen macht, fühlt die Seele und, von ihm gereizt, tritt sie hier und da wieder selbsthandelnd hervor und führt in das scheinbar sich selbst überlassene Getriebe derselben neue Elemente ein, deren Grund wir vergeblich in diesen allein suchen würden. Gegen jeden einzelnen ihrer inneren Zustände befindet sich die Seele in derselben Lage, in welcher sie sich gegenüber den äußeren Empfindungsreizen befand. Auf jeden kann sie mit einer Gestalt der Thätigkeit antworten, welche aus jenem Zustande allein nicht abgeleitet werden kann, weil sie nicht in ihm allein liegt.

So scheidet der Gedanke der beständigen Rückwirkung der ganzen Natur der Seele auf ihre augenblicklichen Zustände prinzipiell die Lehre Lotzes von derjenigen Herbarts. Aus ihr erklären sich die im folgenden dargestellten Einzelabweichungen beider Forscher.

nur, wie man hinterher sich den Vorgang glaubt denken zu können; beobachten kann ihn niemand, ohne durch die hierzu nötige Aufmerksamkeit ihn selbst unmöglich zu machen.

Von jeher sind mir die Beschreibungen merkwürdig gewesen, die man in populär psychologischen Schriften so häufig von der Verdunkelung der Vorstellungen und ihrem endlichen Verschwinden aus dem Bewußtsein gegeben findet. Durch eine unendliche Reihe von Mittelwerten vermindere sich allmählich in steter Abnahme jene Klarheit, welche die Vorstellungen im Augenblicke ihrer Erregung durch einen Sinnenreiz besaßen, und nähere sich mit einer Geschwindigkeit, deren Größe man bestimmter anzugeben unterläßt, dem Nullpunkte, welcher die vergessene Welt vom Bewußtsein scheidet. Diese Schilderungen haben mich stets nachsinnen lassen, wer es doch eigentlich hat sein können, der dies Verschwinden der Vorstellungen deutlich genug zu beobachten wußte, um es mit der Anschaulichkeit eines Schauspiels, das uns die alltägliche Erfahrung darbietet, wieder zu erzählen. Kann denn das Bewußtsein in der That dem Schwinden seiner Gedanken mit Aufmerksamkeit folgen, ohne daß sie dadurch selbst Gegenstände der Aufmerksamkeit werden und demgemäß zu verschwinden aufhören? Oder ist es dem Bewußtsein möglich, gleichsam durch Seitenblicke eines indirekten Sehens, die davon eilenden Vorstellungen zu ertappen, indem es ihnen Aufmerksamkeit genug zuwendet, um ihr Schicksal zu beobachten, aber doch nicht so viel, um durch einen direkten Blick sie zu fixieren und an ihrer Flucht zu verhindern? Weder das eine noch das andere wird man möglich finden, wenn man sich mit dem Versuche peinigt, es zu leisten: man wird zugestehen müssen, daß die Verdunkelungen der Vorstellungen, ihr Verschwinden niemals Gegenstände der inneren Erfahrung sind. Vielmehr, wenn durch irgend eine Veranlassung eine Vorstellung in uns erneuert wird, die einige Zeit vorher

unsere Aufmerksamkeit beschäftigte, so finden wir jetzt erst mit Befremden, daß sie in dem Gedankenlauf, welcher die Zwischenzeit füllte, nicht vorhanden war; oder wir bemerken auch wohl, daß es unmöglich fällt, sie in derselben Klarheit wieder zu erzeugen, die sie früher besaß. Dieses Innewerden eines Nichtvorhandengewesenseins der Vorstellungen oder ihrer noch fortdauernden Unklarheit ist allein eine Thatsache des Bewußtseins, die in mehr als einer Beziehung zu einer theoretischen Erklärung auffordert. Jener Satz dagegen, daß die Vorstellungen von einem ursprünglichen Klarheitsgrade an durch eine stetige Abnahme ihrer Stärke einer allmählichen Verdunkelung unterliegen und auf diese Weise aus dem Bewußtsein verschwinden, drückt keine Thatsache der Beobachtung mehr aus, sondern ist selbst eine erklärende Hypothese.

Nun belehrt uns aber die tägliche Erfahrung zur Genüge, daß der Inhalt unseres Bewußtseins in jedem Augenblick nur ein beschränkter ist, daß von den unzähligen Vorstellungen, die wir äußeren Eindrücken (äußeren Empfindungsreizen) verdanken, in jedem Augenblicke nur wenige uns gegenwärtig sind. Die meisten sind aus dem Bewußtsein verschwunden, ohne deshalb zugleich der Seele überhaupt verloren zu sein, denn ohne Erneuerung des äußeren Eindrucks kehren die vorgenommenen Erinnerungen wieder, — diese Eigenschaft des Bewußtseins nannte Herbart „die Enge des Bewußtseins“.

§ 16.

Die Enge des Bewußtseins findet im Grunde nicht statt für die wirkliche Empfindung äußerer Eindrücke[1]). Alle unsere Sinne können zugleich thätig sein und eine unermeßliche Mannig-

---

1) Mikr. I, Seite 237 ff.

faltigkeit einzelner Reize aufnehmen, deren jeder, so lange nicht körperliche Zwischenwirkungen seine Fortleitung zu der Seele hemmen, durch eine bewußte Vorstellung wahrgenommen wird. Man mag immerhin behaupten, daß von so vielen Eindrücken doch die meisten nur dunkel und unklar aufgefaßt werden; die Möglichkeit, sich ihrer und selbst ihrer Unklarheit später zu erinnern, beweist uns doch, daß sie wirklich im Bewußtsein gewesen sind, nur daß sie weder durch eine überwiegende sinnliche Erregung, noch durch einen größeren Wert ihrer Bedeutung die anderen verdrängen und sich als richtungsbestimmende Mächte im Gedankenlauf hervorthun konnten. Es scheint völlig anders, wenn wir, ohne von gegenwärtigen Sinnesreizen genötigt zu sein, in der Erinnerung das abwesende oder vergangene Mannigfaltige zu wiederholen suchen. Fast nur nacheinander kehren hier die Teile des Gesehenen und Gehörten zurück, die in der wirklichen Empfindung gleichzeitig erschienen; und die Gedanken, welche weniger unmittelbar ein Nachbild sinnlicher Eindrücke sind, bilden in unserem Innern stets einen schmalen und dünnen Strom, der wohl häufig und in scharfen Sprüngen sich von einer Vorstellung zur andern wendet und in kurzen Abwechselungen Vielfaches durchläuft, aber fast ganz die Fähigkeit verloren zu haben scheint, gleich dem Blicke des Auges eine unzählbare Vielheit zugleich zu umfassen.

Daß mehrere Vorstellungen zugleich im Bewußtsein vorkommen können und nicht überall uns nur die Raschheit der Abwechselung mit diesem Scheine täuscht, zeigt uns die Thatsache, daß wir überhaupt Vergleiche anstellen können; denn wer vergleicht, geht nicht bloß von dem Vorstellen des einen der verglichenen Glieder zu dem Vorstellen des andern über; um den Vergleich zu vollziehen, muß er notwendig in einem unteilbaren Bewußtsein beide und zugleich die Form seines Ueberganges

zwischen beiden zusammenfassen. Wenn wir eine Vergleichung mitteilen wollen, so sind wir durch die Natur der Sprache genötigt, die Namen beider verglichenen Glieder und die Bezeichnung der Beziehung zwischen ihnen zeitlich aufeinander folgen zu lassen und dies verursacht uns wohl die Täuschung, als fände in der Vorstellung, die wir mitteilen wollen, das gleiche Nacheinander statt; aber zugleich rechnen wir doch darauf, daß in dem Bewußtsein des Anderen unsere Aussage nicht drei getrennte Vorstellungen, sondern die eine Vorstellung eine Beziehung zwischen zwei anderen veranlassen wird. Obgleich wir endlich, gewöhnt an den Gebrauch der Sprache, auch unseren verschwiegenen Gedankengang in die Form einer innerlichen Rede bringen, so ist doch offenbar auch hier die Reihenfolge, in welcher zeitlich die Worte für unsere Vorstellungen sich verknüpfen, nur eine Nachzeichnung der Beziehungen, die wir zwischen ihren Inhalten früher Vorgestellten, und diese Gewohnheit des innerlichen Sprechens verzögert eigentlich den Gedankenlauf, indem sie das ursprünglich Gleichzeitige in eine Reihe auflöst.

Bürgen uns nun diese Thatsachen des beziehenden Wissens für die Gleichzeitigkeit einer Mehrheit von Vorstellungen, so scheinen sie zugleich die Bedingungen des Stattfindens derselben zu lehren. Nur für unverbundenes Viele hat das Bewußtsein keinen Raum; es ist nicht zu eng für eine Mannigfaltigkeit, deren Glieder wir durch Beziehungen geteilt, geordnet und verbunden denken. Zwei Eindrücke zugleich, aber ohne irgend ein gegenseitiges Verhältnis vorzustellen, gelingt uns nicht; das Bewußtsein bedarf einer Anschauung des Weges, den es selbst von einem zum andern zurückzulegen hätte, mit dieser umspannt es die größere Vielheit leichter als die kleinere ohne sie. Seine Fassungskraft ist deshalb steigender Ausbildung fähig. Zusammengesetzte sinnliche Bilder wiederholt die Erinnerung leichter, je geübter wir waren, schon in der

Wahrnehmung uns nicht nur leidend ihrem Eindruck hinzugeben, sondern die Verhältnisse ihrer Teile nachzuzeichnen. Die gleichzeitigen Töne einer Musik werden von jedem als solche empfunden, aber schwer von dem erinnert, für den sie nur eine zusammenhanglose Vielheit waren; das musikalisch gebildete Ohr faßt sie von Anfang an als ein beziehungsreiches Ganze auf, dessen innere Organisation durch den vorhergehenden Verlauf der Melodie vorbereitet war. Jedes räumliche Bild haftet fester in unserm Gedächtnis, wenn wir imstande sind, seinen anschaulichen Eindruck in eine Beschreibung aufzulösen. Wenn wir von dem einen Teile eines Gebäudes sagen, daß er auf dem andern ruhe, einen dritten stütze, gegen einen vierten sich unter bestimmtem Winkel neige, vermehren wir zunächst die Menge der festzuhaltenden Vorstellungen; aber in diesem sprachlichen Ausdruck durch Sätze verwandelt sich das ruhende Nebeneinander der Teile in eine Reihe von Wechselwirkungen, die zwischen ihnen stattzufinden scheinen und sie deutlicher gegenseitig verbinden als die unzergliederte Anschauung. Je reicher die Bildung des Geistes wird, je feiner sie die vereinigenden Beziehungen entlegener Gedanken zu finden weiß, um so mehr wächst die Weite des Bewußtseins auch für Vorstellungen, deren Inhalt nicht mehr durch räumliche und zeitliche Formen, sondern durch Zusammenhänge innerer Abhängigkeit verbunden ist.

§ 17.

Schon oben haben wir angedeutet, daß die Seele in jedem Augenblicke nur sehr wenigen Vorstellungen das Vorrecht des Bewußtseins gewähre.

Untersuchen wir jetzt, worin diese Erscheinung, die man, wie wir sahen, mit einem bildlichen Ausdruck als „Enge des Bewußtseins" zu bezeichnen pflegt, begründet sein mag [1]).

1) Mikr. I. 219.

Daß die Seele neue Eindrücke ins Bewußtsein nicht aufnehmen kann, ohne ihre bis dahin bewußten Zustände aus dem Bewußtsein fallen zu lassen, bezw. den letzteren zur Liebe die neuen sofort wieder zu verdrängen, ist allerdings eine Thatsache der Erfahrung. Wenn ein Kind zum ersten Male in eine Menagerie geführt wird, so wird es seine Aufmerksamkeit erst von einem Tiere zu dem anderen wenden, von dem Eisbären zu dem Affen, dann zu Löwen u. s. w.

Aehnlich ergeht es dem Erwachsenen auf Reisen, oder in einem Museum, oder einer Gemäldesammlung. Mit Hinweis hierauf ist aber noch nichts erklärt, denn man wird sofort die Frage aufwerfen, worin denn eben diese Thatsache, die sich doch keineswegs von selbst versteht, ihre Erklärung findet.

Man hielt früher das Verschwinden der Vorstellungen für natürlich und glaubte das Gegenteil, das Gedächtnis, erklären zu müssen. Man folgt jetzt nach Herbart der Analogie des physischen Gesetzes der Beharrung und glaubt das Vergessen erklären zu müssen, weil an sich die ewige Fortdauer eines einmal erregten Zustandes sich von selbst verstehe.

Diese Analogie ist nicht ohne Bedenken. Sie gilt von der Bewegung der Körper. Allein Bewegung ist nur eine Aenderung äußerer Relationen, von welcher der bewegte Körper nichts leidet; denn er befindet sich an einem Orte genau so wie am anderen, und hat daher weder einen Grund noch einen Maßstab für einen der Bewegung zu leistenden Widerstand. Die Seele dagegen befindet sich selbst in verschiedenen innern Zuständen, je nachdem sie a vorstellt oder b oder auch gar nichts. Denkbar wäre daher, daß sie gegen jeden ihr aufgedrängten Eindruck zurückwirkte, wodurch sie zwar niemals diesen ganz annullieren, aber doch vielleicht aus bewußter Empfindung in einen unbewußten Zustand verwandeln könnte. Auch der andre an sich

gewiß anzuerkennende Grundsatz, die Einheit der Seele sei es, welche die vielen Vorstellungen zur Wechselwirkung nötige, so daß die einen die andern verdrängen, führt uns nicht zum Ziele.

Allerdings muß zugestanden werden, daß in der einheitlichen Seele verschiedene Zustände nicht zusammen sein können, ohne daß die Seele sie in eine gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung eintreten läßt, daß aber diese Wechselwirkung gerade unter der Form einer gegenseitigen Verdrängung erfolgen müßte, wird aus der Einheit der Seele nie gefolgert werden können. Oder fragt man, auf welche Weise denn diese Einheit der Seele sich an der Vielheit der Vorstellungen zur Geltung bringen werde, so wäre die wahrscheinlichste Vermutung die, daß sie alle qualitativ verschiedenen Empfindungen oder Vorstellungen in einen einzigen homogenen Mittelzustand verschmölze. Das geschieht aber nicht, sondern die Vorstellungen, z. B. „gelb“ und „blau“ oder „groß“ und „klein“, die einmal im Bewußtsein als verschiedene entstanden sind, *vermischen sich dann niemals*. Auch ist klar, daß alle höhere geistige Bildung, die hauptsächlich in Beziehungen zwischen verschiedenen Beziehungspunkten besteht, unmöglich sein würde, wenn durch dieses Zusammenfallen in einen einzigen Mischzustand die Verschiedenheit der zu beziehenden Punkte verschwunden wäre.

Kein Widersinn liegt in der Annahme, daß es höhere geistige Wesen gebe, die, bezüglich der Einheitlichkeit ihres Wesens von dem menschlichen Geiste nicht unterschieden, dennoch eine sehr große Menge von Vorstellungen in einem gleichzeitigen Bewußtsein zu überschauen imstande wären; schreiben wir doch dem göttlichen Geiste, den wir uns nicht minder als ein einheitliches Wesen denken, sogar die Fähigkeit zu, alles Seiende, das gesamte Universum in seinem göttlichen Bewußtsein zusammenzufassen. — Wenn demnach die menschliche Seele nicht dazu fähig

ist, eine größere Menge ihrer inneren Zustände gleichzeitig im Bewußtsein zu haben, so muß der Grund hierfür in etwas anderem als in ihrer Einheit gesucht werden; wir glauben: in der Unvollkommenheit und Beschränktheit ihrer Natur.

Die Lehre des Vorstellungsverlaufs nach Herbart.

§ 18.

Das Fundament der Herbartschen Theorie [2]) des Vorstellungsverlaufes bildet die Ansicht, daß aus dem Wirken der Vorstellungen aufeinander die Gesamtheit der psychischen Erscheinungen hervorgeht. Herbart geht aus von der Thatsache, daß von den unzähligen Vorstellungen, die wir äußeren Eindrücken verdanken, in jedem Augenblicke nur wenige uns gegenwärtig sind. Die meisten sind dem Bewußtsein entschwunden, ohne deshalb zugleich der Seele verloren zu sein; denn ohne Erneuerung des äußeren Eindrucks kehren die vergessenen der Seele wieder. Nach Herbart treten die Vorstellungen vermöge der Enge des Bewußtseins in gegenseitige Konkurrenz, indem sie sich gegenseitig den Boden des Bewußtseins streitig machen. Die Ursache dieses Streites ist der Gegensatz der Vorstellungen, demgemäß jede das Bewußtsein in einem anderen Sinne (schwarz, weiß, hoch, niedrig, gehen, stehen) zu bestimmen sucht. Seine Wirkung ist gegenseitige Hemmung, welche darin besteht, daß der Effekt jeder einzelnen Vorstellung, nämlich das Vorstellen als Bewußtwerden des Vorstellungsinhaltes ganz oder teilweise gelingen wird. Also ein Hemmen und Verdrängen der Vorstellungen soll in uns

1) Zum besseren Verständnis der weiteren Darlegung stellen wir hier Herbarts und Lotzes Lehre kurz einander gegenüber.

stattfinden, je nachdem sie einander entgegengesetzt sind, und ihre Stärke verschieden ist. Die Vorstellungen erscheinen als widereinander wirkende Kräfte. Aber diese Kraftäußerung entsteht ihnen nur zufällig und in dem Maße, als sie gehemmt werden. Ursprünglich ist in ihnen gar keine Aktivität, die auf etwas fremdes und gleichsam äußeres gerichtet wäre. Erst indem sie in einem und demselben Subjekt mit einer anderen ihr entgegenstehenden Vorstellung zusammentrifft, kommt ihr die Aktivität, durch die sie über sich selbst hinausgeht. Sie drängt die andere, weil sie von der anderen gedrängt wird, beide aber drängen einander vermöge des unter ihnen bestehenden Gegensatzes.

Qualitativ gleiche Vorstellungen (z. B. zwei gleiche Töne) verschmelzen, wenn sie gleichzeitig im Bewußtsein sind, zu einer verstärkten Vorstellung. Disparate Vorstellungen (z. B. Farbe, Geruch, Geschmack etc. eines Gegenstandes) komplizieren sich, d. h. vereinigen sich zu einer zusammengesetzten Vorstellung, ohne sich in ihrer Stärke und Qualität zu beeinträchtigen. Konträre Vorstellungen (z. B. schwarz und weiß) hemmen einander, sofern sie entgegengesetzt sind, und vereinigen sich, soweit sie nicht gehemmt sind. Die Hemmung der Vorstellungen ist gegenseitiger Widerstand zufolge des Gegensatzes. In diesem Konflikt vernichten sich aber die Vorstellungen nicht, sondern es wird dadurch die Vorstellungsthätigkeit nur gebunden: „das wirkliche Vorstellen wird (ganz oder teilweis) in ein Streben vorzustellen umgewandelt." In dem letzteren Zustande ist die Vorstellung unbewußt; dagegen ist sie bewußt, „sofern sie nicht gehemmt, sondern ein wirkliches Vorstellen ist." Doch giebt es, wie verschiedene Grade der Hemmung, so auch verschiedene Grade des Bewußtseins. Eine Vorstellung ist an der Schwelle des Bewußtseins, wenn sie dem Bewußtsein so nahe ist, daß sie beim geringsten Nachgeben ihrer Hemmungen sofort in ein wirkliches (bewußtes) Vorstellen

überzugehen beginnt. Der Grad der Hemmung, welche konträre Vorstellungen aufeinander ausüben, ist bedingt durch die Stärke jeder einzelnen, sowie durch den Grad des unter ihnen bestehenden Gegensatzes. Vorstellungen sind im Gleichgewicht, „wenn der notwendigen Hemmung unter ihnen gerade Genüge geschehen ist", d. h., wenn sie so gehemmt sind, wie der Grad ihres Gegensatzes und ihrer Intensität es fordert.

Nicht mit einem Male, sondern nur allmählich und nach mancherlei Schwankungen gelangen Vorstellungen, die einander hemmen, zu jenem Gleichgewicht (auf den „statischen Punkt"). Die fortgehende Veränderung ihres Grades von Verdunkelung nennt Herbart ihre Bewegung. Die aus dem Bewußtsein verdrängten (völlig gehemmten) Vorstellungen kehren unter gewissen Umständen in das Bewußtsein wieder zurück — sie werden reproduziert. Die Reproduktion der Vorstellungen ist eine unmittelbare, wenn dieselben (nach Wegfall ihrer Hemmungen) aus eigener Kraft wieder ins Bewußtsein zurückkehren; sie ist eine mittelbare, wenn die verdunkelten Vorstellungen mit Hilfe anderer, früher mit ihnen verknüpfter Vorstellungen ins Bewußtsein gehoben werden.

Gegen diese Grundbegriffe der Herbartschen Psychologie, die Stärke und den Gegensatz der Vorstellungen, richtet Lotze eine umfangreiche und erfolgreiche Polemik [1]). Sondern zu müssen glaubt er den Inhalt, auf welchen die vorstellende und empfindende Thätigkeit sich richtet, und diese Thätigkeit selbst, die ihn zum Empfundenen und Vorgestellten macht. Erfahrungsmäßig finden wir nun in der inneren Beobachtung nichts, was eine

1) Wir verweisen an dieser Stelle auf die ganz vorzügliche Arbeit: „Die hauptsächlichsten Irrtümer der Herbartschen Psychologie" von Dr. Ostermann. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Hemmung der Vorstellungen nach Maßgabe des Inhaltsgegensatzes bezeugte.

Auch der Begriff veränderlicher Stärke der Vorstellungen erweckt Lotzes Bedenken.

Die Empfindungen, die Vorstellungen, die durch die gegenwärtige Einwirkung eines äußeren Reizes in uns erregt werden, besitzen eine gradweis verschiedene Stärke. Nicht nur der Inhalt derselben wird von uns gefühlt, sondern jede größere oder geringere Erschütterung erscheint uns zugleich als ein mehr oder minder eingreifender Zustand unseres Wesens. Und nicht nur jedem einzelnen Sinne kommen solche gradweise Verschiedenheiten der durch ihn erregten Empfindungen zu. Die Erregungen des einen können als größere oder geringere Erschütterungen unseres Innern mit denen eines anderen zusammengestellt werden. Und insofern würden wohl die Empfindungen des stärkeren Inhalts die des schwächeren verdrängen. Aber anders verhielt es sich mit den Vorstellungen, die als Erinnerungsbilder eines abwesenden Eindruckes den Empfindungen des anwesenden entgegengesetzt sind. Wenn wir den Inhalt früherer Empfindungen getreu nach Art und Stärke wiederholen, wiederholen wir nicht gleichzeitig die Erschütterung, die wir von ihnen erfuhren, oder, wo wir dies zu thun scheinen, fügen wir dort vielmehr das bloße Bild des früheren Ergriffenseins als eine zweite Vorstellung zu der wiedererzeugten Anschauung des früheren Inhalts hinzu. Gewiß können wir nun das, an das wir uns erinnern, in allen Gradabstufungen vorstellen, deren sein Inhalt fähig ist, aber die auf diesen Inhalt gerichtete Vorstellungsthätigkeit bleibt dieselbe, erfährt nichts von diesen Größenveränderungen. Die Vorstellung des Stärkeren erfordert keine stärkere Erregung oder Anstrengung als die des Schwächeren.

Auch Herbarts Lehre vom Sinken der Vorstellungen erscheint

Lotze nicht korrekt. Niemand kann beobachten, wie die Vorstellungen, allmählich und stetig sich verdunkelnd, aus dem Bewußtsein verschwinden; denn die beobachtende Aufmerksamkeit würde das Eintreten dieses Ereignisses hindern.

Von den Grundlagen der Herbartschen Statik und Mechanik des Geistes, von einer Lehre der mechanischen Gesetze im Vorstellungsverlauf läßt Lotzes Kritik nichts bestehen. Da die Begriffe von Stärke und Gegensatz der Vorstellungen sich nicht auf die vorstellenden Thätigkeiten beziehen — in welchem Fall sie allein selbstverständlich als Grundlagen einer psychischen Mechanik gelten könnten — so müßte man es als eine ebenso unerwartete als unerklärliche Thatsache ansehen, wenn wir beobachteten, daß die Stärke und der Gegensatz des vorgestellten Inhalts die entscheidenden Bedingungen für die Wechselwirkungen der Vorstellungen wären.

Aber ein leises Geräusch vermag unsere Aufmerksamkeit von lautem Lärmen abzuziehen. Keineswegs steht die Macht, welche die Vorstellungen über die Richtungen unseres Gedankenlaufs ausüben, im Verhältnis zu der Stärke des sinnlichen Inhalts, den wir wahrnehmen.

Der Grund dieser Erscheinung liegt vielmehr in dem Interesse, welches sich für uns an den Inhalt der Vorstellungen knüpft.

Es ist leicht ersichtlich, daß diese positive Grundlage der Theorie des Vorstellungsverlaufs für Lotze ganz andere Konsequenzen nach sich zieht wie für Herbart.

§ 19[1]).

Wir finden die Gründe der Hemmung, der Wechselwirkung der Vorstellungen teils in den neuen Eindrücken von außen, teils

1) Lotze: Seele und Seelenleben 202—223. — Kl. Schrift. II Seite 100—136. Mikr. I 216—246. Med. Psych. Buch II Kapitel I. Buch III Kapitel I. Grundzüge der Psychologie, Seite 15 ff.

in denen, welche, viel weniger bekannt, durch die veränderlichen Zustände des Körpers beständig der Seele zugeführt werden. Auf die ersten, auf den Streit der Vorstellungen untereinander, hat Herbart seine Theorie vom inneren Mechanismus des Seelenlebens begründet. Lotze läßt hier die Bedenken beiseite, welche Herbarts metaphysische Begründung erweckt: die Unveränderlichkeit der Seele, die doch veränderliche innere Zustände erfährt; ihr Bestreben, diese alle zur Einheit zu **verschmelzen**, das doch an den Verschiedenheiten der Vorstellungen scheitert, die Annahme endlich, es gewähre der Seele Befriedigung, wenigstens die Stärke der Parteien zu mindern, deren Gegensätze sie dulden muß. Wir nehmen einfach als eine Hypothese auf, was Herbart uns als Grundlage anbietet, die Annahme, daß die Vorstellungen einander nach dem Maß ihrer Stärke und ihres Gegensatzes hemmen, und benutzen seine richtigen Zurückweisungen bildlicher Redensarten: das Bewußtsein sei kein Raum, in welchem die Vorstellungen nebeneinander aufträten, und wäre es ein Raum, so wären doch sie nicht ausgedehnte Gestalten, die einen bestimmten Platz verlangten, starre Körper, die ohne die Möglichkeit der Verdichtung aus der Enge dieser Bühne einander herausdrängten; endlich auch eine ursprüngliche Abstoßung finde nicht zwischen ihnen statt, sondern nur die Einheit der Seele, in der sie zugleich sein sollen, veranlasse ihre Verschiedenheit zum Widerstreit gegeneinander. Es fragt sich dann, ob die innere Beobachtung diese Annahme bestätigt.

§ 20.

Nach Analogie der physischen Mechanik betrachtet Herbart die Vorstellungen als Kräfte, welche aufeinander nach Maßgabe ihres Gegensatzes und ihrer Stärke wirken. In der größeren oder geringeren Stärke der Vorstellungen glaubt Herbart den Grund für das

Maß des drängenden Einflusses zu finden, welchen sie aufeinander ausüben. Beide Teile dieser Hypothese sind erfahrungsmäßig schwerlich zu bestätigen. Denn ursprünglich sind die Vorstellungen nicht mit abstoßenden Kräften begabt; eine Notwendigkeit ihrer Wechselwirkung tritt erst dadurch ein, daß die Einheit der Seele sie zu verbinden strebt, ihre Gegenstände untereinander aber dieser Verbindung widerstehen.

Zweierlei ist aber hierbei in Gedanken zu sondern, was freilich in Wirklichkeit nie getrennt vorkommt: der Inhalt, auf welchen die vorstellende oder empfindende Thätigkeit sich richtet, und diese Thätigkeit selbst, die ihn zum Empfundenen oder Vorgestellten macht; auf beide könnte man jene Begriffe des Gegensatzes und der veränderlichen Stärke anzuwenden versuchen.

Was zuerst die Stärke [1]) anbetrifft, so ist dieser Begriff auf Empfindungen allerdings anwendbar und zwar so, daß allemal der größere empfundene Inhalt eine größere Leistung der empfindenden Thätigkeit oder eine größere Leistung und Affektion des empfindenden Subjekts ist. Den Empfindungen, d. h. jenen Vorstellungen, welche durch die gegenwärtige Einwirkung eines äußeren Reizes in uns erregt werden, kommt ohne Zweifel eine gradweise verschiedene Stärke zu, denn keine von ihnen ist eine reine und gleichgültige Darstellung ihres Inhaltes; jede wird vielmehr zugleich als ein mehr oder minder eingreifender Zustand unseres eigenen Wesens von uns gefühlt. Das Hören des stärkeren Klanges oder das Sehen des helleren Lichtes ist allemal zugleich eine größere Thätigkeit, Erregung, und es ist

1) Lotze, Mikr. I 221—231. Zeitschrift für Philosophie, herausgegeben von Fichte und Ulrici 1853, Seite 181. Lotze, Kl. Schriften § 36—40. Seele und Seelenleben.

nicht möglich, den lauten Donner als lauten, dennoch schwach, oder das hellere Licht als helles weniger stark zu empfinden als ein trüberes.

Aber die bloße Vorstellung eines helleren Glanzes ist keine größere Leistung der vorstellenden Thätigkeit als die eines matten Schimmers, und die des Donners erfordert keine größere Anstrengung derselben als die eines kleinen Geräusches.

Die vorstellende Thätigkeit scheint überhaupt keine Unterschiede der Stärke zuzulassen, sondern diese (die Unterschiede der Stärke) fallen ganz allein in den vorgestellten Inhalt.

Auch die mehr oder minder dunklen Vorstellungen, die wir von einem und demselben Inhalte zu haben glauben, bezeugen keine verschiedene Intensitäten des Vorstellens. Einfache Vorstellungen, die wir dunkel zu haben glauben, z. B. die des Geschmackes einer seltenen Frucht, haben wir gar nicht, sondern wir wissen bloß aus anderer Quelle, daß die Frucht einen Geschmack hat. Bilder äußerer Gegenstände oder wissenschaftliche Lehrsätze werden nicht dadurch dunkel, daß ihr ganzer Inhalt nach und nach bloß schwächer von einem unkräftigeren Vorstellen beleuchtet würde, sondern sie werden lückenhaft. Einzelne Bestandteile fehlen ganz, besonders aber sind die bestimmten Verbindungen vergessen und werden nur durch den Gedanken ersetzt, daß irgend eine Art der Verknüpfung zwischen ihnen stattgefunden habe. Je größer wieder die Menge möglicher Verknüpfung ist, zwischen der man ungewiß schwankt, je größer ist die sogenannte Dunkelheit dieser Vorstellungen. Umgekehrt, sobald eine Vorstellung mit allem Inhalt und aller Verbindung ihrer Teile gedacht, ist es nicht möglich, sie dann noch mehr oder weniger stark vorzustellen.

Wer alle Teilvorstellungen, welche die des Dreiecks bilden, samt ihrer richtigen Verbindungsweise denkt, kann sein Vorstellen

dieses vollständigen Inhalts nicht weiter verstärken; scheint der Geometer hierin dem Anfänger überlegen, so ist es nicht, weil er diesen Inhalt mehr, sondern weil er mehr als diesen Inhalt vorstellt, die unzähligen Beziehungen nämlich, die im Zusammenhange des Wissens sich an diese Figur knüpfen.

§ 21.

Gleiche Bedenken erweckt uns der Begriff des Gegensatzes, denn derselbe wirft sofort die Frage auf, ob er auf den Inhalt der Vorstellungen bezogen werden soll, oder auf die Thätigkeiten, durch welche sie vorgestellt werden. Beides aber fällt nicht zusammen. Vorstellungen selbst sind überhaupt niemals das, was sie bedeuten; die des Roten ist keine rote, die des Dreieckigen ist keine dreieckige, die des Jähzornigen keine jähzornige Vorstellung. Sind daher zwei vorgestellte Inhalte einander entgegengesetzt, so wie „rechts", „links" — „schwarz", „weiß", so folgt daraus nicht im mindesten, daß auch die vorstellenden Thätigkeiten, durch die sie vorgestellt werden, einander ebenso entgegengesetzt sind und deswegen selbstverständlich nach Analogie entgegengesetzter physischer Bewegungen oder Kräfte einander hemmen.

§ 22.

Als Grundlage einer physischen Mechanik könnten nun aber die Begriffe von Stärke und Gegensatz nur dann selbstverständlich dienen, wenn sie sich auf die vorstellende Thätigkeit bezöge. Das ist aber nicht der Fall. Man würde es daher als eine bloße Thatsache anerkennen müssen, wenn die Stärke und der Gegensatz des vorgestellten Inhalts die entscheidenden Bedingungen für die Wechselwirkung der Vorstellungen wären. Ich leugne darum noch nicht, was wir wohl alle als richtige Interpretation der

Thatsachen ansehen, die Annahme nämlich, daß Vorstellungen einander aus dem Bewußtsein verdrängen und in bleibende unbewußte Zustände der Seele verwandeln; für diese behalten wir den sich widersprechenden Namen unbewußte Vorstellungen bei, um anzudeuten, daß sie aus Vorstellungen entstanden und unter Umständen fähig sind, sich in solche zurückzuverwandeln. Aber jene Annahme besagt eigentlich nichts weiter, als daß die Vorstellungen gegeneinander eine gewisse Macht ausgeübt haben und einige von ihnen Sieger über andere geblieben sind; es versteht sich nicht von selbst, obwohl es am nächsten liegt, so zu denken, daß sie diese Macht einem Stärkegrade verdankt haben müßten, der ihnen an sich eigentümlich gewesen wäre; in der That hätten wir gar kein Mittel, diese ihre Stärke vor dem Kampfe zu messen, sondern schreiben sie ihnen bloß rückwärts nach dessen Ausgange zu; der Sieg aber kommt nicht immer dem an sich Stärkeren, sondern auch dem Schwächeren durch Gunst der Umstände zu. Nun fanden wir diese Annahme einer veränderlichen Stärke nur auf den Inhalt der Vorstellungen, nicht auf die vorstellende Thätigkeit anwendbar; erfahrungsmäßig aber können wir gar nicht behaupten, daß jederzeit die Vorstellung des stärkeren Inhalts die des schwächeren überwinde, vielmehr das Gegenteil beobachten wir unendlich häufig. Die Erfahrung lehrt uns, daß in der ausgebildeten und durch Erfahrung erzogenen Seele ein leises Geräusch unsere Aufmerksamkeit von lautem Lärmen abziehen kann, und daß überhaupt die Macht, welche die Vorstellungen über die Richtungen unseres Gedankenlaufes ausüben, nicht mehr im Verhältnis zur Stärke des sinnlichen Inhalts steht, den sie wahrnehmen. Wir sind daher gezwungen, den Quell der ausgeübten Macht in Etwas zu suchen, was an die vorstellende Thätigkeit sich anschließt und seiner Natur nach einer Gradabstufung der Intensität fähig ist.

Diese Macht beruht weder auf einer eigenen Stärke des Vorstellens, noch auf der des vorgestellten Inhalts, sondern auf der Größe des Interesses, welches sich an den letzteren knüpft. Könnten wir die ersten Regungen einer noch erfahrungslosen Seele beobachten, so würden wir gewiß finden, daß diejenige sinnliche Empfindung, welche in ihrer Gesamtwirkung die größere Erschütterung des Gemütes ist, also die stärkere ihrem Inhalte nach, die anderen überwindet, die nach demselben Maßstabe schwächer sind; in dem ausgebildeten Leben dagegen, welches wir allein beobachten, tritt die Stärke der Empfindung sehr zurück gegen das, was sie für uns im Zusammenhang unserer Erinnerungen, Absichten und Erwartungen bedeutet, bezeichnet oder voraussagt. Viele äußere Reize entgehen daher unserer Beachtung, wenn die starken Empfindungen, zu deren Hervorrufung sie berechtigt wären, keine Beziehung zu unserem augenblicklichen Gedankenlauf haben; sehr geringe ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, wenn sie in solche Beziehungen verflochten sind; noch mehr geschieht Gleiches in dem Verlaufe unserer bloßen Erinnerungen, die durch keine eben vorhergehende körperliche Erregung unterstützt sind. Dieses Interesse der Vorstellungen, in welchem ihre Macht besteht, hat einen konstanten und einen veränderlichen Bestandteil. Ich kann mir nicht denken, daß irgend ein sinnlicher Eindruck ursprünglich völlig gleichgültig geschehen könnte; jeder, als eine Veränderung des eben vorhandenen Zustandes, scheint mir ein Element der Lust oder Unlust erzeugen zu müssen, je nachdem er eine Ausübung möglicher Funktionen innerhalb der Grenzen veranlaßt, in denen die Ausübung den Bedingungen der Wohlfahrt und Fortdauer des Ganzen entspricht, oder Veränderungen erzeugt, die nach Form und Größe diesen Bedingungen widersprechen. Da die allgemeine Ökonomie der Lebensverrichtungen nahezu als konstant gelten darf, so wird auch an pätere

Wiederholungen desselben Eindruckes sich dasselbe Element des Gefühls immer wieder knüpfen, gerade so, wie dieselbe Art der Lichtwelle tausendmal nacheinander auch immer wieder die gleiche Farbenempfindung hervorruft. Aber dieser feste Teil des Interesses wird sehr überwogen durch den veränderlichen, welchen ein Eindruck im Laufe des Lebens durch seine verschiedenen Verknüpfungen mit anderen erlangt, die er dann in der Erinnerung wieder hervorzurufen imstande ist; der eine, an sich von einem unbedeutenden konstanten Gefühlselemente begleitet, aber verknüpft mit einem anderen, der ein starkes mit sich führt, kann ein lebhafteres Interesse erregen als ein dritter, dessen eigenes Lust- oder Unlustelement zwischen beiden steht. Veränderlich aber ist dieses Interesse eines Eindruckes nicht bloß nach der Anzahl und dem constanten Gefühlsanteil derjenigen, mit denen er sich verbunden hat, sondern auch nach dem augenblicklichen Gemütszustande, den seine Einwirkung antrifft und für welchen sein Gesamtinhalt mehr oder minder Wert hat, je näher oder entfernter derselbe mit Dem verwandt ist, was in diesem Momente das Gemüt lebendig bewegt. So schwer es war, der vorstellenden Thätigkeit als solcher verschiedene Grade ihrer Stärke nachzuweisen, so selbstverständlich erscheint die gradweis verschiedene Intensität aller Gefühle; auf dieser Verkettung mit ihnen scheint mir daher die Macht der Vorstellungen zu beruhen; von ihrer Stärke würden wir bloß sprechen, indem wir dieses Wort nur als Ausdruck für die so und nicht anders geschehende Thatsache ihres Sieges über andere brauchten [1]).

Zusammenfassung.

1) Zu den einfachsten Thatsachen, in denen der seelische Mechanismus sich zeigt, gehört die bekannte Wahrnehmung, daß

1) Ulrici I. 508. Anmerkung.

von den unzähligen Vorstellungen, die wir äußeren Eindrücken verdanken, in jedem Augenblicke nur wenige uns gegenwärtig sind, die meisten sind dem Bewußtsein verschwunden, ohne deshalb zugleich der Seele verloren zu sein; denn ohne Erneuerung des äußeren Eindrucks kehren die vergessenen Erinnerungen wieder. Man sagt deshalb: „Die Vorstellungen beharren in der Seele.“

2) Vergeblich aber würden wir versuchen, diese Unvergänglichkeit der Vorstellungen als die selbstverständliche Folge eines allgemeinen Gesetzes der Beharrung darzustellen, nach welcher jeder einmal erregte Zustand eines Wesens, sich selbst überlassen, so lange fortdauern müßte, bis eine neue, dazwischenkommende Wirkung ihn änderte oder aufhöbe.

3) Daß die Seele neue Eindrücke nicht aufnehmen kann, ohne ihre bis dahin bewußten Zustände aus dem Bewußtsein fallen zu lassen, bezw. den letzteren zur Liebe die neuen sofort wieder zu verdrängen, ist allerdings eine Thatsache der Erfahrung. Aber während die Erfahrung überall zur Annahme dieses Einflusses drängt, so wenig sind wir imstande, einen Grund für die Notwendigkeit seines Vorkommens nachzuweisen. Es reicht nicht hin, sich auf die Wesenseinheit der Seele zu berufen, welche ihren verschiedenen Zuständen nicht gestatte, unverbunden und wirkungslos nebeneinander zu verlaufen.

4) Daß die Vorstellungen sich nicht zu einem Mittleren vermischen, sondern nur die Beleuchtung durch das Bewußtsein einander streitig machen, davon müssen wir den Grund in dem suchen, was die Seele zur Seele macht, oder in dem, wodurch das Bewußtsein sich von anderen Aeußerungen ihrer Thätigkeit unterscheidet.

5) Das Bewußtsein ist weder ein Raum noch ein Licht, überhaupt führt es ebensowenig wie die Vorstellungen eine

selbständige Existenz in der Seele. Es ist nichts anderes, als die in allen Vorstellungen sich gleich bleibende, nur auf verschiedene Vorstellungsinhalte gerichtete (vorstellende) Thätigkeit der Seele, — als solche aber von den Vorstellungen ebenso unzertrennlich, wie etwa der Akt des Tönens von dem Tone. Unbewußte Vorstellungen kommen demnach nicht vor, und die Reproduktion ist nicht eine Wiederkehr, sondern eine Wiedererzeugung der Vorstellungen durch die Seele.

6) Die Enge des Bewußtseins, welche darin besteht, daß gleichzeitig immer nur ganz wenige Vorstellungen bewußt sein können, hat ihren Grund in der Beschränktheit der Seele.

Reproduktion

oder die Wachrufung der Vorstellung.

§ 23.

Die weitere Frage ist nun diese: „Wie kehren die Vorstellungen ins Bewußtsein zurück?

Es sind bekannte Thatsachen, daß ein neu erzeugter Eindruck die vergessenen Vorstellungen eines früheren gleichen wiederbelebt oder sie in das Bewußtsein wachruft (reproduziert). Ein aus der Fremde Heimkehrender erinnert sich beim neuen Anblick der Heimat wieder an tausend Dinge, an welche er ohne neue Anschauung nicht gedacht hätte. Der „Graf von Habsburg" (Schiller) erkennt die Züge des Priesters wieder. — Wir wissen ferner, daß bei Gelegenheit der Erneuerung einer Vorstellung a auch eine andere früher gehabte b in das Bewußtsein zurück-

kehren kann, ohne eines eignen sie veranlassenden äußeren Grundes zu bedürfen [1]).

Diese Thatsache, die allein den Gegenstand unmittelbarer Beobachtung bildet, deuten wir als eine Reproduktion der Vorstellung b durch die andere a, ohne mit diesen Worten irgend eine Rechenschaft über den Hergang verbinden zu wollen, durch welchen der Vorstellung a die Wiederbringung der b gelingt.

Hieraus schließen wir aber weiter, daß auch während der Zeit, in welcher beide Vorstellungen a und b aus dem Bewußtsein verschwunden waren, doch zwischen ihnen eine engere Verknüpfung stattgefunden haben müsse, als diejenige, die ihnen, zugleich aber auch allen übrigen, ihre Zugehörigkeit zu einer und derselben Seele schon an sich verschafft.

Denn nicht jede beliebige Vorstellung b kehrt infolge jeder beliebigen Vorstellung a ins Bewußtsein zurück, darum muß es zwischen denjenigen Vorstellungen, die einander hervorrufen, eine engere Verbindung geben, als zwischen denjenigen, die es nicht thun. Diese Verbindung nennt man Association (Vergesellschaftung).

Aber diese Wiedererweckung ist doch nur insofern von Wert für unser inneres Leben, als sie nicht nur das Vergessene wiederbringt, sondern zugleich das Bewußtsein seiner Gleichheit mit dem neuen Eindruck vermittelt. Neues und Altes darf deshalb nicht völlig zusammenfallen, sondern beide müssen als zwei geschiedene Fälle der gleichen Vorstellung anerkannt werden, und dies ist nur möglich, sobald beide durch Nebenzüge, die sich an sie knüpfen, unterscheidbar sind. Der Gewinn jener unmittelbaren Reproduktion beruht daher auf der Möglichkeit, daß der wiedererweckte Inhalt auch die andern mit sich ins Bewußtsein zurückführt, mit denen

---

1) Gewöhnlich unterscheidet man eine „unmittelbare“ und eine „mittelbare Reproduktion“.

er früher verbunden war, beständen diese auch in nichts weiter, als in dem dunklen Gefühl der allgemeinen Gemütslage, in welche seine frühere Wahrnehmung fiel, und die verschieden wäre von der Stimmung, welche seinen neuen Eindruck begleitet.

Mit dem Namen „Association“ [1]) pflegt man das gegenseitige Haften, Verknüpfen, Verbinden der Eindrücke aneinander zu bezeichnen, das wir auch in ihrem unbewußten Zustande als fortbestehend betrachten müssen, um ihr gemeinschaftliches Hervortreten im Augenblicke der Wiederbelebung zu begreifen. Vergeblich würde jede Bemühung sein, von der Art und Weise dieses Haftens, dieser Verknüpfung der Vorstellung aneinander irgend eine anschauliche Vorstellung zu gewinnen. Dieses Verknüpfen der Vorstellungen untereinander ist nur in seinem Erfolge bemerkbar, es ist an sich aller Beobachtung entzogen, und hat nirgends eine Analogie in dem Gebiete der Naturerscheinungen. Ohne deshalb zu fragen, durch welches Bindemittel die Haltbarkeit dieser Vorstellungsverknüpfungen bewirkt werde, können wir nur die Bedingungen zu bezeichnen suchen, unter denen sie auf übrigens unbegreifliche Weise stattfinden.

Alle Associationen der Vorstellungen lassen sich nun auf den gemeinsamen Gesichtspunkt zurückführen, daß die Seele als einheitliches Wesen stets auf Einheit, Verbindung ihrer Zustände dringen muß, daß sie aber die Summe aller ihrer gleichzeitigen Zustände nicht chemisch zu einem einförmigen Mittelzustand, wohl aber mechanisch als Teile zu einem zusammenhängenden Ganzen verbindet. „Vergangene Vorstellungen treten wieder ins Bewußtsein, nicht weil sie darin wie in einem Kasten aufbewahrt liegen und wieder hervorgeholt werden, nicht weil an irgend

---

1) Mikr. I, 242.
2) Ulrici I, 506.

einem Orte „Residuen“ von ihnen übrig geblieben wären, auch nicht, weil sie außerhalb des Bewußtseins auf den günstigen Moment lauern, wo sie in dasselbe wieder eintreten können.“ — Wir leugnen entschieden, daß die Vorstellungen von selbst sich verschmelzen, verbinden, trennen, von selbst eine die andere herbeiführt oder vertreibt, kurz, daß überhaupt die Vorstellungen selbständig der Seele gegenüberstehen und das geistige Leben derselben bestimmen. Wir behaupten vielmehr, daß allen Verknüpfungen und Scheidungen wie allem Kommen und Gehen der Vorstellungen eine Thätigkeit der Seele zu Grunde liegt. — „Woher kommt es, daß bei Aehnlichem Aehnliches uns einfällt, daß eine ähnliche Wahrnehmung eine andere, vielleicht nur entfernt ähnliche Vorstellung ins Bewußtsein zurückruft? Wir antworten: nicht weil die ähnlichen Vorstellungen sich von selbst untereinander verknüpfen oder durch eine geheime Attraktionskraft zu einander hingezogen werden, sondern weil die menschliche Seele von Natur den Trieb hat, die Fülle ihrer Einzelvorstellungen in Allgemeinvorstellungen zusammenzufassen und unter Begriffe einzuordnen, weil sie demgemäß von Natur nach dem Gleichen und Aehnlichen sucht, und nachdem sie es gefunden hat, es mit Vorliebe hegt und pflegt [1]). Würden die ähnlichen Vorstellungen von selbst sich verknüpfen, so müßte eine gegebene Vorstellung alle ihr ähnlichen ins Bewußtsein zurückrufen: beim Anblick eines Hauses, eines Baumes 2c. müßten uns alle ähnlichen Häuser und Bäume einfallen. Dies geschieht thatsächlich nicht. Vielmehr giebt eine genauere Selbstbeobachtung, daß durchgängig nur diejenigen Vorstellungen, die uns irgend ein Interesse abgewinnen, jene unwillkürliche Thätigkeit wecken und die Seele ver-

1) Ulrici I, 408, 528.

anlassen, nach ähnlichen Vorstellungen zu suchen.“ — „Wirtschaften die Vorstellungen auf eigene Hand in der Seele, kommen und schwinden sie nach Maßgabe ihrer Stärke von selbst zum und aus dem Bewußtsein, verbinden und scheiden sie sich von selbst, mechanisch, mit oder ohne Gesetz, so ist die Seele nur der Spielball ihrer Empfindungen und Gefühle, Triebe und Strebungen, Vorstellungen und Vorstellungskomplexe, die in ihr — wenn auch immerhin unter ihrer Mitwirkung — durch die mannigfaltigen inneren und äußeren, geheimen und offenen Einflüsse entstanden sind.

Die Herbartsche Philosophie, welche die irrige Annahme der Selbstverschmelzung und Selbstattraktion der Vorstellungen zum Prinzipe der Psychologie macht, muß daher konsequenterweise die Freiheit leugnen und zum unbedingten Determinismus sich bekennen, — eine Konsequenz, der dann auch Herbart und seine Schüler sich nicht haben entziehen können, wenn sie dieselbe auch bestmöglich zu vertuschen suchen. —

Jede Reproduktion beruht dementsprechend darauf, daß das Wiederbelebte nicht allein auftauchen kann, sondern das Ganze mit sich zu bringen strebt, dessen Teil es früher bildete und aus dem Ganzen zunächst den anderen einzelnen Teil, mit dem es am engsten verbunden war. Auf diesen gemeinsamen Ausdruck lassen sich die einzelnen Fälle zurückführen, die man zu unterscheiden pflegt.

Uebrigens verknüpft die Seele auf die beschriebene Art nicht nur Vorstellungen mit Vorstellungen, sondern auch Vorstellungen mit Gefühlen, Vorstellungen mit Begehrungen und umgekehrt, auch körperliche Bewegungen untereinander (Associationsbewegungen).

Hieraus erklärt es sich, daß mit gewissen Vorstellungen ganz von selbst gewisse Gefühle, Begehrungen und körperliche Bewegungen — mit gewissen Gefühlen, Stimmungen, körperlichen Bewegungen und Zuständen gewisse Vorstellungen wiederkehren und so fort. Auf der häufigen Verknüpfung von Vorstellungen und körperlichen Bewegungen, sowie körperlichen Bewegungen untereinander beruht alle technische Fertigkeit im Lesen, Schreiben, Klavierspielen.

So ist das geistige Leben ein ewiger Wechsel, ein stetiges Kommen und Gehen, Obsiegen und Unterliegen der Gedanken.

„Nicht so freilich ist dies zu verstehen, als wäre die Seele nur der gleichgültige Schauplatz, auf welchem wie selbständige Mächte die Vorstellungen aus- und eingingen, sich miteinander verbänden oder einander befehdeten; vielmehr ist zu allem geistigen Geschehen die Seele selber das Subjekt. Wie sie selbst die Empfindungen und Vorstellungen erzeugt und die unbewußt gewordenen Vorstellungen wieder ins Dasein ruft, so bemißt sie selbst auch diesen ihren Erzeugnissen die Dauer des jedesmaligen Bewußtseins und läßt sie selbst wieder aus dem Bewußtsein fallen, verbindet sie miteinander und trennt sie voneinander, — bald mit absichtlicher Willkür, bald nach unabänderlichen Gesetzen, denen wie alles Erschaffene, auch sie unwillkürlich folgen muß. Welches sind nun diese Gesetze?" (Ostermann.)

§ 24.

Man unterscheidet gewöhnlich vier Gesetze der Verknüpfung und der Reproduktion der Vorstellungen.

1) Das Gesetz der Aehnlichkeit.

2) Das Gesetz des Gegensatzes oder Kontrastes.

3) Das Gesetz der Gleichzeitigkeit oder der Koexistenz.

4) Das Gesetz der Reihenfolge (Succession).

Die beiden zuerst angeführten Gesetze, wonach einesteils ähnliche, anderenteils entgegengesetzte Vorstellungen einander hervorrufen, findet man schwerlich durch die Erfahrung bestätigt. Denn man kann wohl nicht sagen, daß ein Ton oder Farbe alle anderen Töne und Farben in die Erinnerung zurückrufe, als irgend welche andere Vorstellung. Wenn andererseits Entgegengesetztes aneinander denken läßt, wie Dunkelheit an Licht, Nacht an Tag, plus an minus, so liegt der Grund nicht in diesem Gegensatze allein, sondern an dem besonderen Wert, den derselbe für unser Leben oder einzelne Beschäftigungen hat, so daß wir nur um deswillen durch das eine an das andere erinnert werden. Der Rechnende, der sich jetzt eben in Vergleichung und Beziehung von Größen bewegt, hat seinen besonderen Grund, bei der Vorstellung des Plus auch an das Minus zu denken; bei Nacht haben beschäftigte Menschen oder Kranke mancherlei Grund, an den Tag zu denken, den sie herbei wünschen. Das armselige Leben erinnert nicht des Gegensatzes wegen an das üppige, sondern weil das armselige Leben in uns das Gefühl erweckt, aus dieser Lage befreit zu werden.

Ganz gewiß finden wir dagegen, daß Vorstellungen, welche gleichzeitig im Bewußtsein waren, einander reproduzieren und zwar durch mittelbare Reproduktion, weil sie Teile einer Gesamtvorstellung sind; ferner Vorstellungen wecken sich in derselben successiven Reihenfolge, in welcher sie ursprünglich im Bewußtsein gewesen sind.

Das Gesetz der Koexistenz und der Succession fassen wir aber der Einfachheit wegen in ein Gesetz zusammen und sagen:

Die Seele stellt zwischen denjenigen Vorstellungen, welche sich ihrer Auffassung gleichzeitig oder unmittelbar nacheinander, also als ein zeit-

liches oder räumliches Ganze darbieten, eine Verknüpfung (Association) her, sie reproduziert deshalb, wenn sie sich einer Vorstellung wieder bewußt wird, auch die andere, bezw. die anderen und zwar in derselben Reihenfolge, in welcher sie dieselben ursprünglich aufgenommen hat.

Wir bezeichnen dies Gesetz als das Gesetz der *mechanischen Vorstellungsverknüpfung.*

Die Vorstellung des Heimatsortes ruft leicht die Vorstellungen der Begebenheiten und Erlebnisse unserer Jugend hervor. Die Vorstellung des Marktes weckt leicht die Vorstellung der Krambuden, der Waren, der Spielsachen, der Spieler 2c. Werde ich, gleichwie durch welche Veranlassung, an mein elterliches Haus erinnert', so taucht mit dem Bilde desselben zugleich manche andere Vorstellung in meiner Seele auf, etwa die Vorstellung meiner Eltern, meiner Geschwister, meiner Jugendfreunde, dieses oder jenes Ereignis, welches ich dort und mit den Geschwistern erlebt habe. Die Vorstellung einer Jahreszahl führt auf die Vorstellung einer in das Jahr fallenden Begebenheit, oder umgekehrt. Ist von Karl des Großen Kaiserkrönung die Rede, so fällt mir die Zahl 800 ein; errinnere ich mich einer Person, mit der ich früher einmal gereist bin, so gedenke ich alsbald auch der Gegend, die ich mit ihr durchwanderte. Im „Lied eines Landmannes in der Fremde" (von Salis) ruft die Erinnerung an die Heimat im Dichter auch die Vorstellungen von allem, was sich im Heimatsorte befand, ins Bewußtsein zurück. — Chamisso in der Erinnerung an sein Stammschloß Boncourt, — ruft auch die Vorstellungen an die Kapelle, Hof, Fenster, Waffen, Ahnensaal 2c. — wieder wach.

Worin liegt nun der Grund für diese Verbindung und Aufeinanderfolge der Vorstellungen? Liegt er etwa in der inneren

Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit ihres Inhalts? Offenbar nicht, denn was haben die Vorstellungen des Elternhauses und des darin erlebten Ereignisses, — die Vorstellungen Karls des Großen und der Zahl 800, — Vorstellung des Freundes und der mit ihm durchwanderten Gegend an und für sich miteinander zu thun. Nur darin werden wir den Grund für die Verkettung dieser Vorstellungen entdecken können, daß die Seele dieselben schon früher ein oder mehrere Male gleichzeitig, bezw. in unmittelbarer Aufeinanderfolge in das Bewußtsein aufgenommen hat. Insofern dies nämlich der Fall war, haben sich die betreffenden Vorstellungsobjekte, etwa das Elternhaus und das darin erlebte Ereignis, die Person und die mit ihr durchwanderte Gegend ꝛc. der wahrnehmenden oder vorstellenden Seele als ein Ganzes dargeboten, zwar nicht als ein logisches, wohl aber als ein zeitliches bezw. räumliches Ganze. So erklärt es sich, daß die Seele, wenn sie Vorstellung a reproduziert, mit ihr oder unmittelbar nach ihr auch b wiedererzeugt und umgekehrt, sind doch a und b für ihre Auffassung nun ein unzertrennbares Ganze geworden.

Man kann daher alles Thatsächliche so zusammenfassen: „Jede zwei Vorstellungen, gleichviel, welches ihr Inhalt sein mag, verbinden sich, wenn sie entweder gleichzeitig oder unmittelbar (d. h. ohne ein Zwischenglied) aufeinanderfolgend erzeugt werden. Und hierauf würde auch ohne weitere Künste die besondere Leichtigkeit zu gründen sein, mit der wir eine Anzahl Vorstellungen ihrer Reihe nach, aber nicht außer der Reihe wiederholen; etwa ein Gedicht, eine Melodie, eine Wörtergruppe.

Die Buchstabenreihe a, b, c, d, e, ... z stelle ein Vorstellungsreihe dar, welche die Seele in dieser bestimmten Reihenfolge aufgenommen hat. Wird nun a reproduziert, so

ruft die Seele zufolge der Association auch b, c, d wieder ins Bewußtsein, nicht aber sofort c oder z.

Insofern nun bei derartigen Vorstellungsverknüpfungen ein logisches Verhältnis notwendiger, innerer Zusammengehörigkeit des Vorstellungsinhaltes nicht maßgebend ist, sondern der Grund für die Vorstellungsverkettung allein für die Vorstellungen selbst in dem ganz gleichgültigen Umstande liegt, daß sie gleichzeitig oder unmittelbar nacheinander von der Seele aufgenommen wurden, — bezeichnet man diese Art der Vorstellungsverknüpfung mit Recht als die mechanische, im Gegensatz zu dem zweiten Gesetze: „der logischen Vorstellungsverknüpfung".

§ 25.

Durch den erstmaligen Anblick eines bis dahin unbekannten Tieres, etwa eines Wolfes, werden wir veranlaßt, schon früher aufgenommene ähnliche Vorstellungen, etwa eines Hundes, zu reproduzieren, beide als zusammengehörig anzuerkennen und unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt (Gattungsbegriff) zu bringen.

Es leuchtet nun sofort ein, daß sich durch diese und ähnliche Vorstellungsverkettungen ein ganz anderer Faden zieht, daß hier andere Beziehungen und andere Gesetze obwalten, als dies in den bei den vorhergehenden §§ erörterten Beispielen der Fall war. Hier liegt der Grund für die Aufeinanderfolge der Vorstellungen offenbar darin, daß dieselben der Beschaffenheit ihres Inhalts nach selbst zu einander gehören, durch ein zwischen ihnen bestehendes Verhältnis der Gleichheit oder Aehnlichkeit, der Ursache und Wirkung des Mittels und des Zweckes, mit einem Worte durch ihre logische Verwandtschaft. Die Seele, welche die logische Zusammengehörigkeit ihrer Vorstellungen denkend, bezw. fühlend wahrzunehmen vermag und welche ohnehin auf Verbindung und Zusammenfassen ihrer Zustände dringt, fühlt sich deshalb veranlaßt, auf

das Eintreten der einen Vorstellung auch die anderen ihr verwandten Vorstellungen zu erzeugen, sie miteinander zu einem Denkganzen zu verknüpfen und so die innere Beziehung, welche zwischen den Vorstellungen selbst besteht, nun auch ihrerseits denkend anzuerkennen und herzustellen.

Hieraus resultiert sich als zweites Gesetz der Vorstellungsverknüpfung folgendes: „Die Seele verknüpft solche Vorstellungen, welche durch eine innere logische Verwandtschaft ihres Inhalts zueinander gehören, und reproduziert deshalb, wenn eine dieser Vorstellungen wieder bewußt wird, auch die anderen.

Zusammenfassung.

1) Die Reproduktion ist das Wiederbewußtwerden früherer Vorstellungen, indem diese uns „wieder in den Sinn kommen".

2) In Bezug auf die Art des Zustandekommens der Reproduktion unterscheiden wir:

a) Das Wiedererkennen oder die Reproduktion vermittelst nochmaliger Anschauung.

b) Die Reproduktion vermittelst anderer Vorstellungen, — bei Gelegenheit der Erneuerung einer Vorstellung kann auch eine andere früher gehabte Vorstellung in das Bewußtsein zurückkehren, ohne eines eigenen sie veranlassenden äußeren Grundes zu bedürfen.

3) Aber nicht jede beliebige Vorstellung b kehrt infolge jeder beliebigen Vorstellung a ins Bewußtsein zurück, darum muß es zwischen denjenigen Vorstellungen, die einander hervorrufen, eine engere Verbindung geben als zwischen denjenigen, die es nicht thun. Diese Verbindung nennt man Association.

4) Mit dem Namen „Association“ pflegt man das gegenseitige Haften, Verknüpfen, Verbinden der Eindrücke aneinander zu bezeichnen, das wir auch in ihrem unbewußten Zustande als fortbestehend betrachten müssen, um ihr gemeinschaftliches Hervortreten im Augenblicke der Wiederbelebung zu begreifen.

5) Alle Associationen der Vorstellungen lassen sich nun auf den gemeinsamen Gesichtspunkt zurückführen, daß die Seele als einheitliches Wesen stets auf Einheit, Verbindung ihrer Zustände dringen muß, daß sie aber die Summe aller ihrer gleichzeitigen Zustände nicht chemisch zu einem einförmigen Mittelzustand, wohl aber mechanisch als Teile zu einem zusammenhängenden Ganzen verbindet.

6) Die Vorstellungen stehen nicht selbständig der Seele gegenüber, sie bestimmen und veranlassen nicht das geistige Leben, sie verschmelzen, verbinden, trennen sich nicht von selbst, sondern allen Verknüpfungen und Scheidungen, wie allem Kommen und Gehen der Vorstellungen liegt eine Thätigkeit der Seele zu grunde. Die menschliche Seele hat von Natur den Trieb, die Fülle ihrer Einzelvorstellungen in Allgemeinvorstellungen zusammenzufassen und unter Begriffe einzuordnen.

7) „Die Seele stellt zwischen denjenigen Vorstellungen, welche sich ihrer Auffassung gleichzeitig oder unmittelbar nacheinander, also als ein zeitliches, bezw. räumliches Ganze darbieten, eine Verknüpfung (Association) her; sie reproduziert deshalb, wenn eine dieser Vorstellungen wieder bewußt wird, auch die andere, bezw. die anderen, und zwar in derselben Reihenfolge, in welcher sie dieselben ursprünglich aufgenommen hat.“ Gesetz der mechanischen Vorstellungsverknüpfung.

8) „Die Seele verknüpft solche Vorstellungen, welche durch eine innere logische Verwandtschaft ihres Inhalts zu einander

gehören, und reproduziert deshalb, wenn eine dieser Vorstellungen wieder bewußt wird, auch die anderen."

Wir nennen dies das Gesetz der logischen Vorstellungsverknüpfung.

Anwendung auf die Erziehung und den Unterricht.

1) Aus dem Vorstehenden leuchtet ohne weiteres ein, daß die Verknüpfung der Vorstellungen für das Leben der Seele von großer Wichtigkeit ist, denn dadurch erlangt das geistige Leben Zusammenhang, es entstehen vielfache Abfolgen, und auch dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen wird, setzt sich die Beweglichkeit bewußter Zustände in der Seele fort.

Eben hierauf beruht dann aber großenteils der Reichtum, die Beweglichkeit und die Vielseitigkeit unseres ganzen geistigen Lebens. Denn wie arm und dürftig, wie mühsam und schwerfällig müßte sich nicht all unsere geistige Arbeit hinschleppen, wenn uns immer nur einzelne Vorstellungen gegenwärtig wären und wir in jedem einzelnen Falle immer erst eine besondere, bewußte Bemühung und Thätigkeit nötig hätten, um von dieser einen Vorstellung zu einer anderen zu kommen!

Nun aber ist unser Geist (und nicht zum wenigsten eben der kindliche Geist) fortwährend, auch ohne es bewußt zu wollen, ja oft ohne es auch nur zu wissen, in der Thätigkeit begriffen, von jeder Vorstellung aus nach allen Seiten hin gleichsam Fäden zu ziehen und dadurch die einzelnen Vorstellungen in der mannigfaltigsten Weise miteinander zu verknüpfen und ineinander zu schlingen. Daher tönen, sowie eine einzelne Saite des Vor-

stellungslebens angeschlagen wird, unwillkürlich andere Saiten mit, und, vom Geiste durch die bereits geknüpften unsichtbaren Fäden angezogen, strömt von überall her eine so flutende Fülle neuen Vorstellungsstoffes herein, daß der Geist, statt seinen Stoff erst mühsam herbeizuschaffen, nur unter dem vorhandenen und sich gleichsam von selbst darbietenden Stoffe auswählen, d. h. einzelnes besonders hervorheben und festhalten, anderes dagegen ab- und zurückweisen muß. Auf der mechanischen Vorstellungsverknüpfung beruht alles mechanische Auswendiglernen und Behalten, also das Einprägen von Namen und Zahlen, Sprüchen und Liedern, Vokabeln ꝛc., weil die betreffenden Wörter entweder gleichzeitig oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge im Bewußtsein aufgenommen und dadurch miteinander verknüpft wurden. Natürlich werden die Associationen um so dauerhafter, je öfter sie wiederholt worden sind und je größer die Zahl der Verknüpfungen ist, so daß eine Vorstellung, die gleichsam ihre Wurzelfasern von vielen Seiten her in eine andere eingeschlagen hat, mit ihr auch fest verwachsen bleibt. Ist die Verknüpfung eine lose, so geraten wir bei der Reproduktion einer Vorstellungsreihe zuweilen in eine andere ähnliche — z. B. aus der Lutherschen Erklärung des siebenten Gebotes in die des neunten.

Das mechanische Auswendiglernen geht nun bei den einzelnen Menschen ungleich von statten. Der Grund hiervon liegt unzweifelhaft mit in der verschiedenen Beschaffenheit der bei der Sprachbildung mitwirkenden Organe. Am günstigsten ist gewöhnlich das Kindesalter für die hier beteiligten Funktionen ausgestattet. Das Kind erwirbt sich als dauerndes Eigentum mit Leichtigkeit zahlreiche Verknüpfungen und Abfolgen von Vorstellungen und Wörtern. Die Vorstellungen, welche durch die Verwandtschaft ihres Inhaltes innerlich zusammengehören, werden von der Seele viel enger und fester geknüpft, als die Vorstellungen,

die nur mechanisch zu einander stehen, eben deshalb ist auch die auf logischer Verknüpfung (Association) beruhende Reproduktion der Vorstellungen eine viel zuverlässigere, als die bloß auf mechanischer Association beruhende.

Hieraus erklärt sich weiter, daß wir eine Vorstellungsreihe, etwa ein Gedicht, eine Regel, den Gedankeninhalt eines Buches ꝛc. dem Gedächtnis viel leichter einprägen, wenn wir den logischen Zusammenhang, den Sinn des betreffenden Gedichtes, verstanden haben, als wenn dies nicht der Fall war.

Der Lehrer muß also stets vor dem Auswendiglernen den Inhalt des Gedichts, der Regel ꝛc. — sachlich und sprachlich klar vor die Seele stellen, den inneren logischen Zusammenhang der einzelnen Sätze, Verse, Strophen ꝛc. den Kindern nachweisen. Diese goldne pädagogische Regel wird leider noch gar oft von dem Lehrer nicht beachtet, das Kind stürzt dann über die Worte her, aber den Sinn des Einzelnen wie des Ganzen gewinnt es im trägen Denken nur gelegentlich, bruchstücksweise, auch oft nicht einmal klar oder doch nicht scharf geschlossen. Stürzt nun das Kind ohne Verständnis über die Worte her, so fühlt es, wie von Satz zu Satz, von Vers zu Vers, von Strophe zu Strophe eine zunehmende Erschwerung und Müdigkeit eintritt. Das Kind wird aber durch diese Ermüdung von dem Inhalte abgezogen, verliert die Lust und Liebe zur Arbeit.

Aber das zweite Haupterfordernis für ein schnelles, sicheres und festes Auswendiglernen ist ferner, daß die Geistesthätigkeit sich von allem störenden Inhalte befreit und mit Lust und Liebe an ihre Aufgabe herangeht. Darum muß die Aufgabe der Kraft des Schülers entsprechen, der Schüler muß sich für den Inhalt begeistern können. Die Schwierigkeiten liegen gewöhnlich

in dem schwierigen Verständnis des auswendig zu Lernenden, ferner in der ungeschickten Erfassung der Arbeit, in dem Nicht-Herausfinden des Angenehmen und Nützlichen, in den störenden Gedanken, die den jugendlichen Geist umnebeln.

Von dem beziehenden Vorstellen.

§ 26.

Werfen wir einen kurzen Blick auf eine Anzahl ordnungslos nebeneinander gelegter Münzen, so erzeugt jede von ihnen, sobald keine die andere deckt, ihr Bild in unserem Auge, und jedes dieser Bilder die ihm entsprechende Vorstellung. Dennoch sind wir häufig nicht imstande, wenn wir den Blick abwenden, die Anzahl der gesehenen anzugeben. Daß wir aber alle einzelnen gesehen haben, ihre Bilder mithin bewußte Vorstellungen gewesen sind, lernen wir daraus, daß es zuweilen noch gelingt, sie in der Erinnerung nachzuzählen, ohne Erneuerung des äußeren Eindrucks zu bedürfen [1]). Diese Erfahrung und unzählige ähnliche überzeugen uns, daß die Unterscheidung nicht ohne Grund ist, welche wir zwischen Empfindung und Wahrnehmung des Empfundenen machen. Jede Rede verstehen wir nur, wenn unsere Erinnerung die früheren Worte aufbewahrt, während wir die späteren hören [2]). Und nicht dies allein; auch die Reihenfolge, in welcher die einzelnen uns zugezählt werden, muß bis zum Schlusse der Rede irgendwie in unserem Bewußtsein wirksam erhalten bleiben; denn nicht ohne diese zeitliche Abfolge

---

1) Lotze, Metaphysik. S. 530 ff. Mikr. I. Seite 246.
2) Mikr. I. 247 ff.

konnte der Sprechende vollständig die innere Verknüpfung des Vorstellungsganzen bezeichnen, das er uns mitzuteilen wünscht, und der Hörende dürfte die zeitliche Ordnung der Worte erst dann vergessen, wenn er den Sinn dieses Ganzen in sich aufgenommen hat.

Zwei verschiedene Leistungen finden wir hierin eingeschlossen: die Fähigkeit, auch in späterer Nacherinnerung eine Reihe von Eindrücken, eine Geschichte, Melodie oder Rede in derselben Aufeinanderfolge ihrer Bestandteile zurückzurufen, in welcher eine frühere Wahrnehmung sie darbot. Unmöglich wäre offenbar diese geordnete Wiederholung, ebenso unmöglich auch schon jene erste verstehende Zusammenfassung des Mannigfachen in der Wahrnehmung, wenn die zurückbleibenden Erinnerungsbilder aller früheren Eindrücke mit denen der späteren nur überhaupt in einen Knäuel verschmölzen; *irgend eine bestimmte Gliederung muß sogleich zwischen ihnen gestiftet worden sein und sie mit Auswahl und Abstufung gesondert und verbunden haben.* Nur unter dieser Bedingung kann es geschehen, daß der Hörende mit der Vielheit der nach und nach vernommenen Worte einen Sinn verbinde, und daß dem Erinnernden jetzt diese vielen nicht in einem formlosen Schwalle zurückkehren, sondern in derselben Reihenfolge, die sie in der ursprünglichen Wahrnehmung hatten, vor seinem Bewußtsein sich wieder entwickeln.

Wenn einmal eine Mehrheit von Eindrücken der Seele in zeitlicher Folge zukommt, so werden diejenigen am innigsten oder ausschließlich sich verknüpfen, die unmittelbar, ohne ein anderes Glied zwischen ihnen, aufeinanderfolgen. Denn worin auch immer Grund und Wesen der Vorstellungsverbindung, für die wir den Namen der **Assoziation** brauchten, und

worin auch immer die Abstufung in der Innigkeit dieser Verbindung bestehen mag: unter allen Umständen wird doch ein mittleres Glied zwischen zweien das bessere Recht der engen Verknüpfung mit jedem von beiden haben und durch sein Dazwischentreten beide voneinander trennen. Wiederholt daher die Seele in zeitlicher Folge die einst ihr ebenso zugekommenen Wahrnehmungen, so kann der Weg dieses Erinnerns von dem ersten Gliede zu dem dritten nur durch das zweite gehen, und nicht die Innehaltung dieser Richtung, sondern nur die Abweichungen von ihr würden besonderer Erklärung bedürfen. Allein daß überhaupt die Erinnerung in zeitlicher Abfolge die Eindrücke wiederholt, welche die erste Wahrnehmung zeitlich nacheinander aufnahm, ist nicht ebenso selbstverständlich. Dies Nacheinander der Wahrnehmung war das Mittel und der Grund, die einzelnen Eindrücke in Beziehungen von abgestufter Innigkeit zu verbinden; wenn aber zwischen dem Augenblick der vollendeten Wahrnehmung und dem der Erinnerung die ganze Reihe vergessen ruht, so ist sie mit der ganzen so erworbenen Gliederung aller ihrer Bestandteile gleichzeitig und auf einmal vorhanden. Warum erweckt nun die Erinnerung nicht das Ganze auf einmal, als eine gleichzeitige Mannigfaltigkeit, deren Teile untereinander nur mit jenen Abstufungen der Engigkeit verbunden sind? Auf diese Frage suchte die Ansicht zu antworten, deren wir gedachten. In den Hemmungen der Vorstellungen durcheinander und in der Anstrengung, durch welche gegen solche Hemmung eine vergessene Vorstellung wieder in das Bewußtsein zurückgebracht wird, sah sie Vorgänge, die an sich des Zeitverlaufs zur Erreichung ihres Zieles bedürfen; nur nach und nach, indem in bestimmten Zeitpunkten bestimmte Klarheitsgrößen der Vorstellungen wieder errungen worden sind, treten daher die wirksamen Veranlassungen wirklich ein, welche der Reihe nach die mit jenen Klarheitsresten

verbundenen Glieder der ursprünglichen Wahrnehmungskette zurückführen.

Aber wichtiger ist uns die andere zweite Leistung, die wir oben sowohl in dem ersten verstehenden Anhören einer Rede als in der Nacherinnerung ihres Ablaufs nachzuweisen versprachen. Zum Verständnis reichte es nicht hin, daß die gehörten Worte nacheinander folgen; die früheren mußten aufbewahrt bleiben neben den späteren; auch die Erinnerung einer Reihe bringt nicht in jedem Augenblick nur ein Glied wieder, so daß vor und hinter ihm nichts im Bewußtsein wäre; vor diesem Gliede senken sich noch die schwindenden Bilder der früheren, hinter ihm heben sich bereits die aufsteigenden der späteren Eindrücke. Aber das Verständnis erfordert mehr; es reicht nicht hin, daß diese geordneten und abgestuften Beziehungen zwischen den einzelnen Vorstellungen bestehen, oder daß in regelmäßiger Abfolge die Erinnerungsbilder derselben im Bewußtsein vorüberziehen. Käme nichts anderes hinzu, so wäre die Seele nur ein Schauplatz, auf welchem thatsächlich ein Zusammenhang des Vorstellens oder ein Wechsel des Wissens stattfände, ein Vorstellen dieses Zusammenhangs aber, oder ein Wissen von diesem Wechsel würde erst in einem Beobachter entstehen können, der mehr verstände, als Zustände in sich aufeinander folgen zu lassen; der es verstände, in seinem zweiten und höheren Bewußtsein jene Thatsachen, die stattfindenden Beziehungen zwischen jenen gleichzeitigen oder abwechselnden Vorstellungen, zusammenzufassen und zu beurteilen.

In der That nun bedürfen wir freilich dieses andern Zuschauers nicht; denn dadurch ist die Seele ja Seele, daß sie Anderes und sich selbst zu beobachten vermag. Wir heben darum diese ihre eigentümliche Fähigkeit ausdrücklich im Gegensatze zu dem Me-

chanismus der Wechselwirkungen zwischen ihren unmittelbaren Vorstellungen hervor.

Wir haben bisher nur die Einzelvorstellungen betrachtet, wie sie entweder gleichzeitig im Bewußtsein vorhanden sind und aufeinander wirken oder nacheinander einander ablösen; aber es besteht in unserem Innern nicht bloß diese Mannigfaltigkeit und dieser Wechsel der Vorstellungen, sondern auch Vorstellung dieser Mannigfaltigkeit und dieses Wechsels. Nicht bloß ihrem Begriffe nach haben wir diese zweite Leistung, die beziehende und vergleichende Auffassung bestehender Verhältnisse von der bloßen Empfindung der einzelnen Beziehungsglieder zu unterscheiden, sondern jene Erfahrungen, nach denen beide in Wirklichkeit trennbar sind, berechtigen uns, das beziehende Vorstellen als eine höhere Thätigkeit dem bewußten Empfinden und Vorstellen einzelner Inhalte überzuordnen; höher in dem bestimmten Sinne, daß das Höhere das Niedere zu seiner notwendigen Voraussetzung hat, aus ihm aber nicht an sich notwendig hervorgeht. So wie die äußeren Sinnesreize der Seele als Anregungen dienen, um die einfachen Empfindungen zn erzeugen, so dienen ihr die entstandenen Verhältnisse zwischen der gleichzeitigen oder successiven Mannigfaltigkeit der so entstandenen Vorstellungen als ein neuer innerer Reiz, welcher sie zur Ausübung dieser neuen reagierenden Thätigkeit veranlaßt. Die Möglichkeit jeder Beziehung und Vergleichung beruht auf dem unveränderten Bestande der zu beziehenden Glieder und ihres Unterschiedes. Wenn zwei Eindrücke a und b als Vorstellungen, Rot und Blau, einmal entstanden sind, so bilden sie nicht durch Mischung, in der sie zu Grunde gingen, die dritte Vorstellung c des Violett; geschähe dies, so würde ein Wechsel einfacher Vorstellungen vorhanden sein ohne

die Möglichkeit einer Vergleichung; diese selbst ist nur möglich, wenn eine und dieselbe Thätigkeit a und b zusammengefaßt und zugleich auseinanderhält, aber bei ihrem Uebergange von a zu b oder von b zu a sich zugleich der Aenderung ihres Zustandes bewußt wird, welche sie durch ihn erfährt; so entsteht die neue dritte Vorstellung r, die eines bestimmten Grades zwischen a und b obwaltender qualitativer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit. Sehen wir zugleich ein stärkeres Licht a und ein schwächeres gleichfarbiges b, so entsteht nicht anstatt beider die Vorstellung c eines Lichtes, dessen Stärke die Summe der Intensitäten beider wäre; entstände sie, so wäre wieder das Material verschwunden, auf welches sich die Vergleichung beziehen könnte; ausgeführt wird die Vergleichung nur, indem eine mit sich identische Thätigkeit, zwischen a und b übergehend, sich wieder der hierbei erlittenen Veränderung ihres Zustandes bewußt wird; so entsteht die Vorstellung r, die eines bestimmten quantitativen Unterschiedes. Wären endlich die Eindrücke a und b gegeben, so würde nicht aus ihnen ein dritter = 2a entstehen, sondern zwischen den geschieden bleibenden auf gleiche Weise übergehend würde jene Thätigkeit sich bewußt werden, eine Veränderung ihres Zustandes nicht erlitten zu haben und die neue Vorstellung r würde entstehen, die der Gleichheit. Alle diese verschiedenen Beispiele sind wir berechtigt, als Vorstellungen höherer oder zweiter Ordnung anzusehen; sie sind nicht auf gleiche Linie zu stellen mit denen, aus deren Vergleichung sie entstanden; während die einfache Vorstellung des Rot oder Blau vor uns schwebt, ohne uns an eine Thätigkeit zu erinnern, durch deren Ausübung wir zu ihrem Dasein beigetragen hätten, dafür aber auch einen unmittelbar anschaulichen Inhalt giebt, entbehren jene des eigenen für sich anschaulichen Inhalts völlig; sie werden daher niemals eigentlich in dem einfachen Sinne vorgestellt wie jene, so nämlich,

daß sie nun als ruhende anschauliche Bilder vor uns ständen; ihre Vorstellung ist nur möglich unter gleichzeitiger Reproduktion irgend welcher Beispiele und unter Wiederholung der geistigen Bewegung, aus welcher sie entstanden sind.

Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß alle diese neuen Vorstellungen, die wir als solche einer höheren Ordnung bezeichnen können, keineswegs als Resultanten aus einer bloßen Wechselwirkung der ursprünglichen einfachen Vorstellungen in derselben Weise entspringen, wie man in der Mechanik eine dritte Bewegung aus dem Zusammentreffen zweier anderen konstruiert. Diese Analogie gilt auf geistigem Gebiete gar nicht; immer sind vielmehr die beiden Eindrücke a und b bloß als Reize anzusehen, die auf die ganze eigentümliche und einheitliche Natur eines vorstellenden Subjektes einwirken und in diesem als Reaktion die Thätigkeit rege machen, durch welche die neuen Vorstellungen z. B. der Ähnlichkeit, der Gleichheit, des Gegensatzes 2c. entstehen, welche ohne Anregung dieser neuen geistigen Thätigkeit aus dem bloßen Zusammenwirken der einzelnen Eindrücke nicht entstehen würden.

Jeder wird in seiner inneren Beobachtung die Wirklichkeit desselben bestätigt finden. Freilich den Schülern Herbarts, die von dem gewohnten Anschauungskreise der physischen Mechanik ausgehen, muß der Begriff einer Thätigkeit oder eines thätigen Wesens befremdlich sein, das zwei Zustände a und b nicht bloß gleichzeitig erleidet, ohne sie zu einer Resultante zu verschmelzen [1]), sondern von einem zum andern übergehend die

1) Nach Herbart: Wenn wir die Vorstellungen „schwarz" und „weiß" zu gleicher Zeit im Bewußtsein festhalten wollen, fließen sie ineinander als eine Farbe, als „grau"!

Vorstellung eines dritten eben hierdurch erzeugten Zustandes r gewinnen soll; dennoch findet dieser Vorgang statt, und das Mißlingen des Versuchs, ihn in seiner Entstehung nach den Analogien physischer Mechanik zu begreifen, fällt nur der unrichtigen Neigung zur Last, das völlig eigentümliche Gebiet des geistigen Lebens nach einem ihm fremden Modell zu konstruieren. Lotze hält diese Neigung für das nachteiligste der Vorurteile, welche das Gedeihen der Psychologie bedrohen und trennt ausdrücklich noch einmal an diesem Punkte, der für ihn zu den wichtigsten gehört, seinen Weg von den Ansichten, die sich jetzt weitverbreiteter Zustimmung erfreuen[1]).

Wenn überhaupt die Seele nach der Lehre Herbarts einmal thätig gewesen ist, so ist sie es

1) Professor Teichmüller sagt in seiner soeben erschienenen Grundlegung der Psychologie und Logik: „Um dies Resultat abzuleiten, springt Herbart eilends zu seinem physikalischen und mathematischen Arbeitsfelde, wo er am besten zu Hause ist und deshalb am meisten Licht zu finden meint." „Man sieht auf den ersten Blick, daß diese ganze Erklärung doch nur eine Allegorie ist und also nur den Rang von Parabeln und dergleichen beanspruchen darf, weil H. nicht nachgewiesen hat, wiefern solche hypothetisch eingeführte und allein als Darstellungsmittel gestattete Bilder eine wirkliche Bedeutung haben können. Man wird deshalb, wenn man mit seiner Psychologie zu Ende ist, unfehlbar die Bitte an den Verfasser richten müssen, nachträglich den Sinn seiner Parabel zu erklären. Leider findet sich bei ihm aber ein: „Diese Fabel lehrt" als Epilog nirgends. Und daß seine ganze Erklärungsweise nichts wert ist, kann nach der kürzesten Besinnung entschieden werden, weil die physikalischen Begriffe, welche er als Auffassungsformen gebraucht, ja nur für den gegenständlichen Inhalt einiger Vorstellungen passen, nämlich nur für die Erscheinungswelt der Natur als Vorgestelltes, aber auf die Vorstellungen selbst ebenso wenig anwendbar sind, wie die Gesetze der Grammatik auf die physiologischen Sprachorgane." (Seite 22.)

doch nur einmal gewesen; gegen die Reize, die von außen kommen, hat sie durch Erzeugung der einfachen Empfindungen sich behauptet; aber von da an ist sie passiv geworden und läßt ihre inneren Zustände thatlos sich über den Kopf wachsen; alles, was weiter in ihr geschieht, die Bildung ihrer Begriffe, die Entwickelung ihrer verschiedenen Vermögen, die Festsetzung der Grundsätze nach denen sie handelt: alles dies sind die mechanischen Resultate der Gegenwirkungen jener einmal erregten primären Selbsterhaltungen, und niemals zeigt sich die Seele, der Boden, auf dem dies geschieht, vulkanisch und reizbar genug, um mit neuen Rückwirkungen in das Spiel der Zustände einzugreifen und ihnen Wendungen zu geben, die nicht analytisch aus ihnen allein schon nach allgemeinen Gesetzen ihrer Wechselwirkungen hervorgingen. Diese Beschränkung auf so kärgliche Grundlagen ist weder von Anfang an theoretisch notwendig, noch hat sie sich durch ihre Ergebnisse empfohlen.

Arten der Vorstellungen.

Auf dieselbe Weise wie die neuen Vorstellungen entsteht überhaupt alles, was wir als Allgemeinbegriff bezeichnen.

Man pflegt zu behaupten, die ungleichartigen Bestandteile verglichener Vorstellungen höben einander durch ihren Gegensatz auf, das zurückbleibende Gleichartige stelle dann ohne weiteres das Allgemeine dar.

Allein die einzelnen Beispiele, aus denen wir einen Allgemeinbegriff bilden, gehen ja dabei gar nicht zu Grunde, sondern ihre Vorstellungen erhalten sich fort neben dem Allgemeinen, welches als ein neues Erzeugnis bloß zu ihnen hinzutritt. Auch bildet der Allgemeinbegriff niemals etwas, was sich als ein festes Bild in derselben Weise anschaulich vorstellen ließe, wie die einzelnen Beispiele, aus denen es entstand. So ist die „Farbe im allgemeinen" nicht vorstellbar; sie sieht weder grün noch rot, sondern sie sieht gar nicht aus. Und ebenso giebt es von dem „Tiere überhaupt" gar kein feststehendes Bild von ähnlicher Anschaulichkeit, wie das Bild jeder einzelnen Tierspezies.

Alle solche allgemeine Begriffe sind daher nicht Produkte eines Zusammenwirkens vieler Einzelvorstellungen, denn sie würden dann denselben Charakter haben, wie diese ihre Komponenten. Die Namen, mit denen wir sie bezeichnen, z. B. „Farbe", sind eigentlich bloß Aufforderungen an uns, eine Reihe verschiedener Einzeleindrücke vorzustellen, jedoch mit dem Nebengedanken, daß es nicht auf sie, sondern auf das Gemeinsame ankomme, das an ihnen enthalten ist, das sich aber nicht von ihnen als eine gleichartige Vorstellung trennen läßt.

Es hängen hiermit die verschiedenen engeren und weiteren Bedeutungen des Namens Bewußtsein zusammen. Es geschieht oft, daß wir eine Mehrheit von Elementen wahrnehmen, aber die bestimmten Verhältnisse zwischen ihnen im Augenblick doch nicht anzugeben wissen. Dagegen ist es möglich, sich derselben späterhin noch bewußt zu werden, nachdem jene sinnlichen Eindrücke schon vorbei sind. Daraus folgt, daß die Eindrücke selbst keineswegs unbewußte waren, sonst würde man sich später ihrer nicht erinnern. Dagegen ist die beziehende Thätigkeit nicht ausgeübt worden, welche sie nachzählt und die thatsächlich zwischen

ihnen bestehenden Verhältnisse auch vorstellt. Man sieht daraus, daß beide Leistungen voneinander ablösbar sind. Die beziehende Thätigkeit kann als eine höhere niemals ohne die einfache bewußte Empfindung entstehen, auf die sie sich bezieht; die letztere aber, als die niedere, braucht nicht von jener begleitet zu sein.

Gewöhnliche Erfahrungen zeigen, daß es sehr viele Umstände giebt, welche das Auftreten dieser höheren Thätigkeit verhindern. Bei mancherlei Gemütsbewegungen hören wir die Töne, aber verstehen die Worte nicht; oder verstehen die Worte, aber nicht ihren Sinn; oder endlich auch diesen noch, aber gar nicht die Bedeutung, die er für unsere Interessen hat. Selbst körperliche, noch sehr unbekannte Bedingungen bewirken, daß es bei der bloßen Empfindung von Eindrücken bleibt, und weder ihre äußere anschauliche, noch ihre innere Verknüpfung uns zum Bewußtsein kommt (Seelenblindheit).

Zusammenfassung.

1) Die Verknüpfung der Vorstellungen ist, wie wir dargelegt haben, für das Leben der Seele von großer Wichtigkeit, denn dadurch erlangt das geistige Leben Zusammenhang, „es entstehen vielfache Abfolgen, und auch dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen wird, setzt sich die Beweglichkeit bewußter Zustände in der Seele fort". Eben hierauf beruht dann aber großenteils der Reichtum, die Beweglichkeit und die Vielseitigkeit unseres ganzen geistigen Lebens.

2) Die Seele besitzt ferner die Fähigkeit, auch in späterer Nacherinnerung eine Reihe von Eindrücken, eine Geschichte, Melodie oder Rede, in derselben Aufeinanderfolge ihrer Bestandteile zurückzurufen, in welcher eine frühere Wahrnehmung sie darbot.

3) Wenn einmal eine Mehrheit von Eindrücken der Seele in zeitlicher Folge zukommt, so werden diejenigen am innigsten oder ausschließlich sich verknüpfen, die unmittelbar, ohne ein anderes Glied zwischen sich, aufeinanderfolgen.

4) Die Vorstellungsreihen, die sich in dieser Weise bilden, bleiben aber nicht isoliert stehen, sondern gehen wieder untereinander die verschiedensten Verbindungen ein, so daß dadurch im Laufe der Zeit die weitverzweigtesten Gewebe von Vorstellungen entstehen.

5) Die Vorstellungen verbinden, reihen sich aber nicht von selbst aneinander, sondern es **ist die Seele**, welche sie auf verschiedene Art und Weise, in verschiedenen Formen, je nach verschiedenen Normen, Zwecken und Thätigkeiten verbindet oder scheidet.

6) Die Seele hat die Fähigkeit, die innere Zusammengehörigkeit der Vorstellungen inne zu werden und auf Grund dessen die Vorstellungen zu logischen Gedankenreihen zu verbinden.

7) Durch das Interesse, welches sich für uns an den Inhalt der Vorstellungen knüpft, wird die Seele angeregt, Vorstellungen zu verknüpfen, zu fesseln, abzulenken und zu zerstreuen [1]).

---

1) Lotze leugnet keineswegs, daß auch Vorstellungen untereinander teils in konstanter, fester, unlösbarer Form, teils in wechselnder, veränderlicher Weise zu Gesamtvorstellungen, Vorstellungsreihen und Folgen verbunden erscheinen, aber er behauptet, daß sie sich nicht von selbst verbinden, sondern überall durch die Thätigkeit, durch Akte der Seele verbunden werden. Vergeblich scheint ihm jede Bemühung, von der Art dieses Haftens, von dem Verknüpfen, von dem Wiedererwachen der Vorstellungen, der Vorstellungsreihen irgend eine anschauliche Vorstellung zu gewinnen. Es sind nur Namen, die eine notwendige Voraussetzung bezeichnen, ohne Aufklärung über den Vorgang, in welchem die Verbindung besteht. Die Lehren der Herbartschen Statik und Mechanik des Geistes hält er für eine gefährliche Irrlehre.

Bedeutung der Verknüpfung und Reihenbildung der Vorstellung für das Seelenleben und Anwendung auf den Unterricht und die Erziehung.

A. Bedeutung der Verknüpfung für das Seelenleben.

1) Die Verbindung und Verknüpfung der Vorstellungen untereinander zu Gruppen und Reihen ist von der höchsten Wichtigkeit zuerst für die intellektuelle Bildung, da alle Kenntnisse und Erfahrungen, alle Auffassungen der äußeren und inneren Welt auf jenen Verbindungen beruhen und sowohl die Elemente und das Material für alle weitere Bildung ausmachen, als auch die wesentlichsten Formen darbieten, in denen sich unser Denken, Urteilen und Schließen bewegt. Jeder Fortschritt der Bildung besteht darin, daß die vorhandenen Reihen von Vorstellungen größere Festigkeit erlangen, durch neu hinzutretende an Ausbreitung und Ausdehnung gewinnen und immer reicher und gegliederter werden.

„Durch Verbindung [1]) und Verknüpfung der Vorstellungen zu Reihen werden die einzelnen Vorstellungen in eine feste Ordnung gebracht, in welcher jede einzelne ihre bestimmte, durch erfahrungsmäßige oder logische Beziehungen ihr zugewiesene Stelle einnimmt. Was vereinzelt oder zerstreut in der Seele sich vorfand, ist nun zu einer zusammenhängenden Schnur verknüpft, die Einzelvorstellungen sind durch die Reihe zu einem übersichtlichen Ueber-, Neben- und Untereinander angeordnet und zu einem vielfach verflochtenen Gewebe verbunden, so daß aller Zersplitterung und Zerfahrenheit des geistigen Lebens gewehrt ist.

1) Dr. Burkhardt, Die Vorstellungsreihen. Meißen, Verlag von H. W. Schlimpert, 1888.

Nur durch den Eintritt in die Reihenform können die Vorstellungen überhaupt ihre Existenz behaupten, indem sie durch ihre innige Verbindung ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander eingegangen sind. Vorstellungen dagegen, welche unverbunden bleiben, und denen nicht durch Angliederung an andere eine starke Widerstandsfähigkeit verliehen wird, unterliegen rasch der Hemmung und gehen daher leicht verloren. Die Vorstellungen zu Reihen verbinden, heißt demnach, sie vor Vergessenheit schützen, ihnen längere Dauer und festeren Halt geben."

„Hält nun aber **die Seele** die innigen Verbände der Vorstellungen fest, so folgt, daß mit dem Hervortreten und Bewußtwerden eines Reihengliedes sofort das mit ihm assoziierte andere Glied hervortritt und zum Bewußtsein kommt. Die Vorstellungen gewinnen somit durch die Reihenform an Reproduktionskraft, so daß sich die Rückkehr der Vorstellungen ins Bewußtsein leichter, schneller und sicherer vollzieht. In der Reihenverbindung finden die einzelnen Vorstellungen zahlreiche Hilfen und werden durch die vereinigte Kraft aller Glieder ins Bewußtsein gehoben, so daß es uns gelingt, mit größerer Sicherheit zu den entfernteren Gliedern vorzudringen, ohne dabei durch die flutende Fülle des Vorstellungszuflusses belästigt oder beunruhigt zu werden. Die einzelnen Vorstellungen stehen uns daher im Falle des Bedarfs rasch zu Gebote. Wir bekommen eben durch die Reihenform den Strom der Reproduktion in unsere Hand" [1]).

Das Gegenteil zeigt sich recht deutlich bei flatterhaften, fahrigen Köpfen, bei denen die Vorstellungen nur locker verbunden sind und die Vorstellungsreihen nur lose zusammenhängen.

---

1) Der Verfasser huldigt offenbar der Lehre Herbarts von „dem Mechanismus der Vorstellungen", allein unwillkürlich läßt er diese Lehre fallen und schreibt die Thätigkeit, Vorstellungen zu verbinden, der Seele zu.

Die einzelnen Vorstellungen nehmen in der Reihenverbindung auch an Klarheit zu, denn sie erscheinen in hellerem Lichte, wenn sie als Glieder einer zusammenhängenden Gedankenkette auftreten und durch innere Verhältnisse und Beziehungen einen bestimmten Ort in diesem Verbande und innigen Zusammenschluß gefunden haben.

Nicht minder wichtig als für die intellektuelle Bildung ist die Reihenbildung der Vorstellungen auch für die Sittlichkeit, für die Bildung des Willens und Charakters.

Der Einfluß der Vorstellungsreihe reicht aber auch in die Gefühlssphäre hinein. „Wenn ein Schüler die verschiedenen biblischen Gleichnisse in Reihenform gebracht hat und sie nun überschaut, so ist schon in diesem klaren Wissen ein inneres Genügen und ein Gefühl der Bereicherung eingeschlossen. Das Bewußtsein der Einheit in der Mannigfaltigkeit gewährt lebhafte Befriedigung, und die Gewißheit des sicheren und disponiblen Besitzes weckt intellektuelle Lust und das Gefühl der Kraft. Aus der Erkenntnis der Uebereinstimmung und notwendigen Zusammengehörigkeit der einzelnen Teile der Reihe keimt das Gefühl der Wahrheit hervor. Indem der reihenweise angeordnete Wissensstoff diese Gefühle auslöst, wird er zum Gegenstande der Wertschätzung. Auch ästhetische Gefühle können durch die Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge der einzelnen Reihenglieder hervorgerufen werden, da die ästhetische Wirkung vorzüglich auf der geordneten Gliederung gleichartiger Elemente beruht". (Burkhardt.)

B. Anwendung auf den Unterricht.

Setzen wir diese tiefen Wahrheiten der Psychologie als Leitstern für alles pädagogische Denken und Streben, und bringen wir dieselben zur pädagogischen Praxis in Beziehung, so erwächst von dem allen für den Unterricht die Aufgabe, für die

Bildung möglichst vielseitiger, fester und innig verbundener Vorstellungsreihen Sorge zu tragen.

1) Der erste Punkt, die Bildung möglichst vielseitiger Vorstellungsreihen, berührt die Materie, den Umfang des Unterrichts und erfordert, daß der Jugend ein vielseitiger Unterrichtsstoff geboten werde, durch welchen sie in ihrem Gedankenkreise mit der gesamten heutigen Kultur nach den verschiedensten Seiten Fühlung erlange.

Die Bildung möglichst fester, innig verbundener Vorstellungsreihen verlangt, daß alles, was in der Schule gelehrt wird, im Zusammenhang gegeben werden soll, und daß, wo sich noch keine Reihen in der Seele des Kindes gebildet haben, alles in der Seele vereinzelt Dastehende zusammengeführt, zu Reihen geordnet und für Weiterführung und Abschluß der Reihen Sorge getragen werden soll. „Nur für unverbundenes Viele hat das Bewußtsein keinen Raum, es ist nicht zu eng für eine Mannigfaltigkeit, deren Glieder wir durch Beziehungen geteilt, „geordnet und verbunden denken.“ (Seite 24.)

Die zweckmäßige Anordnung hat der Lehrplan zu zeigen, welcher den wohlgeordneten Aufbau des ausgewählten Materials, die strenge Aufeinanderfolge und scharfe Gliederung des Stoffes darstellen muß.

Mit dem Eintritt in die Schule hat der Lehrplan an den Erfahrungskreis, an das Vorstellungsleben des Schülers anzuknüpfen [1]). Was bis dahin das Leben und die Erfahrung des Kindes in ungeordneter Weise und in vielfachem Wechsel hingeschüttet hat, die ungeordneten, chaotischen Massen von Vorstellungen, die da in der Seele des Kindes erzeugt worden sind, soll der erste Schulunterricht, der Anschauungsunterricht, zunächst ent-

1) Siehe Seite 49 ff.

wirren und in die rechte Ordnung bringen; er soll den ganzen vorhandenen Gedankenkreis des Kindes in der Weise durcharbeiten, daß die Einzelvorstellungen gehörig gesondert, in richtige reihenförmige Verbindungen gebracht und zu Gruppen zusammengeordnet werden. Auf Grund des so geordneten Gedankenkreises müssen alsdann die einzelnen Unterrichtsgegenstände sich aufbauen und auf ein zusammenhängendes, festverbundenes Ganzes von Vorstellungen hinarbeiten.

Es ist daher ein genau ausgearbeiteter, bis in die kleinsten Partien streng zusammenhängender Lehrplan die erste Bedingung, wenn im Schüler ein einheitlicher Gedankenkreis entstehen soll.

Der aufgebaute Lehrplan muß einer festgegliederten Ordnung folgen, sowohl in Bezug auf seine einzelnen Teile, als in Bezug auf seinen gesamten Umfang, und die dabei zu berücksichtigenden Punkte beziehen sich teils auf die Gliederung jedes einzelnen Unterrichtsgegenstandes und die Verbindung seiner einzelnen Momente, teils auf die Art des Auftretens verschiedener Gegenstände nebeneinander und die jedem zuzuerkennende Ausdehnung, teils auf die Verknüpfung der einzelnen Unterrichtsgegenstände, welche gleichzeitig nebeneinander getrieben werden.

2) Kein Unterrichtszweig darf bloß Einzelheiten des Wissens, zerstreute, zusammenhangslose Massen von Kenntnissen in den Köpfen der Kinder anhäufen, sondern muß in seinen einzelnen Teilen ein zusammenhängendes Gedankenganzes bilden. Jedes Einzelne, das er darbietet, muß er, sofern es nicht schon an und für sich als Glied einer gewissen Reihe auftritt und in Beziehung zu anderen bereits gewonnenen Vorstellungen steht, in ein größeres Ganzes zusammenhängender Vorstellungen einreihen und es zu den Gliedern desselben in vielseitige Beziehung setzen. Was sich nicht an Vorhandenes anknüpfen und worauf sich nicht sofort weiter bauen läßt, was also weder bereits Angefangenes fort-

setzt und ergänzt, noch als Grundlage, als Vorbedingung für das Folgende gelten kann, das muß vorerst — und wenn es auch an sich noch so wertvoll wäre — ausgeschlossen oder doch bis zu dem Zeitpunkte zurückgestellt werden, wo es als Glied einer begonnenen oder zu beginnenden Reihe aufzutreten berechtigt ist. Denn alles Vereinzelte, das isoliert und unverbunden mit anderem in der Seele stehen bleibt, verliert seine Bedeutung für die wahre Bildung des Geistes um so eher, als es ohnehin leicht dem Vergessen anheimfällt und dem Bewußtsein ganz entschwindet, während es, als Glied in die Kette einer Vorstellungsreihe gestellt, auch wenn es noch so schwach ist, doch wegen seiner Verbindung öfter Gelegenheit erhält, ins Bewußtsein zurückzukehren und so eine größere Dauer und einen festeren Halt zu gewinnen.

3) Jede Lehrstunde muß ein geordnetes, möglichst abgerundetes und zusammenhängendes Ganzes bieten, welches in dem Zöglinge ein eben solches Ganzes von Vorstellungen erzeugt, in dem ein inneres Genügen eingeschlossen ist, und welches für den Augenblick einen gewissen Abschluß bietet, in dem Sinne des Goetheschen Wortes, daß es nicht genügen dürfe, überhaupt Schritte zu thun, die einst zum Ziele führen, sondern daß jeder Schritt Ziel sein und als Ziel gelten solle.

4) Bei dem Aufbau des Stoffes in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Klassen ist, wenn eine feste Verbindung der Vorstellungen Platz greifen soll, auf die frühere Stufe sorgfältig zurückzugehen und der Faden des weiteren Unterrichts genau da anzuknüpfen, wo ihn die vorhergehende Klasse verließ.

5) Zur Erzeugung fester Vorstellungen im Schüler ist es unbedingt notwendig, daß die einzelnen Unterrichtsstoffe längere Zeit und anhaltend betrieben werden, so daß ein wirkliches Einleben in dieselben möglich ist. Der Lehrer soll die Kinder nicht gleich-

zeitig in allzuviel Dinge einführen, die Kinder dürfen nicht mit Stoffmassen auf einmal überladen und überschüttet werden, weil dadurch die klare Erfassung und Durchdringung des Einzelnen leiden müßte und die erschwerte Uebersicht über das Ganze es auch nicht zu einem rechten Zusammenhange unter der Menge der Eindrücke kommen lassen würde. Vielmehr muß überall ein ruhiges, maßhaltendes Verweilen stattfinden, namentlich müssen die Hauptpartien eines Zweiges gründlich durchgearbeitet werden, um von den Kindern in leichter Uebersichtlichkeit aufgenommen und zusammengefaßt werden zu können. Erst dann, wenn eine sorgfältige Verarbeitung einen Stoff zum vollen, freien Eigentume der Kinder gebracht hat, kann sich auch daran ein rechter Genuß, eine wahre Freude an seinem Besitze und der Trieb zu weiterem Eindringen in denselben entzünden.

6) Vor allen Dingen muß der Lehrer, wenn der Schüler den geistigen Besitz stets bereit haben soll, die Vorstellungsreihen häufig und fortgesetzt wiederholen, die geschlossenen Verbindungen erneuern und befestigen, denn auch die festesten Reihen schwächen sich nach und nach ab. Der Lehrer veranlasse daher den Zögling zur häufigen Reproduktion aufgefaßter Vorstellungen!

Diese Aufgabe entspricht der Erweiterung der Anschauung. Wie der Zögling ohne pädagogische Leitung zwar wohl zu Anschauungen käme, aber in einem zu engen, zufällig gegebenen Kreise sich bewegte, und mancher für die Geistesbildung höchst wichtigen Anschauung für lange, vielleicht für immer entbehrte, so würde auch die Reproduktion ohne die absichtliche Förderung durch den Erzieher nur spärlich und zufällig eintreten. Der Zögling muß aber über diese Zufälligkeit hinausgehoben werden und zur Freiheit der Reproduktion gelangen, wenn der Inhalt seiner Intelligenz sein volles Eigentum werden und ihm jederzeit zur Verfügung stehen soll. Es ist dies nicht nur um der intellek-

tuellen, sondern ebenso sehr auch um der sittlichen Bildung willen notwendig. „Die Reihenglieder [1]) haften nur dann fest aneinander und werden sicher reproduziert, wenn sie häufig in der ursprünglichen Verbindung durch die Seele gehen. Denn wie die einzelne Vorstellung sinkt, je länger es ihr versagt ist, in wirkliches Vorstellen überzugehen, so lösen sich auch Reihen auf, wenn sie lange nicht reproduziert werden. Auch gehen bisweilen kleinere oder größere Teile der Reihe dadurch verloren, daß einzelne Glieder in andere kräftigere Verbindungen gezogen werden. Die zusammengesetzten Reihen lösen sich zuerst, während die Hauptreihe, welche eben zur Erzeugung der Nebenreihe häufiger gebraucht wurde, sich zuletzt schwächt. Es ist daher eine wiederholte Erneuerung der Reihe zu gunsten des weiteren geistigen Fortschritts durchaus notwendig.

Zur Wiederholung der Reihen nötigen aber noch andere Momente. Manche Reihen sind unvollkommen gebildet, da einige Glieder bei der Entstehung nicht den vollen Klarheitsgrad erlangten, so daß sie im schwachen Dämmerlichte bleiben. Dann ist es am besten, die ganze Reihe neu zu bilden und dieselbe geistige Aktion noch einmal zu vollziehen, so daß sich die schwachen Glieder stärken. Andere Reihen haben bei der kindlichen Flüchtigkeit noch kein festes Gefüge erhalten, so daß ihre Teile locker zusammenhängen und der Ablauf durch sich einschiebende fremde Vorstellungen oft ins Stocken gerät. Dies kommt oft beim Rezitieren memorierter Gedichte, beim Ansagen des Einmaleins u. s. w. vor. Hier kann nur durch öfteres Durchlaufen der Reihe die gewünschte Sicherheit und Schlagfertigkeit erzielt werden. Bisweilen reproduzieren die Kinder die Reihen so schnell, daß beim Ablaufe gar keine Zeit zum Verweilen bei den einzelnen Gliedern

1) Dr. Burkhardt Seite 27.

bleibt und diese darum den Grad der Klarheit nicht erreichen, welchen sie bei langsamem, maßvollem Ablauf erreicht haben würden. Es können dann, wie beim mechanischen Aufsagen einer Liederstrophe, sinnentstellende Wörter mit unterlaufen. Die Reihe ist dann in ruhigem, angemessenem Tempo zu wiederholen und jede Ungenauigkeit dabei energisch zu bekämpfen. Störungen des regelrechten Ablaufs kommen auch bei Kreuzung der Reihen vor. So geraten oft die Kinder aus dem 3. ins 4. Gebot, aus dem 7. ins 9. Gebot, aus dem 1. Artikel in die 4. Bitte oder auch aus dem Choral: „Freu dich sehr, o meine Seele“ in den Choral: „Gott des Himmels und der Erden“ [1]). Um solchen Verirrungen vorzubeugen, müssen durch öftere Wiederholung die Reihenelemente geistig inniger verschmolzen und befestigt werden.

Man halte aber auch den Schüler an, die Vorstellungen möglichst vollständig zu reproduzieren!

Es genügt nicht, daß das Kind seine Vorstellungen reproduzieren kann, es muß sie auch in der rechten Art, d. h. so reproduzieren, wie es dieselben in der Anschauung aufgefaßt hat. Als ein pädagogisches Hauptmittel zur Förderung der Anschauung lernten wir die Schärfung derselben kennen [2]); diese erreicht aber ihren Zweck nur teilweise in der Vollständigkeit der Auffassung; ganz wird er erst erreicht, wenn die vollständig aufgefaßte Vorstellung auch wieder vollständig, d. h. in allen ihren Bestimmungen und frei ins Bewußtsein zurückgerufen werden kann. Es giebt viele Menschen, die nie über die Dunkelheit ihrer Vorstellungen hinauskommen, die sich mit Nebelbildern begnügen und darum auch zu keinem klaren und sicheren Wissen

---

1) „g a h a g fis e d“ und „g a h d g fis e d“.
2) Seite 50 ff.

gelangen. Ein guter Elementarunterricht wird also nach vorangegangenen Anschauungsübungen das Aufgefaßte immer speziell und wiederholt bis zur Sicherheit und Geläufigkeit mündlich und schriftlich darstellen lassen und sich dabei nicht ausschließlich auf Gegenstände beschränken, welche in der Schule vorgewiesen und angeschaut wurden, sondern in den Kreis der Besprechung auch solche hereinziehen, mit denen der Schüler sonst schon hinlängliche Bekanntschaft gemacht hat. Bei diesen Besprechungen muß aber immer wieder auf die unmittelbare Anschauung zurückgegangen werden, sobald es sich herausstellt, daß die Auffassung mangelhaft gewesen, die freie, vollständige Reproduktion nicht möglich ist.

Die Aufmerksamkeit [1]).

Sehr verschieden ist die Lebhaftigkeit und Dauer, mit welcher die Seele die Vorstellungen im Bewußtsein festhält, mit anderen Worten, die Aufmerksamkeit, welche sie denselben zuwendet. Den einen Gedanken läßt die Seele sofort nach seiner Entstehuug gleichgiltig wieder fallen, den anderen hält sie hartnäckig fest und läßt ihm zur Liebe keinen anderen Gedanken aufkommen.

Kraft dieser Aufmerksamkeit giebt sich der menschliche Geist nicht leidend und widerstandslos allen und jeden an ihn herantretenden Eindrücken der Außenwelt hin, sondern er behauptet ihnen gegenüber seine Freiheit und Selbständigkeit, indem er unter ihnen auswählt und sich nur zu dem zuwendet, das für ihn Interesse hat.

1) Lotze, Metaphysik, Seite 539 ff. — Dittes, Psychologie, S. 88 ff. — Lindner, Psychol., 96. — Ulrici, Leib u. Seele. II, Seite 18 ff. — Fichte, Psychologie, I. Seite 192.

Die Konzentration des Bewußtseins auf eine bestimmte Empfindung, Vorstellung oder Vorstellungsreihe nennen wir „Aufmerksamkeit".

„Aeltere Psychologien[1]) schilderten sie als ein bewegliches Licht, welches der Geist auf die ihm zugefügten Eindrücke richte, um sie entweder überhaupt erst zum Bewußtsein zu bringen oder doch die in ihm schon befindlichen aus ihrem Dunkel zu ziehen. Die erste Leistung würde unmöglich sein; denn was nicht im Bewußtsein ist, würde auch jenes Licht in ihm nicht aufsuchen können; die andere läßt das Dunkel wenigstens sehr dunkel, in welchem die Vorstellungen sich, ohne einen angegebenen Grund dieses Schicksals, befinden sollen. Daß endlich die Richtung dieses beweglichen Lichtes nicht zufällig, sondern an bestimmte Bedingungen gebunden, und daß es dann natürlich die Vorstellungen selbst sein müssen, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, würde als notwendige Ergänzung zu dieser Ansicht hinzugehören; aber darin waren sie im Rechte, daß sie die Aufmerksamkeit als eine von der Seele ausgeübte Thätigkeit ansahen, deren Objekte die Vorstellungen sind, und nicht als eine Eigenschaft, zu der sie die Subjekte wären. Herbart zog diese letztere Ansicht vor: wo wir sagen, als wir unsere Aufmerksamkeit auf die Vorstellung b gerichtet haben, sei nichts geschehen, als daß b durch eigene anwachsende Stärke sich im Bewußtsein über die übrigen Vorstellungen erhoben habe. Worin aber soll diese veränderliche Stärke der Vorstellung bestehen? Den Empfindungen darf man immerhin eine veränderliche Stärke beimessen. Das Hören eines Kanonenschusses ist eine stärkere Empfindung als das Hören eines Peitschenknalls, das Sehen des blendenden Sonnenlichtes eine stärkere Empfindung als ein Blick in das milde Mondenlicht u. s. w.; gerade das aber, worauf die wechselnde Stärke

1) Lotze, Metaphysik, Seite 539 ff.

der Empfindungen beruht, nämlich der sinnliche Reiz, die Erschütterung der Nerven, fehlt den Vorstellungen. Die erinnerten Töne klingen nicht, das erinnerte Licht glänzt nicht, die Vorstellung der intensivsten Qualen schmerzt nicht mehr u. s. w. Die Erinnerungsbilder gleichen den Schatten, welche mit den Körpern, von welchen sie geworfen werden, die Verschiedenheiten des Gewichtes nicht gemein haben. In diesem Sinne kann also von einer den Vorstellungen anhaftenden Stärke nicht die Rede sein. Worin dieselbe aber sonst etwa Bestehen haben sollte, ist nicht einzusehen, und wird man diesen ganzen Gedanken aufgeben müssen [1]).

„Daß durch anderweitige Verschiedenheiten der Vorstellungen, etwa die größere oder geringere Klarheit, der größere oder geringere Umfang, das Maß der auf sie zu richtenden Aufmerksamkeit bedingt werde, bestätigt die Erfahrung durchaus nicht. Das Rätselhafte, Verschleierte, Dunkle übt unter Umständen einen weit größeren Reiz auf die Seele aus, als das völlig Klare und Bekannte. Die Vorstellung eines an sich unbedeutenden Ereignisses, wenn anders dasselbe in seinen Wirkungen meine persönlichen Interessen irgendwie berührt, vermag meine Aufmerksamkeit in viel höherem Maße auf sich zu ziehen als der Gedanke an eine weltumfassende und weltbewegende That der Geschichte. Wäre selbst in Bezug auf Vorstellungen jener Begriff veränderlicher Eigenstärke unbedenklich, so würden doch so die Leistungen nicht erklärlich sein, die wir von der Aufmerksamkeit erwarten; nicht eine gleichmäßig wachsende Intensität des vorgestellten Inhalts, so wie er ist, sondern eine zunehmende Deutlichkeit desselben suchen wir durch die Aufmerksamkeit zu gewinnen, und diese beruht überall auf der Wahrnehmung der Verhältnisse, die zwischen seinen einzelnen Bestandteilen obwalten. Selbst da, wo

1) Ostermann, Psychologie.

die Aufmerksamkeit auf einen völlig einfachen Eindruck sich richtet, besteht ein Nutzen ihrer Anstrengung nur in der Auffindung von Beziehungen; sie würde nichts leisten und ein endlos gesteigertes Hinstarren auf den Gegenstand ihrer Bemühungen völlig unfruchtbar sein, wenn es nichts an ihm oder um ihn herum zu unterscheiden und zu beziehen gäbe. Wenn wir eine Saite rein stimmen wollen, da vergleichen wir entweder ihren Klang mit dem einer andern, die als Vorbild dient, und suchen uns des Unterschiedes oder der Gleichheit zu versichern, oder wir vergleichen den Klang mit sich selbst in verschiedenen Augenblicken seiner Zeitdauer, um zu wissen, ob er mit sich gleich bleibt und nicht unrein zwischen verschiedenen Höhen schwankt. Es wird gewiß kein Fall zu finden sein, in welchem die Aufmerksamkeit nicht in dieser beziehenden Thätigkeit bestände; wohl aber giebt es Augenblicke der Fassungslosigkeit des Gemütes, in denen ein starker Eindruck uns ganz erfüllt, dennoch aber nicht deutlich wird, weil die übermächtige Erregung die Entfaltung jenes nachkonstruierenden Vergleichens hindert. So sehr ist die Deutlichkeit eines Inhalts an diese Thätigkeit geknüpft, daß wir selbst ein sinnliches Bild, dessen Umrisse unser Auge wiederholt durchlaufen hat, unserer Erinnerung durch einen neuen Umweg zu sichern suchen: wir setzen seinen Eindruck in eine Beschreibung um, die mit Hilfe der sprachlich ausgebildeten Bezeichnungen seine inneren Verhältnisse allgemeinen Beziehungsbegriffen der Lage, Richtung, Verknüpfung und Bewegung unterordnet und uns eine Regel angiebt, den Inhalt des Eindruckes durch eine Aufeinanderfolge von Vorstellungs- oder Denkhandlungen wieder zu erzeugen.“

Fragen wir nun, worin schließlich der wirkliche Grund für die verschiedenen Grade der unwillkürlichen Aufmerksamkeit zu zu suchen sei, so lehrt die tägliche Erfahrung unzweideutig, daß

ich bei dem Gedanken an ein in meine persönlichen Interessen und Verhältnisse eingreifendes Ereignis mit besonders lebhafter Aufmerksamkeit verweile; dies aufmerksame Verweilen findet seine Erklärung nur darin, daß jenes Ereignis gerade für mich von ganz besonderer Bedeutung, von besonderem Werte ist. Daß der Geizige dem Gedanken an seinen Mammon, der Ehrsüchtige dem Gedanken an seine Ehre, der Liebende dem an seine Geliebte besondere Aufmerksamkeit widmet, hat darin seinen Grund, daß das augenblickliche Interesse an diesen Vorstellungen haftet. Der Gefühlswert, welcher dieser selbst für den eben vorhandenen Gesamtzustand des Gemütes besitzt, ist also die Bedingung, welche die Aufmerksamkeit teils erweckt und fesselt, teils ablenkt und zerstreut[1]). Das letztere geschieht, wenn die assoziierten Vorstellungen b, c, welche a reproduziert, an augenblicklichem Interesse den Anfangspunkt überwiegen, der sie hervorgerufen hat; so bewegt sich der Gedankenlauf in jenen seltsamen Sprüngen, die wir kennen, in ihren allgemeinen Bedingungen verstehen, aber im einzelnen Falle selten in ihren Richtungen verfolgen können. Darin aber, daß die Vorstellung a mehr oder weniger imstande ist, durch ihre Assoziationen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und zu sich zurückzuführen, darin besteht die größere oder geringere Macht, die sie über den Vorstellungsverlauf ausübt und das Maß der Stärke, das wir ihr als inhärierende Bestimmung zuzuschreiben pflegen. Wenn a nur als Durchgangspunkt zu schneller Erweckung anderer b, c gedient hat, deren keine auf a zurücklenkt, so betrachten wir a als eine schwach gewesene Vorstellung, die sich nur wenig über die Schwelle des Bewußtseins erhoben hatte und mit diesem bildlichen Ausdrucke glauben wir leider dann oft die sachliche Bedingung ihres geringen Einflusses bezeichnet zu haben. Aber

1) Seite 118.

in dem Augenblicke, in welchem die Vorstellung a durch das Bewußtsein geht, schätzen wir sie weder hell noch dunkel, weder stark noch schwach, später erst, wenn andere Gelegenheiten sie reproduzieren und uns überzeugen, daß sie in einem früheren Augenblicke im Bewußtsein gewesen sein muß, dann erst erscheint sie uns als eine schwach gewesene, weil wir uns keiner beziehenden Aufmerksamkeit erinnern, welche sie damals durch Zergliederung ihres eigenen Inhalts stark gemacht oder durch Verfolgung ihrer Beziehungen zu anderen ihr eine bestimmte Stelle in dem Zusammenhang unseres inneren Lebens angewiesen hätte. Es versteht sich endlich von selbst, nicht nur, daß jede ausgeübte Thätigkeit der Aufmerksamkeit Gegenstand eines höheren Bewußtseins werde, sondern auch, daß diese Reflexion auf das Gethane fehlen kann. Je öfter gleichartige Verhältnisse zwischen einer Anzahl von Beziehungspunkten das Objekt einer Vergleichung und Beziehung gewesen sind, desto mehr knüpft sich in der Weise einer befestigten Assoziation an das neue Beispiel die Vorstellung der allgemeinen Relation, unter welche seine Verhältnisse zu subsumieren sind; manche Verknüpfung und Beurteilung der Eindrücke, die in ihren ersten Fällen nicht ohne eine bewußte Ueberlegung der vorzunehmenden Vorstellungshandlungen möglich war, geschieht in ihren Wiederholungsfällen ohne Reflexion auf diese; so entsteht eben der Schein, der uns so leicht betrügt, als sei hier gar nichts zu leisten gewesen und daß bloße Bestehen der Verhältnisse zwischen den Einzeleindrücken habe sofort auch die Wahrnehmung derselben selbstverständlich gemacht.

So beruht in jedem einzelnen Falle das verschiedene Maß der Aufmerksamkeit, welches die Seele ihren Vorstellungen entgegen bringt, auf dem größeren oder geringeren Werte, welchen sie den vorgestellten Objekten beimißt. Die Wertschätzung also oder was dasselbe bedeutet, das Interesse, womit die Seele die

verschiedenen Vorstellungen begleitet, ist der Maßstab für die wechselnden Grade des unwillkürlichen Aufmerkens[1]).

1) Hören wir hierzu noch ein Wort von J. H. Fichte: „Aufmerksamkeit und wechselnde Richtung derselben kann nur als Willenserweisung gedeutet werden. Denn wir vermögen durchaus keine andere Ursache im Geiste zu entdecken, welche Aufmerksamkeit erzeugt und sie auf Bestimmtes richtet, als eben den Willen. Bewußtsein und Aufmerksamkeit sind in Wahrheit eins und dasselbe, und wenn die letztere als Nebenphänomen ausdrücklich hervortritt, so bedeutet dies nichts anderes als den intensiveren Grad von Helligkeit, mit welchem der Geist einen Vorstellungsinhalt beleuchtet, zu welchem ein besonderes Interesse ihn hinzieht, während schlechthin gar kein Bewußtsein ohne irgend einen Grad von Aufmerksamkeit möglich ist. Beiden (dem Bewußtsein und der Aufmerksamkeit) kann auch nur ein und dieselbe Ursache, nämlich der Wille, zu Grunde gelegt werden, zumal da das den Willen Sollizitierende, nämlich das Interesse, selber nur als Trieb- und Willensphänomen gefaßt werden kann. Wir sind uns auch nicht nur bewußt, freiwillig die Intensität unseres Bewußtseins, d. h. unsere Aufmerksamkeit lenken, ablenken, steigern, nachlassen zu können, sondern wir klagen auch uns wie andere bei Unaufmerksamkeit, Zerstreutheit, Vergeßlichkeit der Schuld des mangelnden ernsten Willens an; und pädagogisch suchen wir gerade auf den Willen zu wirken, ihn zu erziehen und zu stärken, damit das zu Erlernende angeeignet werde und hafte."

So beruht in jedem einzelnen Falle das verschiedene Maß der Aufmerksamkeit, welches die Seele ihren Vorstellungen entgegenbringt, auf dem größeren oder geringeren Werte, welchen sie den vorgestellten Objekten beimißt. Die Wertschätzung also, oder was dasselbe bedeutet, das Interesse, womit die Seele die verschiedenen Vorstellungen begleitet, ist der Maßstab für die wechselnden Grade des unwillkürlichen Aufmerkens.

Summa: Die Aufmerksamkeit, d. i. die Lebhaftigkeit und Dauer, mit welcher die Seele die Vorstellungen im Bewußtsein festhält, ist bald eine willkürliche, bald eine unwillkürliche. Jene wie diese hat verschiedene Grade. Die wechselnden Grade der unwillkürlichen Aufmerksamkeit erklären sich weder aus einer veränderlichen Stärke der Vorstellungen, noch aus der verschiedenen Klarheit derselben, noch aus einer sonstigen Eigenschaft der Vorstellungen überhaupt, sondern lediglich aus dem verschiedenen Maße des Interesses, welches die Seele den vorgestellten Objekten entgegenbringt.

Arten der Aufmerksamkeit.

a) Als Moses am Horeb seine Schafe weidete, sah er plötzlich einen brennenden und sich nicht verzehrenden Busch. Diese ungewohnte Wahrnehmung wirkte so mächtig auf seine Seele, daß er alles andere vergaß und selbst seine Herde verließ. Der sinnliche Eindruck hatte sich den Eintritt in das Bewußtsein errungen und wurde von der Seele festgehalten. Da die Aufmerksamkeit des Moses durch einen sinnlichen Reiz veranlaßt wird, so bezeichnet man die auf diese Weise entstandene Aufmerksamkeit als „sinnliche“ oder als „ursprüngliche“ Aufmerksamkeit. Die durch Sinneseindrücke herbeigeführte Aufmerksamkeit hängt in den ersten Jahren von der Stärke der Sinneseindrücke ab, vor allem aber kommt es darauf an, ob die Wahrnehmung, veranlaßt in uns durch einen äußeren Reiz, Empfindungen der Lust oder Unlust erweckt. Der Anblick einer bengalischen Flamme ruft eine Lustempfindung hervor, ein unangenehmer Geruch dagegen eine Unlustempfindung. Die Lust veranlaßt die Seele, bei der Wahrnehmung länger zu verweilen, die Unlust nötigt die Seele, der Wahrnehmung, welche unser Wohl bedroht, Beachtung zu schenken, um sich nötigenfalls zu schützen. Daher erklärt es sich, daß zuweilen auch schwache Reize genügen, um die Seele den sinnlichen Eindrücken zuzuwenden, ein Geflüster neben uns vermag die Aufmerksamkeit von einem Gespräch abzulenken, und das geringste Geräusch in der Nacht kann uns zu aufmerksamen Hörern machen.

b) Ferner wird die Aufmerksamkeit auch durch die Neuheit, durch den Wechsel und durch die Unerwartetheit der Eindrücke

erregt. Daher suchen Marktschreier durch Neues und Ungewohntes die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken[1]).

c) Im Gedichte „Die Kraniche des Ibykus" werden die Zuschauer im Theater plötzlich von dem Verfolgen des Schauspiels abgelenkt. Ihre Aufmerksamkeit wird auf den Ausruf hingerichtet, den sie aus unbekanntem Munde vernehmen. Die Ursache der Ablenkung der Aufmerksamkeit ist aber nicht etwa bloß der Reiz, der durch die vernommenen Worte auf ihr Gehör ausgeübt wird, es sind vielmehr die zahlreichen Vorstellungen, die sich bei ihnen an den mit in dem Ausrufe enthaltenen, ihnen teuren Namen Ibykus knüpfen. Diese werden jetzt durch den Namen „Ibykus" wie durch einen Zauberschlag reproduziert und kommen als apperzipierende Vorstellungen dem übrigen Inhalte jenes Ausrufs entgegen, auf den sich nun die Aufmerksamkeit aller Zuhörer richtet. Die Ursache der Aufmerksamkeit liegt hier mithin nicht in einem sinnlichen Reize, sondern in den apperzipierenden Vorstellungen, daher man diese Art der Aufmerksamkeit apperzipierende, oder da sie von den bereits im Intellekt vorhandenen Vorstellungen abhängig ist, intellektuelle nennt. Mit der sinnlichen Aufmerksamkeit stimmt sie insofern überein, als auch bei ihr das Bewußtsein unerwartet, ohne vorausgegangenen Willensakt auf eine bestimmte Wahrnehmung oder Vorstellung hingezogen wird. Man faßt daher beide Arten als unwillkürliche Aufmerksamkeit zusammen. Der Grund der apperzipierenden Aufmerksamkeit liegt in der Reproduktion der verwandten Vorstellungen und in den dabei geweckten Gefühlen. Darum ist drittens auch die durch Anspannung des Willens herbeigeführte Aufmerksamkeit notwendig[2]).

---

1) Schulpraxis, 1887. Seite 354 ff.

2) Waitz sagt in seiner Pädagogik Seite 346: „Die von uns gemachte Unterscheidung der „unwillkürlichen von der willkürlichen

d) Der Knabe, welcher nach Reinicks bekanntem Gedichte „Versuchung“ („Gar emsig bei den Büchern ein Knabe sitzt im Kämmerlein u. s. w.“) fleißig lernte, sprach zu dem lachenden Sonnenschein, den muntern Vöglein und dem mit prächtigen Aepfeln behangenen Apfelbaum, welche ihn von seiner Arbeit weglocken wollten, mit Festigkeit: „Erst laß mich fertig sein!“ Verlockende Sinneseindrücke traten also auch an ihn heran und viel Angenehmes und Interessantes bot sich ihm dar; aber er schenkte ihm die Aufmerksamkeit nur einen Augenblick und spannte seinen Willen so an, daß er die Aufmerksamkeit auf seine Arbeit richten konnte, bis diese fertig war. Auch in der Unterrichtsstunde kommt der Schüler oft in Versuchung, seine Aufmerksamkeit vom Unterricht abzuwenden, weil dieser ihm zu schwer oder zu bekannt oder uninterressant erscheint, oder weil er müde ist und nun bald zum Spiele oder Essen gehen möchte, oder weil Mitschüler irgend welche Possen treiben; aber er „nimmt sich zusammen“, d. h. er richtet durch Anspannung seines Willens seine Aufmerksamkeit auf den Unterricht, um bis ans Ende alles zu fassen. Wenn

---

Aufmerksamkeit ist, wenn auch statthaft und sogar pädagogisch höchst wichtig, doch praktisch nicht ausreichend; denn obwohl sich die im strengsten Sinne unwillkürliche, die, auf unmittelbarem Interesse am Gegenstande beruhend, keiner Hilfe von seiten des Lehrers bedarf, von der im strengsten Sinne willkürlichen scharf trennen läßt, die nur durch den Vorsatz zustande kommt, so liegen doch zwischen diesen beiden Extremen eine Menge von Mittelstufen, die sich mit demselben Rechte der einen wie der andern Seite zurechnen lassen. In vielen Fällen nämlich ruht ein zu schwaches unmittelbares Interesse des Schülers auf dem Gegenstande, das erst durch die Kunst des Lehrers verstärkt wird, welcher eins oder mehrere unmittelbare Interessen zur Hilfe herbeizuziehen sucht, während damit gleichzeitig im Schüler das mehr oder minder bewußte Wollen angeregt wird, seine Gedanken zusammenzuhalten und gegen Störungen von außen wie von innen abzuschließen. Von dieser gemischten Art pflegt wenigstens beim erwachseneren Schüler das Phänomen der Aufmerksamkeit zu sein.“

wir etwas studieren, das uns Schwierigkeiten bietet und bedeutende Anstrengung verlangt, so fassen wir den Vorsatz: „Ich lasse nicht nach, bis ich es vollständig begriffen habe oder vollständig weiß.“ Wir können uns also auch zur Aufmerksamkeit entschließen, sie mit klarer Ueberlegung und Absicht einem Gegenstande zuwenden und durch Uebung es dahin bringen, daß wir sie auf jeden beliebigen Gegenstand richten und so lange darin verharren, bis er vollständig erfaßt ist. Ohne eine solche Aufmerksamkeit gelangen wir nicht zu einem allseitigen und gründlichen Wissen.

Das Gegenteil von der Aufmerksamkeit ist die Zerstreuung. Während der Aufmerksame seine seelische Thätigkeit auf einen Punkt konzentriert und bei ihm alle Gedanken gesammelt sind, rauschen bei dem Zerstreuten die Vorstellungen rasch und unbesehen vorüber. Die Seele richtet ihre Thätigkeit auf keinen Gegenstand ganz. Die Zerstreutheit ist der schlimmste Feind alles Lernens, da sie es zu keiner ruhigen Betrachtung und Auffassung der Dinge kommen läßt.

Zusammenfassung.

1) Die Aufmerksamkeit, d. i. die Lebhaftigkeit und Dauer, mit welcher die Seele die Vorstellungen (im Bewußtsein) festhält, ist bald eine willkürliche, bald eine unwillkürliche. Jene wie diese hat verschiedene Grade. Die wechselnden Grade der unwillkürlichen Aufmerksamkeit erklären sich weder aus einer veränderlichen Stärke der Vorstellungen, noch aus der verschiedenen Klarheit derselben, noch aus einer sonstigen Eigenschaft der Vorstellungen überhaupt, sondern lediglich aus dem verschiedenen Maße des Interesses, welches die Seele den vorgestellten Objekten entgegenbringt.

2) Die Aufmerksamkeit ist daher anzusehen als eine von der Seele ausgehende Thätigkeit, deren Objekte die Vorstellungen sind, nicht als eine Eigenschaft, zu der die Vorstellungen die Subjekte wären.

3) Eigentümlich ist der Aufmerksamkeit, daß sie keine rein psychische Existenz, sondern zugleich eine physiologische Grundlage hat; denn sie ist jederzeit von dem Gefühl körperlicher Spannung begleitet. Daher ist sie auch äußerlich wahrnehmbar an der Haltung des Körpers, am Glanze der Augen und den belebten Zügen, wie anderseits der Mangel an Aufmerksamkeit der ganzen Haltung das Gepräge des Schlaffen und Energielosen aufdrückt.

4) Die Aufmerksamkeit wird erstens durch Sinneseindrücke, zweitens durch das Interesse und die Apperzeption und drittens durch die Anspannung des Willens bewirkt.

5) Die durch die Sinneseindrücke herbeigeführte Aufmerksamkeit hängt besonders von der Stärke sowie von der Neuheit, von dem Wechsel und der Unerwartetheit der Eindrücke ab. Für sich allein ist diese Aufmerksamkeit flüchtig und oberflächlich.

6) Die Aufmerksamkeit zerfällt in eine „unwillkürliche“ und „willkürliche“. Bei der unwillkürlichen erzwingen sich die Wahrnehmungen oder Vorstellungen den Eintritt ins Bewußtsein; sie macht sich von selbst ohne Zuthun unseres Willens, die willkürliche dagegen beruht jederzeit auf einem Willensentschlusse. Die unwillkürliche entsteht durch vorhandene Wahrnehmungen oder Vorstellungen, die willkürliche eilt ihnen voraus. — Bei der unwillkürlichen unterscheiden wir die sinnliche und apperzipierende, je nachdem sie hervorgerufen wird durch äußere Reize oder durch Ideenassoziation, bei der willkürlichen die objektiv

und die subjektiv gewollte, je nachdem der Anstoß von fremdem oder eigenem Willen ausgeht.

7) Sinneseindrücke, Interesse und Anspannung des Willens wirken nicht getrennt, sondern verbinden sich.

Die pädagogische Wichtigkeit dieser Sätze nud Anwendung auf die Erziehung.

„Aufmerksamkeit, mein Sohn, ist, was ich dir empfehle;
Bei dem, wobei (du bist, zu sein mit ganzer Seele.
Wenn du an andres denkst, als was dein Lehrer spricht,
So hörst du ihn nur halb und in dir haftet's nicht.“
(Rückert.)

„Eigentliche Aufmerksamkeit ist so wenig einzupredigen und einzuprügeln, als ein Trieb.“
(J. Paul.)

1) Die Aufmerksamkeit ist also, wie wir gesehen haben, teils eine unwillkürliche teils eine willkürliche, welche letztere eine Frucht der Energie, des Willens ist. Aufmerksamkeit ist die unentbehrliche Grundlage für die Leistungen und Erfolge einer Schule, für ein sicheres Wissen und Können. Das größte Hemmnis des Unterrichts ist die Zerstreutheit. Die Aufnahme von Wahrnehmungen und Vorstellungen ist nur durch anhaltende und aufmerksame Beschäftigung mit dem Gegenstande möglich. Aller Unterricht, mag er eine Erweiterung oder Klärung des kindlichen Gedankenkreises bezwecken, oder mag er ein „Zulernen“ oder „Umlernen“ zum Ziele haben, verlangt eben die Aufgelegtheit des Geistes, um einen Zuwachs des vorhandenen Vorstellens zu erlangen.

Noch wichtiger ist die Aufmerksamkeit für die sittliche Entwickelung des Kindes. Sie ist ein Willensakt, und indem sie nötigt, die Gedanken zusammenzunehmen und sie beisammen zu

behalten, erweist sie sich als eine vorzügliche Uebung und Stärkung des Willens. Wer nicht aufmerken, genau und richtig verstehen, mit gesammelten Gedanken auf Gesagtes und Befohlenes achten lernt, ist auch nicht zuverlässig in der Ausführung und Besorgung und erweist sich selbst zu den geringsten Geschäften unbrauchbar. Gehorsam setzt Aufmerksamkeit voraus. Die Aufmerksamkeit ist die beste Mitgift fürs Leben [1]).

Die willkürliche Aufmerksamkeit ist eine geistige Zucht, die sich das Kind noch nicht gern gefallen läßt, da es seine Freude

---

1) Von diesem Gesichtspunkte aus sagt Grube (Pädag. Skizzen, Seite 90 ff.): „Die Aufmerksamkeit verleiht dem Anschauen erst den rechten Lebenssaft und damit die rechte Lebenskraft. Die Aufmerksamkeit ist Sammlung des innern Menschen, der in der Selbstbeherrschung sich übende Wille, welcher allem andern Reiz widersteht, um sich ganz in das Eine zu versenken, welches Not thut. Zur Aufmerksamkeit bilden heißt den Tumult der sinnlichen Triebe und Leidenschaften des Menschen zum Schweigen bringen, das Gemüt fein stille machen und bereit zur liebevollen Hingabe an den Gegenstand. Eine solche Hingabe setzt vor allem die Ueberwindung des selbstischen Willens voraus, sie nimmt diesen in Zucht, damit er an dem Gegenständlichen einen Halt gewinne. — Sie ist Gehorsam und Verehrung, Unaufmerksamkeit, Widersetzlichkeit und Frivolität, eine Zerfahrenheit des Charakters, die vom intellektuellen Gebiet schnell genug auf das moralische übergeht. Zu dieser Frivolität leiten wir aber die Kinder systematisch an dadurch, daß wir sie nötigen, sobald als möglich über die Dinge Betrachtungen anzustellen, zu räsonnieren, wo ihre Anschauung noch nicht fertig ist.“

Dr. Hermann Jacoby sagt in seiner Allgemeinen Pädagogik, Gotha 1883, Seite 101: „Die erziehende Thätigkeit setzt als allgemeine Vorbedingung erfolgreichen Wirkens die Aufmerksamkeit des Zöglings voraus. Die moralische Bildung ist an dieselbe gebunden, insofern letztere es der sittlichen Idee möglich macht, ihren Forderungen das sittliche Bewußtsein des Zöglings zu erschließen. Ebenso ist ästhetische Bildung ohne Aufmerksamkeit unerreichbar, weil nur durch ihre Vermittelung das ästhetische Objekt der Anschauung einverleibt wird. Vor allem aber bedarf die intellektuelle Bildung der Aufmerksamkeit, weil ohne sie jeglicher Unterricht erfolglos sein müßte.“

hat an dem bunten Wechsel der Erscheinungen, sie wird erst nach und nach erworben, ist aber für die geistige Weiterbildung durchaus notwendig und ihre Befestigung ist eine Hauptaufgabe der Schule.

Wenn auch die Kräftigung der willkürlichen Aufmerksamkeit Ziel des Unterrichts sein muß, so kann dem Unterrichte doch am meisten mit der unwillkürlichen Aufmerksamkeit gedient sein, denn in diesem Zustande versenkt sich die Seele völlig in den Lehrstoff und ist ihm aus lebendigem Interesse zugewandt.

Will nun der Lehrer die unwillkürliche Aufmerksamkeit des Schülers erwecken und fesseln, so ergiebt sich aus dem Vorhergehenden die Aufgabe, das Interesse des Schülers für den Unterricht zu erwecken.

a) Dies geschieht vor allen Dingen durch den Eindruck, den die Persönlichkeit des Lehrers selbst auf das Kind macht; denn durch ihn muß sie bei dem Gegenstande forterhalten oder aufs neue auf ihn zurückgelenkt werden, wenn dieser nur ein geringeres unmittelbares Interesse besitzt oder aus irgend einem Grunde seine Anziehungskraft wenigstens momentan zu verlieren droht. Dazu gehört die allseitige geistige Ueberlegenheit des Lehrers, welche sich in dessen ernster, ruhiger Haltung und Erscheinung den Schülern ankündigt; ungestümen, unruhigen Lehrernaturen rufe ich das bekannte Wort Zellers zu: „Sei selber stille, mein lieber Lehrer, innerlich und äußerlich, so wird es auch stille um dich her!“ Ferner durch Heiterkeit als die Grundstimmung im Verkehr mit den Schülern und herzliche Liebe, durch die er sie für sich gewinnt, auch durch eine kräftige volltönende Stimme, lebhaft betonende Sprache und Beweglichkeit des Geistes, welche auf die Antworten der Kinder einzugehen, das Richtige rasch zu benutzen und zu ordnen, dabei aber den Faden des Unterrichts

klar fortzuspinnen versteht, wird die Aufmerksamkeit geweckt und gefesselt.

b) Der Lehrer hat vor der Klasse, soweit möglich, einen festen Standpunkt einzunehmen; sein Auge gehört allen Kindern, mit denen er beschäftigt ist, und die Augen dieser gehören dem Lehrer. Der Unterricht beginnt erst, wenn alle Kinder in gerader Haltung und stiller Sammlung sich befinden. „Das Fixieren muß ohne Unterbrechung so lange fortgesetzt werden, bis die Schüler nach ausdrücklicher Anordnung oder nach der Natur der Unterrichtsveranstaltung auf irgend ein Lernmittel zu blicken haben, und sobald das abgeschlossen ist, müssen sie zum Fixieren zurückkehren. Schon der erste Ueberblick des Lehrers zu Anfang der Lehrstunde überwacht das mit aller Strenge, und das Sprechen des Lehrers darf gar nicht beginnen, es darf auch nicht fortgesetzt oder wieder aufgenommen werden, wenn das Fixieren von irgend einer Seite unterlassen wird; denn es ist die regierungsmäßige Vorbedingung für alles Aufmerken.“ (Ziller.) Sobald sich Unaufmerksamkeit zeigt, hält der Lehrer inne oder giebt einen Wink mit dem Auge oder der Hand. Alle Antworten werden vollständig gegeben. Alle Fragen sind an die ganze Klasse gerichtet; daher erst die Frage, dann der Name des aufgerufenen Kindes.

c) Soll aber der Unterrichtsstoff das Interesse des Kindes wachrufen, so darf der Lehrer, soweit dies aus sonstigen Rücksichten zulässig ist — nur solche Lehrstoffe wählen, welche an und für sich den kindlichen Interessen nahe liegen. Der Unterrichtsstoff darf also nicht zu weit aus dem Gesichtskreise des Kindes liegen, er muß in ihm bereits Anknüpfungspunkte finden. Je mehr Anknüpfungspunkte die neuen Vorstellungen im Geiste des Kindes vorfinden, ein je größeres Interesse wird in der Seele des Kindes für den Unterricht wachgerufen.

d) Der Lehrer erstrebe im Unterricht überall ein klares, deutliches Verständnis. Jeder Akt klaren Erkennens ist von einem (intellektuellen) Gefühl der Lust begleitet, was aber Lust und Freude bereitet, das wird eben deshalb wert geschätzt, erregt Interesse.

e) Man leite den Schüler zur Selbstthätigkeit an und der Lehrer nehme die Selbstthätigkeit des Schülers soviel als irgend möglich in Anspruch. Ein stetiges Zuhörenmüssen ist dem beweglichen Sinne des Kindes unerträglich, dagegen bereitet das selbstthätige Suchen und Finden, Forschen und Auflösen ihm Freude, es erstarkt sein Selbstgefühl und Selbstvertrauen; der geordnete Fortschritt im Wissen und Können erhöht das Interesse am Gegenstande; die rege Teilnahme des Lehrers an den Fortschritten des Schülers vermag diesem Gefühl noch Nachdruck zu geben, dadurch wird die Furcht vor Schwierigkeiten, die es zu keinem Entschlusse kommen läßt, beseitigt.

f) Am sichersten wird die unwillkürliche Aufmerksamkeit erhalten oder wieder zurückgeführt, wenn der Lehrer selbst immer mit voller Seele bei der Sache ist; er muß selbst ununterbrochen achtsam sein und zwar hat er diese Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf die Klasse und auf den Lehrstoff zu verwenden. Jede eigne Zerstreutheit wirkt ansteckend auf die Schüler, wogegen das stramm zusammengesetzte Verfahren des Lehrers auch seine Zöglinge in gleiche Spannung versetzt; sein Interesse, das sich in Wort und Miene lebendig ausspricht, weckt das des Schülers. „Aufmerksamkeit ist eine Stimmung der Seele, und Stimmungen pflanzen sich unmittelbar fort.“ Nicht nur bei der Sache, sondern auch bei dem Unterrichte soll der Lehrer sein; er darf sich mit seinem Denken nicht im Gegenstande so verlieren und nicht vom Buche derartig abhängig sein, daß er kein Auge für die Klasse hat und gar nicht merkt, daß seine Schüler unaufmerksam sind; der

Lehrer muß daher stets so vorbereitet auf den Unterricht sein, daß er den Stoff vollkommen beherrscht, daß er ohne Buch unterrichtet. Der Lehrer unterrichte lebendig, d. h., er sei selbst ergriffen von den Gefühlen, welche der Unterrichtsstoff seiner Natur nach zu wecken imstande ist, und er wisse diese Gefühle in angemessener Weise auf die Herzen der Kinder zu übertragen. Gerade im Gefühlsleben wurzelt, wie wir sahen, im letzten Grunde alle Wertschätzung, daher ist der lebendige gefühlanregende Unterricht der interessanteste.

g) Auch die Wahl und der Wechsel des Lehrtones und der Lehrform vermögen zur Erhaltung der unwillkürlichen Aufmerksamkeit wesentlich mitzuwirken. Der Lehrton bedarf größerer Lebendigkeit und mannigfaltigeren Wechsels bei kleineren Kindern, größerer Gehaltenheit und Ruhe, die sich jedoch von Monotonie fern halten muß, bei erwachseneren. Es wäre aber sehr verkehrt, wenn man glauben wollte, die Lebendigkeit der Schüler steigere sich mit der des Lehrers.

h) Im Unterrichte macht jeder Lehrer die Erfahrung, daß die Aufmerksamkeit, die Aufgelegtheit des Geistes von dem leiblichen Wohlbefinden vielfach abhängig, ja beherrscht wird. „Die angestrengte Thätigkeit [1]) eines Sinnesorgans pflegt die klare Wahrnehmung eines anderen zu stören; es ist nicht leicht, eine Gradbeobachtung an einem Maßstabe abzulesen und zugleich die Wiederholungen eines Tones zu zählen; der Musikfreund schließt die Augen, um die Eindrücke der Klänge möglichst scharf zu fassen; angestrengtes Lauschen auf ein Geräusch macht uns unempfindlich für manche Tastreize und setzt die Klarheit der übrigen Sinnesempfindungen sowie die Gefühle mancher Schmerzen herab.

1) Lotze, Med. Psychologie, Seite 508.

Auch innerhalb eines und desselben Sinnesorganes vermag die Aufmerksamkeit einzelne Eindrücke auszuzeichnen, nicht nur indem sie die physischen Bedingungen günstiger einrichtet, die ihre Annahme bedingen, sondern auch indem sie unmittelbar ihren Inhalt und die Größe seiner Einwirkung steigert. Diese Steigerung der Empfindungen durch willkürliche Aufmerksamkeit geht oft so weit, daß wir einen erwarteten Eindruck wirklich schon zu empfinden glauben, noch ehe er eintritt. Nähert man einen Finger langsam einer Wasseroberfläche, so täuscht man sich häufig über den Augenblick, in dem die Benetzung eintritt; der furchtsame Patient glaubt das Messer des Wundarztes schon aus einiger Entfernung zu fühlen; der gründliche Musikkenner hört das Pianissimo eines Tones anticipierend, noch ehe der Bogen die Saite berührt hat.

Auch können wir täglich beobachten, daß die Empfänglichlichkeit für länger dauernde, mäßige Eindrücke sich allmählich erschöpft."

Diese Thatsachen verdienen auf allen Stufen des Unterrichts ernstlich bedacht zu werden. Hüten muß sich der Lehrer vor jener Hast, welche gar leicht die innere Abspannung und die an dieselbe sich bindende körperliche Unruhe übersieht, herbeiführen muß er vielmehr jene Pausen, die dem Bedürfnisse der Schüler nach leiblicher Bewegung Rechnung tragen und die geistige Aufgelegtheit zur sinnlichen Thätigkeit aufs neue erregen.

Man sorge für die nötige geistige und körperliche Frische. So wird z. B. nach vierstündigem Unterricht die Aufrechthaltung der Aufmerksamkeit sehr schwierig sein. Bei kleinen Schülern ist eine Pause nach jeder Stunde, wobei die Schüler in das Freie gehen, notwendig zur geistigen Erfrischung. Besonders in den unteren Klassen muß der Lehrer durch den stündlichen Aufenthalt

im Freien, durch turnerische Uebungen und gehörige Lüftung der Schulräume für leibliche Erholung und Frische des Geistes sorgen, damit man aufs neue den Sinn bei ihm zu fassen vermöge.

Nicht alle Tagesstunden sind zu geistiger Anstrengung gleich gut geeignet, und da ferner die schwierigsten Gegenstände auch die größte Frische der Empfänglichkeit des Schülers und der Kraft des Lehrers verlangen, so muß stets, wenn verschiedene Unterrichtsgegenstände nacheinander behandelt werden, mit dem anstrengendsten begonnen nnd mit dem leichtesten geschlossen werden. Aus dem Grade der Aufmerksamkeit der Schüler zieht man mit vollem Rechte einen Schluß auf die ganze Arbeit des Lehrers.

Litteratur.

Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Berlin 1873. Seite 295 ff. — Waitz, Allgem. Pädagogik, Braunschweig, 1875. Seite 342 ff. — Ziller, Allgem. Pädagogik, Leipzig 1884. Seite 126 u. 350 ff. — Bornemann, Schulkunde. Seite 203. Deutsche Schulpraxis, 1887. Seite 353. Deutsche Blätter, 1887. Seite 293. — Dittes, Lehrbuch der Psychologie, § 17. Seite 88. — Lentz, Erziehungs- und Unterrichtslehre, § 42. Seite 48. — Strümpel, Psychologie. Leipzig 1884. Seite 234.

Perzeption und Apperzeption.

Mit tausend Reizen stürmt die Natur, wie wir gesehen haben, auf die Sinne des Menschen ein; sie sendet die Strahlen des Lichtes, damit sie ihm die Augen öffnen für unzählige Dinge der Außenwelt, sie klopft im Ton- und Tastreize und all den anderen Erregungen der sensitiven Nerven an die Pforten des Menschengeistes und begehrt Einlaß[1]). Und diese Seele antwortet auf diese Reize mit Empfindungen, mit Vorstellungen, sie bemächtigt sich der Außenwelt, indem sie dieselbe wahrnimmt, perzipiert; Perzeptionen sind also die ersten und einfachsten Produkte ihrer Thätigkeit, das Material aus dem nach und nach alle ihre geistigen Gebilde entstehen. Die unzähligen Vorstellungen sind aber nicht, wie wir sahen, tote Kapitalien, die in der Seele ruhen, sondern es ist eine tief im Wesen des Geistes begründete Notwendigkeit, um sich nicht in der wirren und unübersehbaren Masse der einzelnen Wahrnehmungsgegenstände zu verlieren, überall soviel als möglich das Zusammengehörige zusammenzufassen, und dadurch Ordnung, Klarheit und Uebersichtlichkeit zu schaffen. Deshalb wird auch jeder neue Wahrnehmungsgegenstand nicht nur für sich perzipiert, sondern zugleich, wie man sagt, apperzipiert, d. h. in den Umkreis des bereits vom Geiste Angeeigneten aufgenommen und zu dem schon vorhandenen geistigen Eigentum in möglichst neue Beziehung gesetzt. Wir nennen aber

---

1) Seite 24 ff.

die Seelenthätigkeit, die Neues mit Hilfe alter Vorstellungen erwirbt, geistige Aneignung, Apperzeption.

Von der Breite [1]) und Ausführlichkeit nun, mit welcher in jedem Augenblicke die Vorstellung unsers Ich in unserm Gedankenlaufe vorhanden ist, hängen die unendlich verschiedenen Grade der Vollkommenheit ab, mit denen eine Wahrnehmung in unser Selbstbewußtsein aufgenommen wird. Jeder Nervenreiz, der überhaupt eine Empfindung veranlaßt, tritt dadurch auch in unser Bewußtsein ein, aber die Sprache unterscheidet mit Recht von dieser einfachen Perzeption jene Apperzeption, durch welche wir uns einer Wahrnehmung bewußt werden. Das wilde Delirium eines Fiebers hindert nicht notwendig jenen Einfluß der Erregungen auf die Seele, aus welchem eine momentan bewußte Empfindung entsteht; aber ihr Inhalt geht meistens fruchtlos verloren, da in der hastigen Flucht der Ideen ihm keine bestimmte Vorstellung des eigenen Lebens entgegenkommt, mit welcher er sich assoziieren, und in deren wohlbegrenzter Zeichnung er seinen angemessenen Ort unveränderlich einnehmen könnte. Selbstbewußt werden wir uns nur derjenigen Eindrücke, die wir in dem verständlichen Zusammenhang unsers empirischen Ich aufnehmen, und deren Verwandtschaft zu früheren Erlebnissen, deren Wert für die Weiterentwickelung unserer Persönlichkeit wir zugleich fühlen und für spätere Erinnerung aufbewahren. Aber unsere vorangehenden Betrachtungen zeigen, daß auch diese Aufnahme der Eindrücke in unser Selbstbewußtsein graduellen Unterschieden unterliegt. Denn die Vorstellung des Ich, die ihnen entgegenkommt, ist nicht überall die gleiche; häufig arm und inhaltlos, verknüpft sie den geschehenden Eindruck nur mit wenigen, vielleicht unbedeutenden Zügen des eigenen Wesens und erkennt ihn nicht in dem intellektuellen Werte an, den er für den Zusammenhang

1) Lotze, Med. Psychologie, Seite 504.

unseres Lebens wirklich hat, die bedeutungsvollsten Wahrnehmungen gehen nach dem momentanen Zustande unserer Stimmung oft fruchtlos für uns verloren, während wir in einem anderen Augenblicke ihrer Wichtigkeit plötzlich inne werden.

Nach Lotze werden also nicht allein Vorstellungen, sondern auch Anschauungen und Eindrücke als Gegenstände der Apperzeption genannt; „damit wird die Einseitigkeit in der Auffassung Herbarts abgewehrt, als sei alles geistige Leben — schließlich etwa auch der Wille, der Charakter, das Gewissen — ein Erzeugnis nur der Vorstellungswelt [1])".

---

1) Herbart fand bei seinem Versuche, alle seelischen Vorgänge aus der bloßen Wechselwirkung der Vorstellung zu erklären, für die Spontaneität (Selbststimmung), für die freie Willenskraft der Apperzeption keine rechte Stelle. (Staudte, Philosophische Studien von Wundt, Band I, Seite 154.)

Apperzeption ist nach Herbart: „Aneignung der jüngeren Vorstellungen durch die älteren."

Der Begriff der Apperzeption fand durch Lazarus eine wesentliche Erweiterung. Er hebt die Bedeutung der unbewußten Vorstellungen sowie der Gefühle und Neigungen, der Stimmung und des Willens für den Verlauf der Apperzeption mit Nachdruck hervor, und bietet damit eine sehr wichtige Ergänzung der Herbartschen Auffassung. Denn was die im Akte der Apperzeption auftretenden Vorstellungsmassen vorwiegend weckt und leitet, sind jene geheimen Mächte des Gemüts; sie kennen lernen heißt die tiefsten Gründe und Ursachen der Apperzeption erkennen.

„Für Form und Verlauf der Apperzeption sind auch die Gefühle und Strebungen von Bedeutung, die das Gemüt bewegen. Unsere Wünsche und Sorgen, unsere Neigungen und Bedürfnisse, unsere Sehnsucht und unser Wollen leiten und bestimmen unsere Auffassung der Dinge und Ereignisse. Und bei den gewaltigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes erweist sich gerade die Stimmung, jenes einheitliche Gepräge des Gemüts, als die einflußreichste Gewalt zur Richtung und Ordnung der Apperzeption. Lazarus sagt: „Unter Apperzeption hat man zu verstehen die Aufnahme einer von außen gegebenen Anschauung in die Reihe der bereits vorhandenen und in der Seele befindlichen ähnlichen Vorstellungen."

„In der wirklichen Welt der psychischen Erscheinungen ist jede Perzeption —

Unsere Erfahrung lehrt uns in in jedem Augenblick, daß eine unendliche Fülle geheimnisvoller geistiger Kräfte in unserm Innern sich regt und webt, daß man in dieser, zwar nicht als getrennte Seelenvermögen, wohl aber als besondere Richtungen, Lebensäußerungen und Thätigkeiten der Seele, das Empfinden und Fühlen, Anschauen und Beobachten, Erkennen und Denken, Begehren und Wollen unterscheiden kann, daß diese selbst in immanenter, steter Wechselwirkung stehen, in welcher unsere Selbstbesinnung auf die Art der Aneignung von Empfindungen, Eindrücken, Anschauungen, Vorstellungen, Wollungen, Erlebnissen u. s. w. zugleich eine Fülle von geheimnisvoll mitwirkenden, unmeßbaren Kräften aufdeckt [1]), deren Wesen und Umfang mit jenen Namen uns nicht erschöpft zu sein scheint. Vor allem geschieht die Aufnahme der Thatsachen der religiösen Welt und der Wahrheiten des religiösen Lebens nicht allein durch Gefühl, Anschauung, Vorstellung, Erkenntnis u. s. w., sondern durch ein geheimnisvolles Vernehmen seitens des ganzen inneren Menschen und durch ein Zusammenwirken der gesamten Organe der Seele." (Fricke, Lehrproben und Lehrgänge. Heft 4. Seite 13.)

---

und noch vielmehr jede andere psychische Thätigkeit — zugleich eine Apperzeption. . . . . . . Die Seele als empfindendes Wesen perzipiert gemäß ihrer ursprünglichen Natur, indem sie zugleich apperzipiert gemäß den in früherer Thätigkeit erworbenen Elementen."

1) „Die Apperzeption ist ihrem Wesen nach ein Willensakt, eine Einwirkung des Wollens auf die Vorstellungen. Keine Apperzeption ohne Willensthätigkeit! Und umgekehrt: Kein Wollen ohne Apperzeptionsthätigkeit! Denn die Apperzeption muß als der primitive Willensakt angesehen werden, der bei den äußeren Willenshandlungen stets vorausgesetzt wird." Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. 3. Aufl. Seite 240 ff.

Zusammenfassung.

1) Apperzeption (Aneignung) ist nicht nur Aneignung der jüngeren Vorstellungen durch die älteren, sondern Aneignung geistigen Inhalts jeder Art durch die bereits vorhandenen Vorstellungen.

2) Der Vorgang dieser Aneignung ist nicht ein Hineinfallen von Vorstellungen in die nur aufnehmend sich verhaltende Seele, nicht etwa nur eine Wechselwirkung von Vorstellungen, ein psychischer Mechanismus, sondern eine Thätigkeit der Seele. Nicht weil die gleichen Vorstellungen sich von selbst verschmelzen und von den ungleichen ablösen, sondern weil das Unterscheiden und Vergleichen dergestalt zu der Natur der Seele gehört, daß sie es anfänglich auch naturgemäß, d. h. unwillkürlich und unbewußt infolge in ihr waltender geistiger Organe und Kräfte in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und geheimnisvollen Tiefe ausübt, und die Eindrücke in den verständlichen Zusammenhang unseres empirischen Ich aufnimmt und ihre Verwandtschaft zu früheren Erlebnissen und ihren Wert für die Weiterentwickelung unserer Persönlichkeit fühlt und für spätere Erinnerung aufbewahrt.

Die pädagogische Bedeutung dieser Lehre und Anwendung auf die Erziehung und den Unterricht.

Aus der vorhergehenden Darlegung der Apperzeption ergiebt sich die wichtige Thatsache, daß als das vornehmste Merkmal des Lernens nicht die Passivität, sondern die Aktivität bezeichnet werden muß, daß alles Lernen ein Apperzipieren ist. Kenntnisse, Erkenntnisse können nicht mitgeteilt werden, sondern der Schüler muß sie sich selbstthätig erarbeiten.

Hieraus ergiebt sich für die Unterrichtsarbeit die Grundforderung und Vorbedingung: „man mache stets im ganzen und im einzelnen das Subjekt des Schülers, die Schülerseele, seine Persönlichkeit je nach ihrer Bildungsstufe, die Rücksicht auf diese und die in ihr auszugestaltende besondere Bildung zum Ausgangspunkt und Maßstab für die Wahl des Unterrichtsstoffes, wie für ihre Behandlung. — Demnach hat der Lehrer dafür zu sorgen, daß in jedem Falle der Apperzeptionsprozeß im Kinde sich ebenso leicht als gründlich und vollkommen vollziehe. — ‚Der Lehrer hat also dahin zu wirken, daß der Schüler für das Neue, welches der Unterricht zum Verständnis bringen soll, zahlreiche ähnliche, starke und wohlgeordnete Vorstellungen in Bereitschaft halte. Hierauf gründen sich die Regeln: „Gehe vom Bekannten zum Unbekannten.“ „Gehe vom Standpunkt des Schülers aus.“ „Vom Nahen zum Fernen.“ Unterrichte lückenlos. Je mehr apperzipierende Vorstellungen, d. h. je mehr Anknüpfungspunkte im Seelenleben des Kindes vorhanden sind, desto leichter geht das Lernen; mit der Leichtigkeit verknüpft sich das Gefühl der Lust, der Freude, das Wohlgefühl über den gewonnenen Zuwachs und neuen Besitz, das Kraftgefühl, mit diesem das Bedürfnis der Wiederholung derselben Thätigkeit; es wird das Interesse für den Unterrichtsstoff in der Seele des Schülers wach[1]). Ist keine apperzipierende Vorstellungsmasse vorhanden, so geht die neue Vorstellung spurlos vorüber. Fehlt also die Apperzeption im Unterrichte, indem die neuen Vorstellungen zu fremdartig sind, oder überhaupt nichts neues geboten wird, so entsteht das Gefühl

---

1) Interesse haben heißt „bei etwas sein“, „für etwas eingenommen sein“, „Freude, Lust und Liebe an dem Unterrichte haben. Es ist ein Gefühl, das die Seele bewegt, und zugleich ein inneres Ergreifen dessen, was die Seele erregt, also Gefühl und Wollen zugleich.“ Martig, Anschauungs-Psychologie. Seite 24.

der Langeweile. Aus dem Gesagten folgt weiter, daß sich der Lehrer vor allem mit dem geistigen Standpunkt seiner Schüler bekannt machen muß, um zu wissen, welche Vorstellungsmassen er als apperzipierende voraussetzen darf, damit er nicht tauben Ohren predige." Daher darf der Lehrer, bei der Auswahl des zu behandelnden Unterrichtsstoffes, nur solche Stoffe dem Kinde bieten, für deren gründliche Aneignung in ihm (dem Kinde) die günstigsten Bedingungen vorhanden oder leicht zu beschaffen sind. — Die Stoffe müssen dem kindlichen Bewußtsein nahe liegen, sie müssen nach der geistigen Entwickelung des Kindes ausgewählt werden, — sie sind so zu ordnen und aufzustellen, daß die jedesmalige Stufe der folgenden zahlreiche Apperzeptionsgehilfen schafft. — Endlich die nebeneinander zu behandelnden Stoffe müssen auf jede Stufe zu einem einheitlichen Gedankenkreis soviel als möglich verknüpft werden. Der Lehrer hüte sich aber hier vor aller Künstelei, er bedenke, daß es die Seele, daß es die Thätigkeit der Seele ist, die da den Vorstellungsinhalt verwebt, einordnet und umwandelt.

Für die Darbietung, für die unterrichtliche Behandlung und für den Gang der Unterrichtsarbeit stellt Dr. Fricke folgende Forderungen [1]):

1) Man befördere jedesmal im Anfang zielbewußt und planmäßig auf alle Weise das Entgegenrecken der zur Aufnahme empfänglichen Organe, d. h. die Erwartung durch Wegräumen von Hemmnissen, Klarmachen des Weges, Anknüpfung an das Vorhandene, Bekannte, Vertraute, durch vorläufige Orientierung über das neu Darzubietende. (Innerer Grund für die Zielangabe, orientierende Vorbesprechung und die Vermittelung einer ersten rohen Totalauffassung im Vorblick.)

---

1) Lehrgänge und Lehrproben. Heft 8.

2) Man fördere sodann in der Mitte der unterrichtlichen Arbeit das Zusammenwirken der empfangenden Aufnahme und der dem Stoff sich assimilierenden Selbstthätigkeit, d. h. den oben bezeichneten Vorgang der Aneignung und innern Erfahrung durch Anwendung nicht nur einer einfachen Darbietung (Lehren), sondern durch Verwendung auch einer vertiefenden Bearbeitung (Unterrichten). — Man bemühe sich zu dem Zweck um eine geschickte, auf jene Wechselwirkung berechnete Verwendung dieser beiden Thätigkeiten dadurch, daß

a) man in geschickter Darbietung bei der Zuführung neuen Stoffes und Gehaltes auf die begleitende, geistige Verarbeitung stets Rücksicht nimmt. (Innerer Grund für die Forderung einer möglichst durchsichtigen Gliederung des Stoffes in leicht überschauliche Einheiten, eines stetigen, lückenlosen Fortschreitens vom Einfacheren zum Schwierigeren, einer planvollen, stufenmäßig fortschreitenden Einwirkung auf äußere und innere Anschauung, Urteil, begriffliche Erkenntnis, Gemüt, Wille); — und dadurch, daß man

b) in geschickter Bearbeitung sich genau an die voraufgegangene Darbietung anschließt, nur das gerade von dieser Gegebene ohne hemmende, störende oder gar verschüttende Zuführung fremder Stoffe bearbeitet, in der Bearbeitung selbst aber sich bemüht um Aufdeckung der natürlich sich darbietenden Reihen von Elementen und Gliedern (Reihenbildung), von Parallelen und Gegensätzen, um Vergleichung und Gruppierung des Ähnlichen und Verwandten, sowie um Verknüpfung der inneren Beziehungen.

3) Man setze für das Ende der unterrichtlichen Arbeit sich ausdrücklich die Aufgabe, die Frucht der ganzen Apperzeptionsarbeit, jene Erhöhung des Kraft- und Lebensgefühls, das In-

teresse planmäßig herbeizuführen, die Arbeit nicht eher abzuschließen, bis durch eine systematische klare Zusammenfassung des Ertrags und Gewinnes, welchen die voraufgegangene Arbeit an Anschauungen, Urteilen und Begriffen ästhetischer und ethischer Art gebracht hat, der Schüler von der ersten noch rohen Totalauffassung zu einer geläuterten und vertieften Erfassung des Einzelnen und Ganzen, schließlich zu einer relativen Herrschaft über den dargebotenen und bearbeiteten Stoff gelangt ist.

Litteratur.

Lange, Über Apperzeption. Plauen 1889. Deutsche Schulpraxis 1887. Seite 313. Walsemann, Das Interesse. Hannover 1884. von Focken, Begriff und Wesen der Apperzeption. Minden 1836. Redecker, Die Apperzeption. Rh. Schul. 1884. Seite 403.

Das Gedächtnis.

Von den einmal bewußt gewesenen Vorstellungen bleiben, wie wir in dem Vorhergehenden dargethan haben, unbewußte, nicht näher zu beschreibende seelische Eindrücke zurück, aufgrund deren die Seele dieselben Vorstellungen später wieder zu erzeugen vermag. Was der Geist mittelst der Anschauung, der Phantasie und des Verstandes unter Mitwirkung der Erfahrung, der Beobachtung, des Unterrichts zu seinem lebendigen Eigentum gemacht hat, das hält er dann als sein bleibendes Eigentum fest.

„Die Fähigkeit der Seele, von den Vorstellungen bleibende Eindrücke zu behalten und aufgrund der

letzeren die ersteren wieder unverändert im Bewußtsein zu erzeugen, nennen wir Gedächtnis[1])."

Die Thätigkeit des Gedächtnisses ist aber eine doppelte: einerseits, daß die Objekte mittelst der Anschauung, des Wortes und des eigenen Nachdenkens dem Geiste eingeprägt, von ihm aufgefaßt und aufgenommen und in eine ihm innewohnende, beharrende Vorstellung verwandelt werden; und andererseits, daß die Vorstellungen dann unter gewissen Bedingungen wieder aus dem Inneren herausgehoben und dem Geiste gegenwärtig werden. Letzteres ist offenbar der Zweck des Ersteren und das Wichtigere von beiden. Denn obwohl es an sich nicht unmöglich ist, daß auch die in der Region des Unbewußten verharrenden und nicht wieder bewußt werdenden Vorstellungen nicht völlig schlummern, sondern im Verborgenen einen geheimen Einfluß ansüben auf das offenbare und bewußte Geistesleben des Menschen, so ist doch in allen Fällen ungleich größer der Einfluß derjenigen Vorstellungen, welche, aus der Region des Unbewußten in das Licht des Bewußtseins heraustretend, mit bewußter Kraft das Erkennen, Fühlen und Wollen des Menschen bestimmen. Könnten wir das von uns Geschaute und Erlebte überhaupt nicht festhalten, dann könnten wir uns freilich desselben niemals wieder erinnern; aber wenn wir uns des von uns Festgehaltenen später nicht mehr erinnern könnten, hätte dasselbe keinen Wert für uns.

Das Gedächtnis hat die Bestimmung und die Aufgabe, die gesamte geistige Substanz, die der Mensch im Verlauf der Zeit durch sein Erkennen und Handeln zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat, aufzubewahren und dadurch der Vergänglichkeit zu entreißen.

---

1) Lindner, Psych. 75. „Das Gedächtnis ist das Vermögen der unveränderten Reproduktion und seine charakteristische Eigenschaft ist die Treue".

Durch das Gedächtnis ist erst eine Entwickelung der menschlichen Seele möglich gemacht. Das Gedächtnis allein bewirkt es, daß ein Mensch nicht immer wieder von vorn anzufangen hat, sondern die bereits erarbeiteten Resultate als lebenskräftiges Material zu immer neuen Bildungen verwenden und so sein geistiges Selbst bis ins Unendliche erweitern und vertiefen kann.

„Das Gedächtnis ist die Grundlage aller geistigen Bildung, weil es die vielen aufeinanderfolgenden Momente unseres Seelenlebens, welche sonst beziehungslos dastehen würden, miteinander verknüpft und aus ihnen ein Ganzes macht. Durch das Gedächtnis wird die jeweilige Gegenwart unseres Seelenlebens mit der ganzen Vergangenheit desselben in allseitige Berührung, in Wechselbeziehung gebracht[1].“

Fallen auch dem Gedächtnisse nicht die höchsten Thätigkeiten des Geistes zu, und mag man mit Recht an die dienende Stellung erinnern, die es dem Verstande gegenüber einnimmt, aber man wird dabei nicht übersehen dürfen, daß alle Wirksamkeit des Verstandes eine Verknüpfung und Verwebung von Begriffen und Gedanken ist; aber für diese Verwebung auf dem „Webestuhle der Gedanken“ muß das Gedächtnis die Kette samt dem Einschlag liefern und an seiner Armut stockt und erschlafft jede Kraft des schaffenden Geistes. Ohne Gedächtnis keine Wissenschaft, ohne Gedächtnis keine Kunst!

So hat es denn auch in der richtigen Würdigung des Schatzes, den der menschliche Geist an dem Gedächtnis besitzt, nie an Fürsorge und Pflege desselben gefehlt; das unbewußte Gedächtnis ist in seiner Wirksamkeit von der Uebung abhängig, in seiner Richtung wird es durch den bewußten Geist bestimmt, für dessen ruhige Entwickelung es eine sichere Unterlage ist.

---

1) Lindner, Psychologie, Seite 84.

Wir behaupten daher: Die Fähigkeit der Seele, von ihren bewußten Vorgängen unbewußte Eindrücke zurückzubehalten, ist in der ihr angeborenen Natur begründet; die Seele ist für diese Fähigkeit ursprünglich beanlagt.

Nach den Ansichten der Materialisten sind alle geistigen Funktionen nur Zustände der Hirnnerven, die individuellen Verschiedenheiten des Gedächtnisses sind nur auf die individuellen Unterschiede in der Beschaffenheit des Nervensystems zurückzuführen. Die Gedanken sollen nach „Jessen"[1]) an einem Orte im Gehirn entstehen, und an einem anderen zum Bewußtsein kommen. Das Gedächtnis ist ihm keine abstrakte Eigenschaft der Seele, sondern eine allgemeine Eigenschaft der Nerven. Auf eine uns unerklärliche Weise haftet in den Nerven jeder gemachte Eindruck. Die Lebensgeister lassen Spuren zurück, je tiefer die zurückbleibenden Spuren werden, desto leichter entstehen dieselben Bewegungen. Jessen findet in den grauen Strängen des Rückenmarkes, in der grauen Substanz der Gehirnganglien und in dem Umkreis des Gehirns den Sitz des Gedächtnisses und Erinnerungsvermögens.

Gegen diese weit verbreitete Ansicht der Materialisten wendet Lotze (Mikr. I, drittes Buch) eine eingehende und erfolgreiche Polemik.

„Unsere Kenntnis des geistigen Lebens wird keine Fortschritte machen, so lange man glauben wird, mit einer so sehr gedankenlosen Vorstellung, wie es diese von den Organen der Seele ist, etwas geleistet zu haben. Nicht einmal den Materialismus wird man durch sie an Klarheit übertreffen. Denn ab-

---

1) Siehe die Darlegung von Hering, Draper, Ribot in der vorzüglichen Schrift: „Das Gedächtnis" v. Dr. Franz Fauth, Gütersloh, Verlag von Bertelsmann.

gesehen von der allgemeinen Unbegreiflichkeit, wie es ihm überhaupt gelingen könne, geistige Wirkungen an körperliche Massen zu knüpfen, ist er darin wenigstens klar, daß er das Gehirn als das Handelnde, Denken und Empfinden, Fühlen und Wollen unmittelbar als die Leistungen dieses Handelnden bezeichnet. Dies einfache Verhältnis verstehen wir; was es dagegen heißen solle, daß nicht das Gehirn selbst, sondern die Seele durch das Gehirn fühle, denke oder wolle, das bedarf offenbar einer Aufklärung; denn jedes solche D u r ch ist für einen wissenschaftlich erzogenen Verstand ein Rätsel, welches gelöst sein will, während die Schwärmerei höherer Ansichten der Dinge fast immer in der Unklarheit solcher Vermittelungsverhältnisse die Lösung aller Rätsel selbst zu finden glaubt. Wo von einem Werkzeug die Rede ist, da werden wir uns immer fragen müssen, durch welchen Mangel seiner eigenen Kraft derjenige, der sich derselben bedienen soll, zu seiner Benutzung genötigt wird; durch welche Vorzüge ferner dies zur Hilfe gezogene Mittel die Mängel der benutzenden Kraft so ausgleichen kann, daß sie fähig wird zu einer Leistung, welche ohne dies ihr unausführbar gewesen wäre; auf welche Weise endlich der Gebrauchende sich des Werkzeuges zu bemächtigen und es für die Zwecke seiner Absicht fruchtbar zu handhaben verstehen wird. Diese Fragen hat man sich selten vorgelegt, und wenn wir die große Menge der Organe des Vorstellens, des Denkens, des Wollens überblicken, von denen man so oft leichthin, freilich ohne sie näher zu schildern, gesprochen hat, so können wir nicht zweifeln, daß viele unter ihnen sind, welche der Seele gerade das möglich machen sollen, wozu sie keiner fremden Hilfe bedarf, viele ferner, die das gar nicht leisten könnten, wozu man sie beruft, manche endlich, von denen man nicht begriffe, wie ihre an sich vielleicht nützliche Einrichtung jemals zur Verfügung der Seele gebracht werden könnte. Wir

haben bereits bei der Lehre von dem Anfang des geistigen Lebens, von der Empfindung gesehen, daß der Körper für sie nichts leisten kann, als daß er die äußeren Eindrücke aufnimmt und sie in einer für die leichte und genaue Fortleitung günstigen Form dem Wirkungskreise der Seele räumlich nähert. Welches auch die physischen Vorgänge sein mögen, welche die Sinnesnerven durchkreisen: ihre Umsetzung in die Empfindungen der Farbe, des Tones oder des Geruches kann nie durch ein neues zwischen sie und die Seele eingeschobenes Organ erleichtert werden. Denn alle Arbeit eines solchen würde doch immer nur die eine Form nervöser Erregung in eine andere verwandeln können, aber niemals die Kluft verkleinern, die zwischen allen physischen Bewegungen als solchen und den Empfindungen selbst als Zuständen des Bewußtseins bestehen bliebe. Und ebensowenig werden alle jene Aeußerungen des beziehenden Wissens, welche sich auf eine Vergleichung der gegebenen Empfindungsinhalte beschränken, einer körperlichen Unterstützung bedürftig oder fähig sein. Um die größere oder geringere Verwandtschaft zweier Farben oder Töne oder die Unterschiede in der Stärke der Eindrücke zu beurteilen, bedarf das Bewußtsein Nichts als diese Elemente selbst, die es vergleichen soll, und außer ihnen nur jene Fähigkeit des beziehenden Uebergehens, die wir unter allen Leistungen des geistigen Lebens am wenigsten auf physische Wirkungen zurückführbar gefunden haben. So lange daher nicht andere Aufgaben hinzutreten, würden wir keine Veranlassung haben, ein Zentralorgan der Sinnlichkeit zu erwarten, von dessen vorgängiger Verarbeitung der Eindrücke die Seele in ihrer eigenen Verwertung derselben abhängig wäre; nur zuleitender Kanäle würde sie bedürfen, welche die einzelnen Reize ihr zuführen und sie befähigen, ihre Empfindungen in einer Reihenfolge zu entwickeln, welche den Abwechselungen in dem Thatbestande der

Außenwelt entspricht. Aber zwei andere Aufgaben lassen sich neben dieser einfacheren unterscheiden: die räumliche Anordnung der Sinneseindrücke in unserer Anschauung und die Wahrnehmung der Gefühlswerte, welche teils den einzelnen, teils bestimmten Verbindungen mehrerer von ihnen zukommen. Für beide Leistungen bedarf die Seele körperlicher Beihilfe.

Lotze trägt kein Bedenken[1]), einen beträchtlichen Massenanteil des Gehirns allein zu dem Zweck eines Zentralorgans räumlicher Anschauung bestimmt zu glauben; andererseits schwanken ihm die Gefühle der Lust und Unlust zu auffällig nach dem Stand des körperlichen Befindens, um ihren Ursprung ganz allein in der wertempfindenden Thätigkeit der Seele zu suchen. Genaueres darüber, ob wir in dem Wohlgefallen konsonierender Empfindungen nur die eigene innere Verwandtschaft dieser Empfindungen genießen, oder die günstige Nebenwirkung, welche gerade diese Verbindung von Empfindungen auf einen andern Teil unserer leiblichen Organisation ausübe, lasse sich heute noch nicht feststellen; nur das müßten wir einsehen, daß die Lebhaftigkeit und Wärme unserer Gefühle und damit die ganze Gestaltung unserer Gemütswelt von dem Einflusse der leiblichen Organisation jedenfalls in hohem Grade abhängig sei.

„Durch die genaue Ueberlieferung der äußeren Eindrücke, durch die Lebhaftigkeit der Gefühle arbeiteten die körperlichen Organe zwar den höheren, eine vernünftige Weltauffassung erzeugenden Thätigkeiten des Geistes vor, aber diese Vorbereitung des Materials, an welchem die Seele die Kräfte ihres beziehenden Wissens ausübe, sei auch der einzige Beitrag, den die Verrichtungen des Körpers für diese höheren Aufgaben des Seelenle-

---

1) Mikr. I 357 ff. Drobisch § 38. Seite 97. Waitz, Psych. Seite 117 ff. Fischer, Lehrbuch der Psych. Seite 75. Wundt I. Seite 380 ff. Fauth 216 ff.

bens darbieten könnten. Weder gebe es ein Bedürfnis noch eine Verwertung für körperliche Organe des Verstandes oder der Vernunft.

Die Genauigkeit, mit welcher unsere sinnliche Auffassung einen Thatbestand darstelle, und die Lebhaftigkeit, mit welcher nach der beständigen oder augenblicklichen Stimmung unseres körperlichen Befindens sich teils andere Vorstellungen an diesen Thatbestand anknüpfen, teils Gefühle seinen Wert messend sich entwickeln, beeinflusse allerdings auch unser sittliches Urteil. Aber dennoch werde keine Erregung eines körperlichen Organes in dem wesentlichsten Punkte, in der Fällung des moralischen Unteils selbst der Seele beistehen können. Die Mithilfe der Nerven werde stets nur den angenehmen oder unangenehmen Gefühlswert der betreffenden Handlung für das persönliche Leben des Beurteilenden, aber niemals die von aller persönlichen Lust und Unlust entblößte Beurteilung ihrer sittlichen Güte oder Schlechtigkeit begründen können. Wie groß daher auch und wie vielgestaltig die Mitwirkung der körperlichen Funktionen für das höhere Geistesleben sein mag, so besteht sie doch gewiß nicht darin, daß diesem besondere Werkzeuge für das Eigentümlichste seiner Leistungen zugeordnet wären, sondern nur darin, daß zur Verwirklichung mancher mittelbar notwendigen Vorbedingungen dieser Leistungen die ungeschmälerte Thätigkeit vielfacher vorbereitender Organe erforderlich ist.

Haben wir eben die höheren Thätigkeiten des Geistes unabhängig von dem Körper zu fassen gesucht, so würden sie in eine gleich tiefe Abhängigkeit zurückfallen, wenn die Erhaltung dieser Grundlage, aus welcher sie auftauchen, den physischen Gegenwirkungen des Organismus überlassen wäre. Je nachdem das Organ des Gedächtnisses mehr oder weniger treu oder dauerhaft den Gewinn des früheren Lebens festhielte, je gelenkiger

und elastischer die nervösen Erzitterungen verliefen, durch welche die im Gehirn erhaltenen Nachbilder vergangener Eindrücke einander wechselseitig beleben: um so reiner und reicher oder um so verdüsterter und enger würde in jedem Augenblick unser Bewußtsein von dem Zusammenhang unseres Lebens, unserer Pflichten und Hoffnungen sein. Oder vielmehr kein solcher Zusammenhang würde überhaupt stattfinden, sondern vereinzelt würde in jedem Augenblick die Seele die Vorstellung, das Gefühl oder die Strebung entfalten, welche ihr die eben wieder erwachende körperliche Anregung geböte; ohne die eigene Fähigkeit, auch in ihrem Innern selbst das Vergangene zu dem Gegenwärtigen aufbewahrend herüberzuziehen, könnte sie selbst durch den kleinsten Zeitraum hindurch die Stetigkeit eines einzigen Gedankens nicht erzeugen, dessen ganzer Sinn erst durch die Aufeinanderfolge mehrerer Vorstellungen vollständig würde. In der That nun hängt ohne Zweifel auch unser Vorstellungslauf mittelbar in großer Ausdehnung von der beständigen Einwirkung der körperlichen Vorgänge ab; der Annahme eines besonderen Gedächtnisorgans jedoch, auch wenn es nur als unterstützendes Hilfsmittel für die eigene Erinnerungsfähigkeit der Seele gelten sollte, stehen größere Schwierigkeiten entgegen, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Dem Einwurf, daß die Masse des Gehirns, ohnehin nicht beständig, sondern einer langsamen Erneuerung gewiß unterworfen, nicht ohne Verwirrung die eingeprägten Nachbilder unzähliger Eindrücke zu späterem Wiedergebrauch aufbewahren könne, begegnet man zwar scheinbar, aber doch nicht triftig mit dem Hinweis auf die unzähligen Wellenbewegungen der Töne und der farbigen Lichter, die ohne gegenseitige Störung denselben Luftraum gleichzeitig durchkreuzen können.

Wenn unser Blick eine kurze Zeit unverwandt auf die Sonne gerichtet war, dann bleibt von ihr uns ein scharf umschriebenes

kreisförmiges Nachbild auch bei geschlossenem Auge zurück; denn während der ganzen kurzen Dauer jenes Blickes wurden dieselben nebeneinanderliegenden Punkte der Netzhaut von den Strahlen getroffen; in demselben Kreise aneinanderstoßender Nervenfasern zittert die Nachwirkung fort, und so erhält uns die gegenseitige Lage der gereizten Teile die runde Gestalt und die Größe des Bildes. Sehen wir dagegen die Gestalt eines Menschen auf uns zukommen, so dehnt mit jedem Schritte seiner Annäherung sein Bild auf unserer Netzhaut sich vergrößernd aus; kaum ein einziger Punkt der ganzen Gestalt bildet sich im nächsten Augenblicke auf derselben Stelle des Auges ab, auf welcher es im vorigen geschah; nicht ein einziges Nachbild, sondern unzählige, voneinander verschiedene würden uns zurückbleiben, wenn in der That unsere Nervenorgane jeden Eindruck eines Augenblickes in dauernden Spuren fixierten. Und nichts würden wir gewinnen, wenn wir meinten, daß erst eine größere Anzahl dieser momentanen Erregungen sich zu einem beständigen, bleibenden Nachbilde zusammensetzten; denn welches deutliche Bild könnte aus einer Anhäufung vieler entstehen, die untereinander zwar in ihren Zügen ähnlich, in ihrer Größe aber so verschieden wären, daß jedes mit seinen Rändern über das andere hervorragte und alle mithin einander mit ungleichartigen Punkten ihrer Zeichnung deckten? Beobachten wir, wie ganz unter denselben Verhältnissen die verschiedenen sich ineinanderschiebenden Farbenspektra des Prismas zu eintönigem Grau verschmelzen, so werden wir gewiß nicht annehmen können, daß die Wahrnehmungen des Auges auf diesem Wege bleibende Eindrücke erzeugen, die den Nachbildern ähnlich Form und Farben gesehener Gestalten aufbewahren. Und doch haben wir bisher diese Gestalten noch als unveränderlich in ihren Umrissen vorausgesetzt. Aber wir sehen denselben Menschen vielleicht in tausend verschiedenen Stellungen und Bewegungen

seiner Glieder; welches von all den unzähligen Bildern, die er so in unser Auge warf, ist dasjenige, welches das Gehirn festhalten wird? Oder sollen wir annehmen, daß sie alle aufbewahrt werden? Und wenn wir uns vielleicht auch dazu entschlössen, um welchen Preis würden wir zuletzt diese körperliche Befestigung der Eindrücke erkauft haben? Doch wohl nur um den Preis der Annahme, daß bei der Kleinheit des Gehirns, welche nicht gestattet, für jedes dieser zahllosen Bilder ein eigenes Massenteilchen vorauszusetzen, dem es innewohne, jedes einzelne einfache Atom eine unendliche Menge verschiedener Eindrücke ohne gegenseitige Störung derselben müsse in sich beherbergen können. Dasselbe Atom, welches in dem Bilde eines Baumes einen grünen Punkt vertritt, würde in dem einer Blume einen roten, in dem des Himmels einen blauen, in dem jeder einzelnen Menschengestalt wieder einen anders gefärbten vertreten; und ohne zu wissen, wie es zugehen sollte, müßten wir ferner voraussetzen, daß die Wiedererweckung eines einzelnen von diesen Eindrücken in dem einen dieser Atome stets in dem andern Atom auch nur den bestimmten andern Eindruck weckte, der mit dem vorigen selber zu der Einheit eines zusammengehörigen Bildes stimmt.

Eine solche Vorstellungsweise würde nur vervielfältigt dieselbe Annahme enthalten, welche wir einmal machen. Wenn jedes einzelne Atom der Gehirnmasse zur unverworrenen Aufbewahrung unzähliger Eindrücke fähig ist, warum sollte die Seele allein, ein einfaches Wesen gleich jenem, dazu unfähig sein? Warum sollte sie allein das Vermögen des Gedächtnisses und der Erinnerung nicht an sich selbst, nicht ohne die Unterstützung eines körperlichen Organs besitzen können, da wir doch jedem Teile dieses vorausgesetzten Organs dasselbe Vermögen unmittelbar und ohne die Zwischenschiebung eines neuen Werkzeuges zuerkennen müssen? In der That aber müssen wir vielmehr be-

haupten, daß nur der ungeteilten Einheit der Seele, nicht einer Mehrheit zusammenwirkender Gehirnteilchen die Aufbewahrung und Wiederbringung der Eindrücke möglich ist. Denn selbst die Bilder sinnlicher Wahrnehmungen, welche unserem Gedächtnis zurückbleiben, sind nicht im eigentlichen Sinne Bilder, nicht Zeichnungen von unveränderlicher Größe, Zahl und Stellung ihrer einzelnen Teile; nur das allgemeine Schema vielmehr, die Methode der Verzeichnung, den Sinn des inneren Zusammenhanges mannigfaltiger Merkmale hält unsere Seele fest und erzeugt daraus in den einzelnen Augenblicken die bestimmten Bilder wieder, und nicht immer das Bild einer solchen Stellung, Lage oder Bewegung der Gestalt, welche sie früher schon wahrnahm, und von der ein verfestigter Eindruck ihr zurückgeblieben sein könnte, sondern der Erfahrung vorgreifend bringt sie mit gleicher Deutlichkeit bekannte Figuren in nie beobachteten Verschiebungen ihrer Umrisse zur Anschauung. Aber diese Aufbewahrung nicht sowohl der mannigfachen Bestandteile selbst, als vielmehr der Regel, nach der sie zusammengesetzt sind, ist eine Handlung des beziehenden Wissens, eine Leistung der Seele; jede Annahme eines Gedächtnisorgans würde nur dahin führen, außer demjenigen Gedächtnis, welches wir unserer Seele selbst dann noch würden zuschreiben müssen, auch die einzelnen Gehirnatome als Seelen zu betrachten, deren Erinnerungskraft die unsere unterstützte. Und in dieser ganzen Betrachtung haben wir noch völlig abgesehen von jenen mittelbar erzeugten allgemeineren Vorstellungen unseres Denkens, die nicht Bilder eines Gegenstandes, sondern Ausdrücke innerer Beziehungen sind; der Versuch, auch ihre Festhaltung auf körperliche Nachbildung zurückzuführen, würde nur die Notwendigkeit bestätigen, das Gedächtnis zu den ursprünglichsten Leistungen der eigenen Natur der Seele zu zählen[1].)"

1) Lotze, Mikr. I. 368.

So entschieden wir die einseitige Ableitung des Gedächtnisses aus organischen Vorgängen zurückweisen mußten, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß die Gesundheit des Körpers für das Gedächtnis eine große Bedeutung hat.

Wie sehr krankhafte Veränderungen des Gehirns, die sich oft durch Kopfschmerzen kundgeben, das Gedächtnis faktisch schädigen, ist bekannt. Bei Kopfschmerz Gelerntes haftet nicht. Aber auch das ganze Gemeingefühl des Körpers ist ein wichtiger Faktor für die Kraft der Erinnerung.

Also ein richtiges und gesundes Gemeingefühl, ein durch lange Zeitabschnitte sich gleichbleibendes oder wenigstens langsam von einem Zustand in den andern übergehendes muß erstrebt werden, denn es befördert und erleichtert die Erinnernng.

Mit dem zunehmenden Alter des Körpers nimmt in der Regel auch die Treue und Sicherheit des Gedächtnisses ab; Krankheiten, schwere körperliche Verletzungen veranlassen dauernde vorübergehende Störungen des Gedächtnisses.

Betrachten wir nun das Gedächtnis als psychologische Thätigkeit näher, so lehrt die tägliche Erfahrung, daß das Gedächtnis in Bezug auf Umfang und Stärke bei verschiedenen Menschen und auch bei dem nämlichen Menschen auf verschiedenen Altersstufen sehr ungleich ist. Der eine lernt ohne große Mühe, der andere nur langsam und mit großer Anstrengung; einer hat ein gutes Gedächtnis für Zahlen, aber ein schlechtes für Namen. Während die einen nach langer Dauer Vorstellungen und Namen noch sicher und genau zu reproduzieren vermögen, sind andere in der Wiedergabe ungenau.

Von einem guten Gedächtnis verlangt man:

a) Leichtigkeit (Raschheit) in der Einprägung; wenn die Seele imstande ist, die Vorstellungen ohne Anstrengung,

ohne öftere Wiederholung und künstliche Hilfsmittel festzuhalten.

b) Allseitigkeit oder Vielseitigkeit, nicht nur eine Art von Vorstellung leicht und sicher auffassen, — sondern die Vorstellungen in ihrer Mannigfaltigkeit.

c) Dauerhaftigkeit des Bewahrens; — wenn die Seele — auch ohne öftere Auffrischung — lange Zeit festbehält.

d) Treue in der Wiedergabe, — wenn die Seele die Vorstellungen ganz unverändert wieder erzeugt.

e) Dienstbereitschaft, wenn die Seele die Vorstellungen ohne langes Besinnen, ohne Mühe zu reproduzieren vermag.

Nur selten finden wir alle diese Vorzüge des Gedächtnisses vereinigt. Der eine Mensch behält leicht und mühelos, aber die Eindrücke schwinden bald wieder, sein Gedächtnis ist leicht, aber nicht dauerhaft. Bei den anderen bedarf es ernster Anstrengung, um die Vorstellungen zu befestigen; was er aber einmal eingeprägt hat, das behält er dauernd.

Die verschiedenen Arten des Gedächtnisses im Schulleben.

Je nachdem das Behalten der mechanischen oder der logischen Vorstellungsverknüpfung ist, unterscheidet man ein mechanisches und logisches (oder judiziöses von dem latein. judicium Urteil), Gedächtnis.

Das mechanische Gedächtnis behält und reproduziert nach bloß äußerer Verknüpfung, nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit und Reihenfolge, ohne daß ein innerer Zusammenhang bestünde. Je öfter die aneinander gereihten Vorstellungen wiederholt werden, desto fester bleiben sie. So werden die Wörter einer fremden

Sprache memoriert, das Alphabet, die Konjugationen, Gedächtnisverse, so werden von kleinen Kindern die unverstandenen Sprüche memoriert. Diese Art ist die unsicherste und häufig einseitig [1]).

Das judiziöse Gedächtnis behält und reproduziert die Vorstellungen nach Maßgabe ihrer Verwandtschaft, durch das innere Verständnis. Es setzt dieses den inneren Zusammenhang der Vorstellungen voraus und die Fähigkeit im Schüler, diesen Zusammenhang aufzufinden, es kann somit erst zur Anwendung kommen, wenn der Verstand bereits entwickelt ist [2]).

Dr. Fauth sagt: Daß diese nur zweifache Unterscheidung (mechanisches und judiziöses Gedächtnis) nicht ausreicht, also Unklarheit in die Sache bringt. Zwischen dem rein mechanischen Gedächtnis (der Nerven und Muskeln) und dem rein judiziösen Gedächtnis liegt noch das Gedächtnis der Empfindungen und Anschauungen. Er sagt: Es ist von praktischer Bedeutung, daß wir unterscheiden lernen zwischen 1) dem unbewußt und mechanisch wirkenden Gedächtnis der Materie, 2) dem empfindenden und anschauenden Sinnengedächtnis, 3) dem logischen Gedächtnis und

1) Schon Flattich sagt: „Wenn man auswendig lernt, ohne sich durchs ingenium oder durchs judicium zu helfen, so nenne ich solches memoriam mechanicam. Wenn man sich aber eine Aehnlichkeit mit etwas Bekanntem macht und dadurch das Gedächtnis erleichtert, so nenne ich es memoriam ingeniosam; und wenn man durch eine rechte Ueberlegung etwas behält, memoriam judiciosam. Bei der mem. mechanica geht es hart; dennoch, wer sich in ihr nicht übt, der wird in vielen Dingen langsam fortkommen. Auch memoria mechanica ist eine göttliche Gabe."

2) Man spricht auch zuweilen von einem ingeniösen Gedächtnisse, dieses verbindet verschiedenartige Vorstellungen durch Anwendung eines künstlichen Hilfsmittels; man sucht auf künstlichem (witzigen) Wege eine Aehnlichkeit. Das ingeniöse Gedächtnis ist schon von den alten Griechen als besondere Kunst geschätzt und ausgeübt worden, besonders als Hilfsmittel für den Redner. Als ihr Erfinder galt Simonides von Keos.

4) dem Anteil, welchen Gefühl und Wille nebst Charakter an dem Gedächtnis auch im Schulleben haben.

Der Wert und die Bedeutung des Gedächtnisses für unser gesamtes Geistesleben liegt, wie wir sahen, wesentlich in der Festigkeit und Treue des Behaltens und in der Sicherheit und Schnelligkeit des sich Erinnerns.

Diese Eigenschaften hängen aber in erster Linie von der Art und Weise ab, wie der Inhalt, der dem Gedächtnis anvertraut werden soll, zuerst aufgefaßt und aufgenommen wird; hier gilt der Satz, daß nur das vom Geiste recht behalten und leicht und sicher wieder erzeugt wird, das von Anfang an recht aufgefaßt und aufgenommen worden ist. Je lebhafter und energischer die Seele einen neuen Vorstellungsinhalt ergreift, um so fester wird derselbe haften; ist doch das aufmerksame Auffassen eines Vorstellungsinhaltes im Grunde nicht anderes als inniges Zueigenmachen desselben. Da die Aufmerksamkeit auf dem Interesse beruht, so ist das Interesse für das Gedächtnis von großer Bedeutung. Mit je weniger persönlichem Interesse und also Aufmerksamkeit wir von vornherein etwas angesehen oder angehört haben, desto ungenauer wird unsere Erinnerung daran sein und desto leichter und früher wird sie überhaupt wieder verblassen. Dagegen eine uns in besonderem Grade interessierende und darum möglichst scharf von uns ins Auge gefaßte Sache kann sich uns schon vom ersten Sehen oder Hören so einprägen, daß sie uns, ohne daß wir sie je wieder sehen oder hören, für immer unvergeßlich bleibt.

Wir merken, prägen uns nur das ein, das Wert für uns hat und an dessem Besitze uns gelegen ist; und wie auch der fleißigste Sammler unbeachtet liegen läßt, was ihm wertlos ist, weil er es nicht kennt und darum nicht zu verwerten weiß, oder was ihm überflüssig ist, weil er es schon übergenug besitzt, so

geschieht es auch da, wo es sich um geistige Besitznahme und Aneignung handelt. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit weder dem zu, was uns gänzlich unbekannt, noch dem, was uns mehr als hinlänglich bekannt ist. Jenes ist uns so fremd, daß wir es nirgends bei uns unterzubringen wissen, und dieses so eigen, daß der Versuch einer ferneren Aneignung ein Widersinn wäre. So kann denn auch weder der Redner uns fesseln, der über Dinge spricht, von denen wir nie gehört haben, noch auch der, der noch einmal wieder vorbringt, was wir schon so oft gehört haben; und wenn wir den einen ungenießbar finden, weil seine Rede uns nichts bringt, was uns geistig als Nahrung dienen könnte, so ist der andere so langweilig, weil wir von seinem Gewäsche mehr als übersättigt sind. Doch „freu'n wir uns, wenn kluge Männer sprechen, daß wir verstehen, wie sie's meinen"; und unser Ohr folgt mit gespannter Aufmerksamkeit dem Geistreichen, der, weil er an allem, was er aufnimmt, neue Seiten aufzudecken oder neue Beziehungen aufzuweisen vermag, auch das Bekannteste so darzustellen weiß, daß es uns als neu erscheint, und das Neue so an Bekanntes anzuknüpfen versteht, daß es aufhört, ein Fremdes für uns zu sein. Das Fremde läßt uns gleichgültig; aber wenn ein Gespräch über Menschen, die uns gänzlich unbekannt sind, uns nicht anziehen kann, so merken wir auf, wo von Bekannten die Rede ist und hören unwillkürlich hin, wenn wir meinen, daß von uns selbst gesprochen wird. Was unsere eigene Person oder das betrifft, was uns nahe geht und am Herzen liegt, das lassen wir nicht unbeachtet an uns vorübergehen, und wohin einen jeden sein Herz und seine Neigung zieht, dahin richten sich auch seine Gedanken und seine Aufmerksamkeit.

Man versenke nur die Seele mit aller ihrer Kraft in einen Gegenstand, man durchdringe ihn nach seiner ganzen Breite und

Tiefe, man erforsche alle seine einzelnen Seiten und ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen, und bringe es soweit, daß man in dem Gegenstand wie zu Hause ist und ein klares Verständnis erlangt hat, und man wird finden, daß auch das Gedächtnis für alle Zeiten mit dem Gegenstand bereichert ist, daß es ihn in sich hält und trägt und zu jeder Zeit wieder erzeugen kann[1]).

Die Sicherheit und Treue des Gedächtnisses ist bedingt: durch die Klarheit der anzueignenden Vorstellungsmassen, und zwar:

a) der einzelnen Vorstellungen selbst, denn klare Vorstellungen, welche von den Außendingen vollständige und geordnete Bilder gaben, gehen leichter in den Geist hinein und haften besser in ihm, als lückenhafte und verschwommene; die Natur des denkenden Geistes haßt alles Dunkle und Verworrene;

b) der zwischen den einzelnen Vorstellungen logischen Beziehungen (siehe Seite 157 ff.).

Die Sicherheit und Treue des Gedächtnisses ist ferner bedingt durch die Verknüpfung der neu aufzunehmenden Vorstellungen mit dem bereits Haftenden. „Der Geist selbst ist die absolute Einheit in einer Fülle zahlloser Unterschiede und daher widerstreitet das bloß Vereinzelte und Isolierte seiner Natur und wird daher nur sehr schwer oder gar nicht von ihm aufgenommen und noch weniger behalten. Wird aber das Einzelne mit anderen Einzelnen in lebendige Beziehung gesetzt, erscheint es als ein Glied eines größeren Organismus, dann existiert es erst lebendig und wird auch ein lebendiger Bestandteil seines Bewußtseins."

Mit Leichtigkeit nehmen wir einen großen Vortrag ins Gedächtnis auf, wenn wir den Grundgedanken desselben in seinen Teilen erkannt haben. Dagegen kann es zu einer wahren Qual werden, wenn man eine Reihe von Vorstellungen, die in keinem

---

1) Schmidt, Encyklopädie II. 784 ff.

logischen Zusammenhange miteinander stehen, dem Gedächtnis einprägen soll. Alle Gedächtnisübungen haben, wenn sie nicht der Auffassung der Sache durch den Verstand zu ihrem Hintergrunde haben, keinen Wert. Erst dasjenige behalte ich und gebrauche ich als mein Eigentum, was ich recht weiß, d. h. worin nichts Dunkeles, nichts Trübes mehr ist, was das Licht des Geistes nicht durchdränge. Endlich ist die Sicherheit, die Treue, die Festigkeit des Gedächtnisses bedingt durch die Wiederholung. Man sagt nicht zu viel, wenn man die Wiederholung als das hauptsächlichste Mittel zum Behalten bezeichnet, denn daß sich die Vorstellungen durch öftere Wiederauffrischung der Seele fester einprägen, liegt so sehr in der Natur der Sache, daß es einer näheren Erörterung dieses Punktes nicht bedarf.

Zum Schluß dieser Erörterung müssen wir noch darauf hinweisen, daß die Sicherheit des Gedächtnisses durch den Grad der angeborenen Gedächtnisanlage bedingt ist, — es ist gewiß verkehrt, wenn man das Vorhandensein einer solchen Anlage leugnet, und das Gedächtnis nur in der Eigentümlichkeit, in der Stärke der Vorstellungen, Vorstellungsverbindungen findet. Das Gedächtnis ist eben eine in größerer oder geringerer Stärke dem Menschen, der Seele ursprünglich verliehene Anlage (Kraft), Vorstellungen, Vorstellungsverbindungen, einzelne Gedanken, ganze Gedankenreihen, Gefühle und Bestrebungen mehr oder weniger treu, in größerem oder geringerem Umfange festzuhalten und dieselben mit größerer oder geringer Sicherheit und Schnelligkeit zur Verfügung zu stellen.

Natürlich wäre es verkehrt, wollte man alle Verschiedenheiten des Gedächtnisses n u r u n d a l l e i n auf die Verschiedenheiten der Gedächtnisanlage zurückführen, hier wirken, wie wir darlegten, noch sehr wichtige Faktoren mit.

Man hat nun aus der Herbartschen Schule behauptet, die

Annahme einer der Seele angeborenen Gedächtnisanlage sei überflüssig, da nach dem bekannten Gesetz der Beharrung die einmal erzeugten Vorstellungen von selbst in der Seele verharren müßten. Dem ist entgegenzuhalten[1]), 1) daß ein Beharren aller einmal erzeugten Vorstellungen durch die Erfahrung keineswegs bestätigt wird, und 2) daß man, in Hinsicht auf die völlige Verschiedenheit des geistigen Lebens von dem Geschehen in der Natur, durchaus nicht berechtigt ist, Gesetze der Naturwissenschaft ohne weiteres auf das Gebiet des geistigen Lebens zu übertragen und anzuwenden.

Lotze sagt: „Vergeblich würden wir versuchen, die Unvergänglichkeit der Vorstellungen als die selbstverständliche Folge eines allgemeinen Gesetzes der Beharrung darzustellen, nach welchem jeder einmal erregte Zustand eines Wesens, sich selbst überlassen, so lange fortdauern müßte, bis eine neue dazwischenkommende Wirkung ihn änderte oder aufhöbe. Die Analogie der Naturwissenschaft, die sich dieses Gesetzes als eines der vorzüglichsten Hilfsmittel in der Lehre von den Bewegungen der Körper bedient, reicht um eines naheliegenden Unterschiedes in der Natur beider Fälle willen nicht aus, um seine Anwendbarkeit auf die Vorgänge des Seelenlebens zu sichern."

Zusammenfassung und Anwendung auf Erziehung und Unterricht.

1) Die Fähigkeit der Seele, von den Vorstellungen bleibende Eindrücke aufzunehmen und aufgrund der letzteren die ersteren wieder unverändert im Bewußtsein zu erzeugen, nennen wir Gedächtnis.

2) Das Gedächtnis hat die Bestimmung und Aufgabe, die gesamte geistige Substanz, die der Mensch im Verlauf der Zeit durch sein Erkennen und Handeln zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat, aufzubewahren und der Vergänglichkeit zu ent-

1) Siehe Ostermann, Lehrbuch der Pädag. Seite 111.

reißen. Das Gedächtnis ist die Grundlage aller geistigen Bildung.

3) Von einem guten Gedächtnis verlangt man a) Leichtigkeit (Raschheit) der Einprägung, b) Allseitigkeit, c) Dauerhaftigkeit des Bewahrens, d) Treue in der Wiedergabe.

4) Wir unterscheiden zwei Arten der Gedächtniseinprägung: die mechanische und die judiciöse.

5) Da wir nur soviel wissen, als wir mit dem Gedächtnis festhalten, so hat die Erziehung auf die sorgfältige Pflege des Gedächtnisses großes Gewicht zu legen:

a) Der Unterricht sei anschaulich, damit die Aufmerksamkeit, ein lebhaftes Interesse, ein Gefühl der Lust und Freude der Kinder für das Lernende erweckt werde. (Siehe Kapitel Aufmerksamkeit.)

b) Man versenke die Seele des Kindes mit aller Kraft in den Unterrichtsgegenstand.

c) Man wiederhole, vergleiche, verknüpfe oft den Unterrichtsstoff und zwar nach verschiedenen Gesichtspunkten, denn nur durch die stete Wiederholung wird das Gelernte zum sicheren Eigentum der Kinder.

d) Man sorge im Unterrichte für die Herstellung einer vielseitigen geistigen Apperzeption, für die Verbindung der Teile eines lebendigen harmonischen Ganzen. (Seite 152 ff.)

e) Man lasse auf einmal nur wenig auswendig lernen, so daß alles gut eingeprägt und behalten werden kann.

f) Unverstandenes soll nie gelernt werden, das mechanische Lernen sei stets zugleich ein verständiges.

g) Der Memorierstoff sei stets an Inhalt und Form mustergültig.

Litteratur.

Dittes, Schule der Pädagogik, Seite 329 ff. — Dr. F. Fauth, Das Gedächtnis. Gütersloh 1888. — Dörpfeld, Denken und Gedächtnis. 1884, ebend.

Zweiter Teil.

Von der Intelligenz.

Das Denken.

§ 1.

Auf Anregung der Sinne entstehen in uns fast in jedem Augenblicke unseres wachen Lebens verschiedene Vorstellungen zugleich oder in unmittelbarer Abfolge.

In dieser zufälligen Verbindung, in welcher die äußeren Reize auf uns einwirken, entstehen also in der Seele mancherlei Vorstellungen (Empfindungen) zugleich oder nacheinander, die nach der Natur ihres Inhalts nicht immer einen inneren Zusammenhang haben. Gar vieles führt, wie wir sahen, die äußere Wahrnehmung räumlich und zeitlich verbunden unserem Bewußtsein zu, was durch keine Gemeinschaft des Sinnes verknüpft, sondern fremdartig untereinander [1]) nur einem Zufalle sein augenblickliches Zusammensein verdankt.

Da ferner das Gedächtnis (die Erinnerung) treu und unbefangen wiederholt, was ihm die Wahrnehmung bot, so finden

---

1) Lotze, Logik. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

wir in unserem Vorstellungsverlaufe sehr oft einander ganz fremde, innerlich zusammenhangslose Vorstellungen in einer zwar thatsächlichen, aber grundlosen Verknüpfung vor.

Die Erinnerung bringt das Zusammenhangslose mit gleicher Genauigkeit wieder wie das innerlich Verwandte und wirft unsern Vorstellungslauf durch ungeeignete Associationen, die sich an einzelne Eindrücke geknüpft haben, aus der stetigen Richtung heraus, die er durch die Reihenfolge einander begründender Gedanken nehmen könnte. Eine so unendliche Vielheit und Zersplitterung müßte unseren Geist erdrücken, wenn ihm nicht das Vermögen zukäme, ein zusammengehöriges Vieles in die Einheit eines Allgemeinen zusammenzufassen und dann jedes gleichartige Neue diesem einheitlichen Allgemeinen ein- und unterzuordnen.

Der denkende Geist begnügt sich nicht, die Vorstellungen in denjenigen Verbindungen hinzunehmen, in welche sie der Zufall ihrer gleichzeitigen Entstehung gebracht und in der die Erinnerung sie wiederkehren läßt; sichtend vielmehr hebt der Geist das Zusammensein der Vorstellungen auf die nur auf diesem Wege zusammengeraten sind; diejenigen aber, die nach den Beziehungen ihrer Inhalte zusammengehören, läßt er nicht nur beisammen, sondern vollzieht ihre Verknüpfung noch einmal, jetzt aber in einer Form, die zur thatsächlichen Wiederherstellung der Verbindung ein Bewußtsein über den Grund der Zusammengehörigkeit der neu verbundenen hinzufügt[1]). „Man kann daher das „Denken“ ein mit Selbstbewußtsein ver-

1) Dr. Ostermann u. Wagner, Lehrbuch der Pädagogik: „Die Fähigkeit der Seele, die innere Zusammengehörigkeit der Vorstellungen inne zu werden, und auf Grund dessen die Vorstellungen zu logischen Gedankenreihen zu verbinden, nennen wir kurz Verstand oder Intelligenz.“

bundenes Verknüpfen der Vorstellungen mit Rücksicht auf deren Inhalt nennen." (Drbal, Seite 189.) Und Drobisch sagt ausdrücklich: „Das Urteilen ist eine Art des bewußten Vorstellens. Man darf, wie es uns scheint, das Merkmal des Bewußten nie weglassen."

Nicht ohne Absicht, die ich eingestehe, habe ich den übrigen Vorstellungsverlauf als eine Reihe von Ereignissen erscheinen lassen, die nach allgemeinen Gesetzen unseres Wesens in uns vorgehen und die wir erleiden, das Denken aber als eine Thätigkeit, die unser Geist ausübt[1]). Nun hat es an dem Zweifel nicht gefehlt, ob überhaupt und ob in Bezug auf das Denken dieser Gegensatz von wesentlicher Bedeutung sei; ob nicht vielmehr Alles, was wir Thätigkeit zu nennen pflegen, mit zu den Ereignissen gehöre, die in uns lediglich geschehen.

Wir bezeichnen ausdrücklich das Denken als eine Thätigkeit des menschlichen Geistes[2]). Das Denken untersucht das, was vorgestellt wird, zerlegt es, macht es deutlich, unterscheidet es vom Andern und umgrenzt den Inhalt durch Aus-

---

1) „Die Geistesthätigkeit erhebt sich zur Intelligenz, wenn sie die Vorstellungen auch nach ihrem Inhalte und ihrer Beschaffenheit aufgrund vorhergegangener Prüfung miteinander verbindet, wenn sie Widersprechendes trennt, Zusammengehöriges aber verknüpft. Man nennt diese vergleichend prüfende, die Vorstellungen nach ihrem Inhalt miteinander verbindende Thätigkeit der Seele Denken." Helm, empirische Psychologie u. Logik. Seite 32.

2) „Das Denken muß vom Empfinden und Wahrnehmen unterschieden werden, obgleich es damit in seiner Entstehung zusammenhängt. Eine große Anzahl von Gedanken hat in der sinnlichen Empfindungs- und Wahrnehmungswelt ihren Ursprung. Vom Fühlen und Begehren unterscheidet sich das Denken so klar und deutlich, daß der Nachweis dieses Unterschiedes nicht braucht ausdrücklich geführt zu werden." Strümpel, Psych. Pädagogik. S. 314.

scheidung der nur zufällig damit zusammenhängenden und unwesentlichen Bestandteile.

§ 2.

Lotze hat zu wiederholten Malen [1]) in allen seinen Werken im Gegensatz zu der Lehre Herbarts [2]) und seiner Jünger den Unterschied festgestellt, welchen wir zwischen dem Denken, das allein diesen auszeichnenden Namen verdient, und zwischen jenem Verlaufe der Vorstellungen festhalten müssen, der durch die allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus in allen beseelten Geschöpfen auf gleiche Weise, obgleich mit sehr verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit, hervorgebracht wird. In dem letzteren verhält sich unser Bewußtsein vorzugsweise empfangend und leidend, es empfängt die mannigfachen Eindrücke, mit denen die Umgebung uns bestürmt, so zusammenhängend oder unzusammenhängend, so geordnet oder ordnungslos, wie der Zufall des Weltlaufes sie bringt;

---

1) Lotze, Mikr. I. Seite 261 ff. II. 240 ff. Logik, Seite 6 ff.

2) „Verstand ist nach Herbart die Fähigkeit, im Denken sich nach der Qualität des Gedachten zu richten. Der Geist denkt, wenn er die einzelnen Vorstellungen miteinander verknüpft (bezw. voneinander trennt) nicht bloß nach dem zeitlichen oder räumlichen Zusammenhange, sondern auch nach Maßgabe der qualitiven Beziehungen, in denen sie ihrem Inhalte nach zu einander stehen. Die Verknüpfung (Vergesellschaftung) der Vorstellungen nach Gleichzeitigkeit und Reihenfolge ist eine zufällige, äußerliche, mechanische. Ganz anders ist die Verknüpfung der Vorstellungen, die sich nach der inhaltlichen Beschaffenheit des Vorgestellten richtet, und die sich eben deshalb als eine innere, logische darstellt. „In beiden Fällen der Verbindung der Vorstellungen bedarf es zum Zustandekommen derartiger Vorstellungsverbindungen keiner besonderen Anlage und keines besonderen Eingreifens der Seele, sondern die Vorstellungen finden sich nach den Gesetzen des mechanischen Vorstellungsverlaufes ganz von selbst zu solchen Verbindungen zusammen, dem Zuge ihrer Qualität folgend.“ Dr. Ostermann, die hauptsächlichsten Irrtümer der Herb. Psychologie. Seite 67. Lindner, Seite 100 ff. Herbart, Ps. I. T. § 29 u. § 36. Lehrbuch § 10.

es leidet ferner, daß die Erinnerung nach den allgemeinen Regeln der Verknüpfung und Wiederbringung der Vorstellungen ihm die einzelnen Eindrücke in derselben zu einer bald sinnreichen, bald sinnlosen Zusammenstellung erneuert, in welcher die erste Wahrnehmung sie einst zu einander gestellt hatte. Es mochte geschehen, daß eine lange Fortsetzung dieses Vorstellungslaufes allmählich von selbst diese Zufälligkeit der Verknüpfung beseitigte; denn der Lauf der Dinge läßt wohl zuweilen untereinander zusammenhanglose Einzelheiten zugleich auftreten, aber er verbindet sie nicht immer. Wenn wir daher eine längere Strecke unserer Erfahrung überblicken, so sehen wir die zahlreicheren Verknüpfungen dessen, was zusammengehört, das Uebergewicht über die seltener sich wiederholenden Kombinationen der Erscheinungen gewinnen, die nur der Zufall zusammenführte. Allmählich entstehen so von den einzelnen Gegenständen feste Bilder und scheiden sich als beisammenbleibende Gruppen von Merkmalen von der Veränderlichkeit der übrigen Wahrnehmungen; es entstehen von der Verkettung der Ereignisse sichere Erinnerungen und leiten die instinktive Erwartung an, von vorhandenen Umständen diejenigen Folgen vorauszusehen, die in der That mit natürlicher Konsequenz aus ihnen hervorgehen. Aber wie zureichend auch auf diese Weise der so verbesserte Vorstellungsverlauf die Seele ein Tier befähigen mag, sich im Kreise seiner Erfahrungen zurechtzufinden und für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen, so fehlt in ihm doch gänzlich *eine geistige Arbeit*, die wir in dem menschlichen Denken hervortreten sahen. Nicht nur empfänglich und leidend nehmen wir anfänglich die teils richtigen, teils unrichtigen Verknüpfungen der Eindrücke, wie sie die Wahrnehmung bietet, später die verbesserte Auswahl derselben auf, welche die sich selbst korrigierende Bewegung des psychischen Mechanismus bestehen ließ, *sondern*

selbstthätig eingreifend vernichtet unser Denken die zufälligen Associationen der Vorstellungen und läßt die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt.

§ 3.

Als eine beständig kritische Thätigkeit sucht so das Denken jede Verbindung von Vorstellungen auf die Rechtsgründe zurückzuführen [1]), welche die Verbindung des Verbundenen bedingen und das Zusammenseiende als ein Zusammengehöriges erweisen. Das Denken ist eine fortwährende Kritik, welche der Geist an dem Material des Vorstellungsverlaufs ausübt, indem er die Vorstellungen trennt, deren Verknüpfung sich nicht auf ein in der Natur ihrer Inhalte liegendes Recht der Verbindung gründet, während sie diejenigen Vorstellungen,

---

1) Drbal, Psychologie. Seite 188: „Wir denken, wenn wir einen gegebenen Inhalt durch logische Vorstellungen oder durch Begriffe bestimmen.“ „Da nun an Begriffen, wie wir später zeigen werden, stets nur der Inhalt, d. h. dasjenige, was gedacht wird, in Betracht kommt, ohne Rücksicht auf die Art, wie es gedacht wird, oder auf die besonderen subjektiven Umstände, unter welchen es vorgestellt wird, so läßt sich das Denken auch so erklären, daß es eine Verbindung von Vorstellungen sei mit Rücksicht auf den Inhalt des Vorgestellten.“

Dr. Weidmann, Encyklopädie des ges. Erziehungs- und Unterrichtswesens. Band IX, S. 637. „Alles Denken ist die Verarbeitung von Vorstellungen. Der Besitz von Vorstellungen, welche unmittelbar aus Anschauungen, d. h. aus äußeren oder inneren Wahrnehmungen entstehen, muß dem Denken vorausgehen; die Vorstellungen bilden den Stoff des Denkens, und es giebt kein Kunstmittel, jemandem zum Denken zu verhelfen, wenn ihm jene Erkenntniselemente fehlen.“

Leipziger Blätter für Pädagogik. 1868, Seite 5.

deren Inhalt eine Verknüpfung duldet oder verlangt, nicht nur verbunden läßt, sondern ihre Verbindung zugleich in einer neuen Form der Auffassung und des Ausdrucks rekonstruiert, aus welcher das Recht dieser Verknüpfung sich ersehen läßt[1]).

Demgemäß ist denn die zweite Aufgabe des eigentlichen Denkens (im Unterschiede vom bloßen Anschauen) die, daß es die einzelnen der Anschauung sich darbietenden Erscheinungen wie nach ihrem Grund so nach ihrem Zweck teils aus dem eigenen inneren Wesen des Dinges, teils aus seinen wesentlichen und notwendigen Beziehungen zu andern Dingen erklärt und damit eine Einsicht in die Dinge selbst eröffnet. Es ist dies eine Thätigkeit, die freilich fast nur in Verbindung mit jener ersten, ordnenden und zusammenfassenden Thätigkeit des Denkens auftritt[2]).

Die Logik unterscheidet drei Hauptformen der Gedankenverknüpfung, in welcher die Seele, logisch denkend die einzelnen Vorstellungen verbindet: Begriff, Urteil und Schluß. Psychologisch geht die Fällung der Urteile der Bildung der Begriffe und dem Schließen voran. Ja das Urteilen als Verknüpfen und Trennen

---

1) Wundt, Menschen- und Tierseele I. Seite 390. „Die Seele strebt von Anfang an darnach, Ordnung in ihrem Besitztum zu schaffen, und sobald die ersten Vorstellungen in ihr entstanden sind, sucht sie unter den Gegenständen ihrer Erfahrung durch Vergleichen und Sondern Gruppen und Abteilungen zu unterscheiden und so aus dem Chaos der unvermittelten Anschauungen ein gewisses System zu erzeugen."

Horwicz II. S. 167: „Das Denken ist das Ordnen des vielen zur Einheit."

2) Pfisterer, Pädagogische Psychologie. Gütersloh 1880. Seite 238.

bildet die eigentliche Thätigkeit des Denkens. „Wer urteilt, der denkt[1]).“

Von der Bildung der Begriffe.

§ 4.

Wir haben bisher gesehen, daß sich der denkende Geist nicht von dem Mechanismus der Wahrnehmungen und Erinnerungen Verbindungen der Vorstellungen aufdringen läßt[2]); sondern als eine kritische Thätigkeit sucht das Denken jede Verbindung der Vorstellungen auf die Rechtsgründe zurückzuführen, welche die Verbindung des Verbundenen bedingen und das Zusammenseiende als ein Zusammengehöriges erweisen. So trennt es voneinander die Eindrücke, die ohne inneren Zusammenhang sich in der Seele zusammenfanden, und erneuert bestätigend die Verknüpfung derer, denen die innere Verbindung ihres Inhaltes ein Recht auf beständige Gesellung gewährt.

In allem diesen Thun wird es geleitet und unterstützt durch denselben mechanischen Vorstellungsverlauf, den es berichtigt; denn er selbst, indem er durch neue Wahrnehmungen den früheren widerspricht oder sie bestätigt, führt seine eigene Verbesserung durch die allmähliche Sonderung herbei, die auf diesem Wege unvermeidlich das Fremdartige scheidet und das Verwandte zusammenbringt. Dennoch ist er allein nicht das Denken und vollzieht nicht selbst die Aufgaben, die wir diesem stellen.

---

1) Drbal, Seite 189. Lindner, Lehrbuch der empirischen Psychologie. Seite 101. — Strümpel, Psych. Pädagogik. S. 170 ff., 187 ff., 314, 319—324, 345 ff.

2) Lotze, Logik. Seite 6.

Oft wiederholte ähnliche Vorstellungen werden nicht allein in ihrer ganzen Eigentümlichkeit aufbewahrt, sondern neben ihnen bilden sich zugleich allgemeinere und unbestimmtere Bilder, welche das Gleichartige der einzelnen aufsammeln und ihre Unterschiede verwischen. Aber die bloße Gegenwart dieser Bilder[1]), welche der mechanische Vorstellungslauf für sich erzeugt, ist noch nicht gleichzusetzen dem Begriffe, in dessen Form das Denken dieselbe Mannigfaltigkeit auf ihr gleichartiges Allgemeine zurückführt. Denn in diesem ist überall der Nebengedanke einer gesetzgebenden Regel mitvorhanden, durch welche die einzelnen Züge des Allgemeinen nicht nur als eine thatsächliche Verknüpfung, die in vielen Einzelnen sich wiederholt, sondern als ein zusammengehöriges Ganze erscheinen, in ihrer Verbindung durch den unteilbaren Sinn des Wesens verbürgt, dessen Bild sie sind. Es kommt wenig darauf an, wie ausgebildet unser Wissen um den Grund und die Bedeutung dieser Zusammengehörigkeit ist; daß sie überhaupt von uns gefühlt wird, und daß wir die bloße Summe vereinigter Merkmale, welche uns der Vorstellungslauf an sich bietet, in den Gedanken eines Ganzen verwandeln, scheidet hinlänglich unsere Auffassung von dem bloßen Bilde selbst. Diese Verwandlung aber vollzieht beständig auch das ungeübteste Denken, wenn es einen Namen der Sprache ausspricht; noch mehr, wenn es dem Namen den Artikel voranschickt und das Wahrgenommene als irgend ein Das bezeichnet, so hat es schon kräftig genug und unverkennbar diese Vereinigung der zusammengestellten Züge des Bildes in den Gedanken eines innerlich unteilbaren Ganzen vorgenommen.

Die meisten Operationen des Denkens bestehen also in Verknüpfungen verschiedener einfacher Vorstellungen, denn in Be-

---

1) Mikr. I. 263.

ziehungen eines Mannigfachen pflegen sich uns die Leistungen des Denkens zu zeigen. — Wo nun von einer „Verknüpfung" die Rede ist, entsteht zuerst die Frage, wie denn wohl die einfachsten Elemente selbst geformt sein müssen, um die beabsichtigte Verknüpfung überhaupt erleiden zu können. Aus lauter Kugeln läßt sich ein Haufen leicht zusammenwerfen, wenn es gleichgültig ist, wie sie liegen; allein ein haltbares Gebäude von regelmäßiger Gestalt ist nur aus Bausteinen möglich, die einzeln bereits jeder in Formen gebracht sind, in welchen sie einander passende Flächen zu sicherer Anfügung und Auflagerung darbieten. — Man wird Aehnliches hier erwarten müssen. Als bloße Erregungen unseres Inneren, als bloße Eindrücke, sofern sie nichts anderes sind als unsere Affektionen (Arten, wie uns zu Mute ist), können die Zustände, welche den äußeren Reihen folgen, ohne weitere Vorbereitung in uns beisammen sein und aufeinander so wirken, wie es eben die allgemeinen Gesetze unseres Seelenlebens gestatten oder befehlen; um dagegen in der bestimmten Form eines Gedankens verbindbar zu werden, bedürfen die einzelnen Eindrücke u. s. w. von dem Geiste einer vorgängigen Formung, sie müssen bereits von dem Geiste in eine ganz bestimmte Form gefaßt sein, durch welche sie überhaupt erst zu logischen Bausteinen, aus Eindrücken zu Vorstellungen werden.

§ 5.

Was unmittelbar unter dem Einflusse äußerer Reize in uns entsteht, die Empfindung oder das sinnliche Gefühl, ist an sich nichts als ein Zustand unseres Befindens, eine Art, wie uns zu Mute ist. Nicht immer gelingt es uns, einen Namen zu finden für das, was wir so leiden und es dadurch mittelbar an Andern zu machen; nur die formlose Interjektion, der Ausruf, bleibt uns zuweilen übrig, um dies Unsagbare, ohne sichere Hoff-

nung auf Verständnis, wenigstens zu verlautbaren. In den günstigeren Fällen aber, in welchen uns die Schöpfung eines Namens gelungen ist, welche Leistung ist dann ausgeführt, und verrät sich eben in dieser Schöpfung selbst? Keine andere, als eben die, die wir hier suchen, die Verwandlung eines Eindruckes in eine Vorstellung. Sobald wir die verschiedenen Erregungen, welche uns Lichtwellen durch unser Auge veranlassen, grün oder rot nennen, haben wir ein früher Ungeschiedenes geschieden: unser Empfinden von dem Empfindbaren, auf das es sich bezieht. Dies Empfindbare stellen wir jetzt vor uns hin, nicht mehr als einen Zustand unseres Leidens, sondern als einen Inhalt, der an sich selbst ist, was er ist und bedeutet, und der dies zu sein und zu bedeuten fortfährt, gleichviel ob unser Bewußtsein sich auf ihn richtet oder nicht. Man wird leicht hierin den notwendigen Anfang jener Thätigkeit entdecken, die wir dem Denken überhaupt zueigneten; sie kann hier noch nicht darauf gerichtet sein, zusammenseiendes Mannigfaltige in Zusammengehöriges zu verwandeln; sie löst vor allem die Voraufgabe, jedem einzelnen Eindrucke die Bedeutung eines an sich Gültigen zu geben, ohne welche später eine sachliche Zusammengehörigkeit mehrerer keinen angebbaren Sinn im Gegensatze zu bloßem Zusammensein in uns haben könnte.

§ 6.

Die erste That des logischen Denkens erscheint uns am deutlichsten in dem Umstande, daß fast alle Sprachen den gesamten Vorrat von Vorstellungsinhalt in bestimmte, formell unterschiedene Klassen verteilen, und daß auch die, welche diesen Unterschied zwischen Substantivis, Adjektivis, Verbis 2c. nicht mehr äußerlich kennzeichnen, doch bei jedem ihrer Worte den Nebengedanken hegen, sein Inhalt müsse entweder substantivisch, als etwas für sich Gültiges, Feststehendes, von anderem Unab-

hängiges, oder adjektivisch, als unselbständiges, ein Anderes, an dem sie hafte, voraussetzende Eigenschaft, oder verbal, als eine zwischen verschiedenen Inhalten übergehende Bewegung oder Beziehung aufgefaßt werden. Erst durch diese Formen, in welche sie von dem Denken gegossen werden, werden die Vorstellungen zu Elementen eines Gedankens und kehren einander, wie im obigen Gleichnis die prismatischen Steine, bestimmte Flächen zu, die eine Verknüpfung in logischem Sinn gestatten.

Solange daher Vorstellungen nur verschiedene Arten des Ergriffenseins unseres Bewußtseins sind, können sie zwar, wie die Töne der Musik, aufeinander, hier ästhetische Weise, bedeutsam miteinander verknüpft werden, aber es entsteht aus ihnen kein Gedanke [1]).

§ 7.

So oft die Sprache ein Wort für einen Inhalt bildet, welches nur diesem und keinem anderen Inhalte zukommen soll, drückt sie damit notwendig die Voraussetzung aus, dieser Inhalt sei eben etwas für sich Gültiges, mit sich Identisches; von anderem Unterschiedenes, das eben deswegen imstande sei, einen eigenen Namen zu führen. Das heißt: der Nebengedanke, den das Denken dabei hat, wenn es sprachlich ein Wort für eine Sache bildet (d. i. abgesehen von der Sprache: wenn es überhaupt einen Inhalt fixiert und von anderem unterscheidet), besteht eben darin, daß es denselben als ein Ganzes auffaßt, welches in sich selbst zusammengehört und als zusammengehörig sich von allem anderen abgrenzt.

Der sprachliche Ausdruck läßt diese That bei verschiedenen Wortklassen mit verschiedener Deutlichkeit hindurchscheinen. Ein Adjektivum wie blau drückt am wenigsten von dieser logischen Fassung aus. Die Verba bezeugen durch ihre Endigung, daß

1) Lotze, Grundzüge der Logik. Seite 5.

der durch sie bezeichnete Inhalt als Einheit in bestimmtem Sinne, nämlich in dem verbalen einer Beziehung, gedacht wird. Bei den Substantiven machen einzelne Sprachen durch den vorgesetzten Artikel am meisten fühlbar, daß der bezeichnete Inhalt als etwas mit sich Identisches, Abgeschlossenes, Eines und Ganzes gedacht werden soll.

§ 8.

Diese logische Form der „Vorstellung", so nennt Lotze die zweite That des Denkens, faßt also ihren Inhalt, er sei einfach oder zusammengesetzt, nur so auf, daß er überhaupt als Einheit oder Ganzes betrachtet wird.

Für den einfachen Inhalt ist dies das Höchste, was sich überhaupt leisten läßt. Die Eindrücke „blau", „süß", „warm", „kalt" können keine andere logische Bearbeitung erfahren, als daß jeder als ein mit sich identischer, von anderem verschiedener, und zwar adjektivischer Inhalt gefaßt wird.

Für zusammengesetzten Inhalt dagegen ist diese Form der „Vorstellung", welche nur seine Zusammengehörigkeit überhaupt behauptet, ohne die Art, den Grund und die Regel derselben erkennen zu lassen, eine ungenügende Auffassung, bei welcher wir allerdings im gewöhnlichen Gedankengang sehr häufig stehen bleiben.

Wenn der Unkundige vom Kredit- oder Bankwesen spricht [1]), so merken wir seiner Ausdrucksweise die Ueberzeugung ab, eine Anzahl von Geschäften und Einrichtungen bilde ein zusammengehöriges Ganze; aber er würde nicht anzugeben wissen, worin der Nerv ihres Zusammenhangs liege oder welche Grenzen dies Ganze von dem abschneiden, was nicht zu ihm gehört.

In derselben Stellung findet sich nun unser Bewußtsein,

---

1) Lotze, Logik. Seite 27 ff.

wenn wir unsere Gedankenwelt mustern, zu sehr vielen Inhalten; ja man wird ohne Ueberraschung finden, daß sehr bedeutungsvolle Worte der Sprache diese unvollkommene Form der Fassung ihres Gegenstandes verraten; denn eben je reicher, wichtiger und mannigfaltiger ein Gegebenes ist, um so leichter werden überredende Eindrücke vielfacher Wahrnehmungen das Gefühl seiner Eigentümlichkeit, Ganzheit und Abgeschlossenheit in sich selbst erwecken, ohne uns darum sein inneres Gefüge wirklich aufzudecken. Worte, wie Natur, Leben, Kunst, Erkenntnis, Tier und viele andere bedeuten im gewöhnlichen Gebrauch nichts weiter; sie drücken nur die Meinung aus, daß eine gewisse meist nicht genau begrenzbare Menge von Einzelheiten, seien es Gegenstände oder Merkmale von Gegenständen, oder Ereignisse, die sich aneinanderknüpfen, auf irgend eine Weise durch ein innerliches Band zu einem Ganzen vereinigt sind, welches sich weder einen Teil seines Inhalts rauben läßt, ohne zerstört zu werden, noch einen beliebigen Zusatz in seine abgeschlossene Einheit aufnehmen kann. Wie wenig aber die Natur jenes Bandes wirklich bekannt ist, zeigt das Mißlingen des Versuchs, Rechenschaft über die Grenzen zu geben, welche das zu dieser Einheit Zugehörige umschließen und von Fremdartigem trennen.

Eine große Fülle von Worten bezeichnet daher für die allermeisten Menschen nichts als das Bewußtsein, daß allemal eine Vielheit von Erscheinungen und Ereignissen zu einem Ganzen vereinigt sind, ohne daß man den bestimmten Plan, die Gesetze und Kräfte angeben könnte, nach denen und durch welche diese Ganzheit erzeugt wird [1]). Solange die nun logische Arbeit in der Zusammenfassung des Mannigfachen nicht weiter gediehen ist, können wir noch nicht von „Begriffen" reden.

---

1) Lotze, Grundzüge. § 9, Seite 7.

Dieselben Worte werden aber dann eine höhere Auffassung ihres Inhalts, einen „Begriff“ desselben bezeichnen, wenn bei ihnen außer der Zusammengehörigkeit ihres Inhalts auch noch ein bestimmter Grund des Zusammenseins gerade dieser Merkmale, gerade dieser Verbindung mitgedacht wird [1]).

§ 9.

In der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, die uns gegeben werden, Zusammengeratenes zu scheiden, Zusammengehöriges durch den Nebengedanken des Rechtsgrundes seiner Zusammengehörigkeit zu verbinden, ist die fernere Aufgabe des Denkens. Dieses Prinzip der Zusammengehörigkeit sucht nun das Denken zu finden, indem es entweder dasjenige beachtet, was in mehreren voneinander verschiedenen Vorstellungen gemeinsam, gleichartig vorkommt (das Allgemeine), was bei allen Veränderungen eines und desselben Inhaltes sich fortwährend gleichartig erhält (das Konstante). Denn in beidem scheint natürlich das zu liegen, was fester und gesetzlicher als die übrigen veränderlichen oder ungleichartigen Merkmale und was eben für diese das Prinzip ihres Zusammenseins und die Art ihrer Verknüpfung ausmacht.

Der Name „Linde“, „Apfelbaum“ bezeichnete auch für den gewöhnlichen Gedanken einen begriffsmäßig verfaßten Inhalt. Denn jeder denkt sich das allgemeine Bild des „Baumes“ oder das noch allgemeinere der „Pflanze“ als den Grundriß, das Schema oder die Regel hinzu, nach welcher alle Teile jener Einzelvorstellungen zu einem Ganzen verknüpft sind [2]). Wird im Anschauungsunterrichte der Apfelbaum besprochen, so ruft die klare Vorstellung von demselben die von anderen Bäumen wach, vom Kirsch-, Eichen-, Tannenbaum ꝛc. Wie verschieden

1) Logik. Seite 39.
2) Lotze, Grundzüge der Logik. Seite 8.

diese Gesamtvorstellungen auch sein mögen, so stimmen sie doch in gewissen Teilvorstellungen überein; sie sind Holzpflanzen und entwickeln aus der Wurzel meist einen einzigen Stamm, der sich zur Krone ausbreitet 2c. — Somit bilden die Vorstellungen von den Bäumen in der Seele eine Gruppe von Vorstellungen, welche gemeinsame Merkmale besitzen.

Gegenstände, an denen wir dieselben gemeinsamen Merkmale finden, bilden eine Gattung, und wir finden bald, daß die allgemeinen Merkmale allen Gegenständen derselben Gattung eigen sein müssen; sie heißen darum die „wesentlichen" Merkmale. Ob aber der Baum Aepfel, Eicheln, Blätter oder Nadeln hervorbringt, ob er hoch oder niedrig ist 2c. 2c., darauf kommt es für das Wesen an sich nicht an. Die Merkmale eines Gegenstandes, welche nicht allen Gegenständen derselben Gattung gemein sind, heißen „zufällige" („unwesentliche") Merkmale.

Wird nun ein zusammengesetzter Inhalt so gedacht, daß ein von der ganzen Summe seiner „Merkmale" unterschiedenes Allgemeine oder Konstante als das bestimmende Gesetz mitgedacht wird, von welchem jener ganze Merkmalkreis abhängt, so ist derselbe in der Form eines Begriffs gedacht [1]).

Dieses Bleibende, aus den gemeinsamen Merkmalen der Wahrnehmungen Bestehende bildet den physischen (natürlichen) oder Erfahrungsbegriff, der noch ein Produkt „des physischen Mechanismus" und den Uebergang von der Sinneserkenntnis zur Verstandeserkenntnis bildet.

„Das natürliche Denken [2]) verknüpft die Vorstellungen hauptsächlich nach den von der sinnlichen Wahrnehmung der Dinge und Ereignisse gegebenen Anlässen und andererseits nach

1) Lotze, Grundzüge der Logik. Seite 8.
2) Jahn, Psychologie, Leipzig, 1883. Seite 86.

den sogenannten Gesetzen der Ideenassociation. Selbstverständlich kommt hierdurch viel Zufälliges, Irrtümliches, überhaupt rein Subjektives in die Urteilsformen, in denen sich das Denken ausspricht. Dabei fehlt es den Vorstellungen meistens an der Deutlichkeit, Klarheit und Vollständigkeit, die nötig wären, wenn der zum Gedachten gehörige Inhalt auch seiner eigenen Natur gemäß wirken sollte."

Sehr selten wird sich ein solches Allgemeinbild [1]) aus mehreren verglichenen einzelnen Vorstellungen durch Festhaltung ihrer ganz gleichen und einfache Weglassung ihrer ungleichen Merkmale erzeugen lassen. Denn die Merkmale von Vorstellungen pflegen nicht gleich und ungleich, sondern ähnlich und unähnlich zu sein. Behielte man nun das wenige Gleiche bei, so würde man zu einem bedeutungslosen Allgemeinen kommen, welches sich zu den weggelassenen Bestandteilen gleichgültig und nicht als ein sie ordnendes Prinzip verhielte.

§ 10.

Die gewöhnliche Theorie der Logik pflegt nur anzuführen, daß man von den verglichenen einzelnen Vorstellungen (notiones specialis) zu den allgemeineren (notio generalis) dadurch aufsteige, daß man von den ungleichen Merkmalen (notae) der ersteren „abstrahiere" und nur die gleichen festhalte. Sie fügt deshalb hinzu, daß der Inhalt (materia, complexus) einer allgemeinen Vorstellung ärmer sei, das heißt weniger Merkmale zähle als der der besonderen, aus deren Vergleichung er entstand.

Diese Bemerkung muß jedenfalls dahin verbessert werden, daß jedes Allgemeine genau so viele unerläßlich mitzudenkende Merkmale habe, als das ihm entsprechende Besondere. Jedoch, während in dem Besonderen oder im Einzelnen alle diese Merk-

1) Lotze, Grundzüge. Seite 8 und 9.

male nach Art und Größe vollständig bestimmt sind, sind im Allgemeinen an die Stelle vieler von ihnen selbst allgemeine oder unbestimmte Merkmale eingetreten. Das Allgemeine ist daher ärmer an bestimmten, aber nicht ärmer an Merkmalen überhaupt, als das Besondere.

§ 11.

Wir unterscheiden also zweierlei Allgemeines. Zuerst jenes allgemeine Bild, durch dessen Eingehen in die Merkmalgruppe einer Vorstellung diese selbst zum Begriff erhoben wird. Und außerdem jene allgemeinen Merkmale, aus deren Verknüpfung das Allgemeinbild selbst entsteht.

Diese letzteren, die allgemeinen Merkmale, erfordern, wie wir bereits sahen, im einfachsten Falle keine besondere logische Denkarbeit zu ihrer Entstehung, sondern entspringen aus dem unmittelbaren Eindruck ohne unser logisches Zuthun.

Für diese Verknüpfung der mannigfachen Merkmale der Gegenstände, des Mannigfachen in unserer Gedankenwelt, sorgt die Einheit unserer Seele und der Mechanismus der Erinnerung, welcher zeitlich getrennte Eindrücke zu möglicher Wechselwirkung zusammenbringt. Man kann diese Vereinigung des Mannigfachen die Synthesis oder Apprehension nennen; sie ist keine logische Handlung, sondern rafft nur das Mannigfache zu gleichzeitigem Besitz des Bewußtseins zusammen, ohne in seiner Vielheit eine Ordnung zu stiften, welche das eine Glied anders mit dem zweiten als dieses mit dem dritten verbände. Diese Ordnung tritt ein in der zweiten Art der Verknüpfung, der Synthesis der Anschauung, in den räumlichen Bildern nämlich und in der zeitlichen Aufeinanderfolge, worin die Einzeleindrücke bestimmte miteinander ungleichwertige Plätze einnehmen. Auch diese Verknüpfung wird uns ohne eine Handlung des Denkens fertig durch den Mechanismus unserer inneren Zustände gegeben,

und wie festbestimmt und fein gegliedert auch die Verbindung des Mannigfachen in ihr sein mag, so stellt sie doch stets nur eine thatsächliche äußere Ordnung dar und offenbart keinen Grund der Zusammengehörigkeit, der das Mannigfache zu so geordnetem Zusammensein berechtigt. Zur Bildung eines logischen „Begriffes" reicht es nun nicht hin, daß seine allgemeinen, und schon zur Bildung der „Vorstellung" reichte es nicht hin, daß ihre einzelnen Merkmale bloß überhaupt vorhanden sind, sondern das Wesentliche ist ihre Verbindungsweise. Keine Vorstellung und kein Begriff besteht aus einer bloßen Addition der Merkmale, so daß jedes erste mit jedem zweiten ebenso verbunden wäre, wie das zweite mit jedem dritten, sondern im allgemeinen begrenzen, bestimmen oder determinieren die Merkmale einander in so mannigfacher eigentümlicher Weise, daß ein erstes mit dem zweiten anders als das zweite mit dem dritten, oder als dieses mit dem vierten zusammenhängt[1]). Der Vorgang, der hierbei in Anwendung kommt, läßt sich am besten wieder durch ein Beispiel verdeutlichen. Was gehört z. B. dazu, den Begriff des Dreiecks zu denken? Zunächst muß derjenige, der zu diesem Begriff gelangen will, die drei Seiten und die drei Winkel eines bestimmten Dreiecks gesehen haben. Sodann müssen ihm verschiedene Arten von Dreiecken im einzelnen zu Gesicht gekommen sein, wobei erkannt wird, daß die drei Seiten und die drei Winkel in verschiedenem Verhältnis zu einander stehen können. Dadurch tritt aber eine Trennung des Wesentlichen vom Unwesentlichen ein, und das allen Arten Gemeinschaftliche macht sich im Bewußtsein geltend. Ferner muß er wissen, daß es dem Dreiecke ähnliche räumliche Gebilde giebt, wie das Viereck, das Fünfeck, den Kreis, und daß man alle diese räumlichen Gestalten,

---

1) Lotze, Grundzüge. Seite 20.

da sie geschlossene Gebilde sind, Figuren nennt. Hieraus wird dann schließlich der Gedanke hervorgehoben, daß das Dreieck eine aus drei sich schneidenden Linien bestehende und deshalb auch drei Winkel enthaltende Figur sei. Dieses einheitlich Gedachte heißt der Begriff. In ähnlicher Weise könnte man den Begriff des Quadrates als eines gleichseitigen rechtwinkligen Vierecks oder den Begriff des Säugetiers, des Körpers, der Pflanze u. a. bilden. Das angeführte Beispiel zeigt zugleich, wie beim Bilden des Begriffes das Urteilen erforderlich ist[1]).

Überlegt man an dem angeführten und anderen Beispielen, welche Bewegungen das Denken behufs der Begriffsbildung macht, so erkennt man leicht, daß es gleichsam in zwei Richtungen fortschreitet. Einmal durchläuft es die Summe oder Reihe aller derjenigen Wahrnehmungen oder überhaupt Vorstellungen, aus denen Begriffe gebildet werden sollen und sucht das darin Gemeinschaftliche zu erfassen und festzuhalten. Diese Denkthätigkeit nennt man die Abstraktion (das Dreieck ist eine Figur) und sagt deshalb, Begriffe werden durch Abstraktion gebildet. Andererseits aber geht das Denken auch wiederum zu den gegebenen Vorstellungen zurück und bestimmt deren Eigentümlichkeit dadurch, daß es zu jenem ihnen allen gemeinsamen Begriffe, der abstrahiert war, wieder das jeder einzelnen Vorstellung allein Zugehörige hinzufügt; diese Denkthätigkeit heißt Determination (das Dreieck ist eine Figur, welche drei Seiten und drei Winkel

1) Ja man kann sogar behaupten: „Die Begriffe sind die Früchte der Urteile: ist nämlich ein Begriff die richtige Zusammenfassung alles dessen, was zu dem Wesen eines Dinges gehört, so erhalte ich denselben doch offenbar nur dadurch, daß ich einerseits durch eine Reihe von Urteilen alles Ungehörige, Zufällige, Persönliche, was sich in den Zusammenhang drängen mochte, zurückweise, andererseits durch eine Reihe von Urteilen über alles das, was den Begriff in der That ausmacht, zusammenfasse.“

hat). Deshalb muß es nun vollständig heißen: logische Begriffe werden durch Abstraktion und Determination gebildet. Lotze sagt: Wir nennen Begriff eine Vorstellung dann, wenn zu ihrer Merkmalgruppe ein Allgemeines als erklärendes Gesetz hinzugedacht wird. So ist „Gold" oder „Cajus" als Begriff gedacht, sofern beider Merkmale durch die allgemeinen Schemata „Metall" — „Mensch" geregelt werden.

Dieses Allgemeine selbst, durch dessen Eingehen die Vorstellung zum Begriff wird, ist nicht notwendig und nicht immer selbst schon als Begriff gedacht, sondern oft nur als Vorstellung. Es ist eben nur dann Begriff, wenn auch seine Merkmale nicht bloß überhaupt als Ganzes zusammengehörig, sondern durch ein neues Allgemeine nach einem bestimmten Schema verbunden gedacht werden[1]).

---

1) Drbal. Seite 192. „Der psychische Begriff ist das Bewußtwerden des Gleichartigen über dem mit ihm verschmolzenen, aber nur dunkel vorgestellten Ungleichartigen (das Vorstellen des Gemeinsamen über einem Einzelnen, mag dieses nun in vielen Vorstellungen, Vorstellungsgruppen oder ganzen Reihen bestehen). Der logische Begriff ist das Gedachte nur seiner Qualität nach." —

Überweg, System der Logik. Seite 117. Der Begriff ist diejenige Vorstellung, in welcher die Gesamtheit der wesentlichen Merkmale oder das Wesen der betreffenden Objekte vorgestellt wird!

Dittes, Lehrbuch der Psychologie. Seite 100. Der Begriff ist die Zusammenfassung des Gemeinsamen einer Mehrheit von Vorstellungen, also eine allgemeine Vorstellung, eine Gesamtvorstellung.

Dr. Ostermann u. Wagner. Seite 99. „Begriff definierbar als diejenige logische Gedankenform, in welcher die den verschiedenen Arten und Individuen einer Gattung gemeinsamen Merkmale zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt werden."

Lindner. Seite 107. —

Lange, Apperzeption 3. Aufl. S. 65: „Der Begriff ist die Gesamtheit der gleichen wesentlichen Merkmale (Bewußtseinsmomente) mehrerer Vorstellungen, welche das Denken, jene Vorstellungen rasch überfliegend, aus ihnen hervorhebt, und nebeneinander im Bewußtsein festhält. Er ist nicht ein neues geistiges Produkt, das los-

Der Hauptsache nach beruht jeder Begriff auf dem Zusammenwirken aller zu ihm gehörigen Vorstellungen, über denen er sich als ein Neues, doch nicht losgelöst von der Vorstellung, aufbaut. Der Begriff ist ein rein geistiges Produkt, welches vom psychischen Mechanismus allein niemals hervorgebracht, sondern immer nur durch die Arbeit eines bewußtvoll fortschreitenden und sich nach dem Inhalt des Gedachten richtenden Denkens gewonnen werden kann[1]). Allgemeine Vorstellungen erzeugt wohl

---

gelöst von den Vorstellungen und außerhalb derselben besteht. (In der früheren Auflage nahm Lange an, der Begriff sei ein neues Gebilde der vorstellenden Seele, entstanden aus der Verschmelzung dec gemeinsamen und wesentlichen Merkmale ähnlicher Vorstellungen). Sondern er wird gedacht, indem man von zahlreichen Vorstellungen derselben Art (oder auch bloß von einer) ausschließlich die wesentlichen Merkmale in dem Blickpunkt des Bewußtseins festhält und von den übrigen, die zurücktreten, zu isolieren sucht."

Joß, Grundriß der Logik. 2. Aufl. 1887. Seite 4: „Der Begriff ist die Zusammenfassung der wesentlichen (allgemeinen) Merkmale zusammengehöriger Vorstellungen zur Einheit."

Wundt definiert den Begriff nach seiner psychologischen Entwicklung als „die durch aktive Apperzeption vollzogene Verschmelzung einer herrschenden Einzelvorstellung mit einer Reihe zusammengehöriger Vorstellungen." Vgl. hierzu: Wundt, Logik. Seite 41 ff. Phys. Psychologie II. S. 310 f.

1) Ganz im Sinne Lotzes sagt Dr. Ostermann und Wagner Seite 99: „Die Begriffe sind nicht etwa bloße Erzeugnisse der mechanischen Vorstellungsverknüpfung, wie oft behauptet worden ist. Zwar bilden sich infolge wiederholten gleichzeitigen Zusammentreffens ein und derselben Vorstellungsmerkmale, also auf dem Wege des mechanischen Vorstellungsverlaufs, allmählich unbestimmtere Durchschnittsbilder, in welchen die wesentlichen Züge mehr und mehr in den Vordergrund treten, die unwesentlichen sich mehr und mehr verwischen; allein abgesehen von der Verschwommenheit solcher Durchschnittsbilder sind dies doch in der Regel eben nur Bilder, in räumlicher Ausdehnung und Gestalt von der Seele vorgestellt, eben dadurch aber von dem logischen Begriff, den sie zu begleiten pflegen, wesentlich verschieden. Der Begriff eines Baumes,

der psychische Mechanismus bis zu einer gewissen Stufe, eigentliche Begriffe aber nicht. In dem bloßen Anschauen vieler Dreiecke liegt noch nicht die bewußte und einheitliche Vorstellung einer Figur aus drei sich schneidenden Seitenlinien und drei Winkeln, und das Tier oder auch ein Blödsinniger kann tausendmal Dreiecke zu Gesicht bekommen und wird damit doch noch kein Wissen von den logischen Verhältnissen der aus den Anschauungen der vielen Dreiecke herauszubildenden Gedanken bekommen.

Inhalt und Umfang des Begriffs.

§ 12.

Berücksichtigen wir noch die verschiedenen Arten der Begriffe, so haben wir hier nur diejenigen ins Auge zu fassen, welche psychologisch von Bedeutung sind, da die Besprechung der anderen in das Gebiet der Logik gehört.

Es giebt einzelne, singulare Begriffe, Einzelbegriffe, wie

---

welcher in gleicher Weise auf alle Bäume anwendbar ist, der Begriff eines Dreiecks, welches weder ein spitzwinkliges, noch ein stumpfwinkliges, noch ein rechtwinkliges ist, sondern alle drei Arten des Dreiecks zumal umfaßt, ist unter der Form eines Bildes von bestimmter, räumlicher Gestalt überhaupt nicht vorzustellen; der Begriff ist eine rein abstrakte Gedankenform, als solche aber nicht das selbstverständliche Ergebnis wiederholten Wahrnehmens und Vorstellens.

Zudem ist der Begriff ja keine bloß mechanische Zusammenfassung, keine bloße Summe einzelner Vorstellungsmerkmale, wie sie der mechanische Vorstellungsverlauf etwa in der Tierseele erzeugen mag; sondern in dem Begriff ist stets der Nebengedanke enthalten, daß die einzelnen Wesensmerkmale, aus denen er besteht, ein innerlich unteilbares, denknotwendig zusammengehöriges Ganze bilden; damit aber wird der Begriff zum Ausdruck eines logischen Gesetzes, welches der mechanische Vorstellungsverlauf aus sich selbst niemals erzeugen kann."

z. B. alle Personennamen, als allgemeine (notiones generales) in mannigfacher Abstufung und Verbindung. Wir nennen höheren Allgemeinbegriff denjenigen, der als erklärendes Schema zu den Merkmalen eines anderen, welcher dann der niedrigere ist, hinzugedacht wird.

Man sagt dann, daß der Inhalt (materia) des höheren Allgemeinbegriffs (genus) in dem Inhalt des niedrigeren (species) „enthalten" sei, d. h. daß alle Merkmale, die dem Genus wesentlich sind, auch in der Species vorkommen. Umgekehrt sei dagegen der Inhalt der Species nicht ganz in dem des Genus enthalten, sondern sie besitze außerdem ihre besonderen, ihr als Species eigenen Merkmale.

Man sagt ferner, und dies mit Recht, daß jeder höhere Allgemeinbegriff in einer größeren Anzahl von Arten oder Einzelbegriffen vorkomme oder von ihnen gelte, als jeder niedrigere Allgemeinbegriff. Man nennt Umfang (ambitus) die Anzahl dieser Begriffe, von denen der höhere gilt. Und da man dem letzteren, wie früher bemerkt, eine geringere Anzahl von Merkmalen oder geringeren Inhalt (materia, complexus) zuschreibt, so sagt man, daß „Umfang und Inhalt zweier Begriffe sich umgekehrt zu einander verhalten": der inhaltärmere, d. h. allgemeinere, beherrscht eine größere Menge von Einzelfällen, der inhaltreichere kommt in wenigeren Arten vor, vielleicht nur in einem einzigen Individuum[1]). (Lotze, Grundzüge. Seite 12.)

1) Betrachte ich irgend einen bestimmten Baum, etwa eine Linde, so kann ich mir von diesem Baum dadurch einen Begriff bilden, daß ich ihn abgesehen von allem Zufälligen auffasse: wenn ich ihn mir etwa in anderer Umgebung denke, wenn ich ihn mir im Frühling, Sommer, Herbst und Winter vorstelle. Das Resultat dieser Gedankenarbeit würde der Begriff dieses einzelnen Baumes, also ein Einzelbegriff sein. Eine ganz andere Art von Begriffen, die allgemeinen Begriffe, erhalte ich aber, wenn ich mir den Begriff Linde überhaupt denke: in diesen Be=

Nach dem früheren würde dieser Satz zu folgendem Ergebnis führen: Ein Begriff mit lauter bestimmten Merkmalen ist immer individuell. Hat er außer den bestimmten unbestimmte oder allgemeine Merkmale, so wächst mit der Anzahl der unbestimmten (oder umgekehrt wie die Anzahl der bestimmten) die Zahl der Fälle, in denen er gilt, d. h. sein Umfang.

Man unterscheidet demnach an jedem einzelnen Begriffe:

1) seinen Inhalt, d. h. die Gesamtheit der in ihm enthaltenen Merkmale,

2) seinen Umfang, d. h. die Menge der Vorstellungen, denen er zukommt, die unter ihm enthalten sind.

Z. B. Begriffe: Dreieck, Tier.

a) Inhalt: Flächenfigur, dreiseitig — organisches Wesen, empfindend, sich frei bewegend.

b) Umfang: ebene und sphärische, gleichseitige, rechtwinklige u. s. w. — Säugetiere, Vögel, Reptilien, Fische.

§ 13.

Die Fähigkeit der Seele, Begriffe zu bilden, ist für unser gesamtes geistiges Leben von großer Bedeutung[1]); denn dadurch,

griff habe ich offenbar nur die Merkmale aufzunehmen, welche allen Linden gemeinsam sind: also ist dieser Begriff ärmer an Merkmalen als der erstere; schreite ich nun weiter und denke mir den Begriff Laubholzbaum, dann den Begriff Baum und Pflanze, so ist ersichtlich, daß, je weiter ich in der Verallgemeinerung des Begriffs vorwärtsschreite, je mehr also der Begriff an Umfang gewinnt, er desto weniger Merkmale haben kann, also desto ärmer am Inhalt wird. Hierbei haben wir aber noch folgendes zu beachten: zunächst dies, daß alle allgemeinen Begriffe nur dadurch von uns gewonnen werden, daß wir von den Einzeldingen an zu ihnen emporsteigen; und sodann dies, daß, je höher und allgemeiner ein Begriff ist, desto schwerer es für uns wird, ihn uns vorstellig zu machen.

1) Wundt, Menschen und Tierseele. I. Seite 393: „Das Ziel der Erkenntnis ist der Begriff. Unsere Erkenntnis der Welt ist um so

daß wir auf den verschiedenen Wissensgebieten solche Begriffe ausbilden, werden wir befähigt, nun in allem Einzelnen, das uns entgegentritt, sofort das Allgemeine, d. h. das Wesentliche zu erkennen, unser Urteil heftet sich nicht mehr an alles Einzelne und Individuelle, sondern es beherrscht dasselbe: es wird freier und richtiger, wir selbst in unserm Denken reicher und sicherer.

Ohne das Vermögen, Begriffe zu bilden, ohne das Vermögen der Zusammenfassung der vielen Teilvorstellungen zu einem einheitlichen Ganzen, müßten wir jede neue Erscheinung, die uns aufstößt, und zwar in jedem einzelnen Falle, in dem sie uns aufstößt, immer wieder aufs neue durchforschen, um zu wissen, wie wir mit ihr daran sind. Was wäre das aber für eine unsäglich mühsame, unsere Kraft tausendfach zersplitternde und dadurch unsere ganze Thätigkeit auf ein unendlich kleines Gebiet beschränkende Arbeit! Und welch ungeheure Vereinfachung unserer ganzen geistigen Thätigkeit liegt dagegen umgekehrt in der einen Thatsache, daß wir imstande sind, das Allgemeine in den Dingen zu erkennen und sie nach diesem Allgemeinen ordnend zusammenzufassen!

Da brauche ich ja, so wie ich einmal das allgemeine Wesen eines Dinges und das allgemeine Gesetz seiner Wirksamkeit herausgefunden habe, einen neuen, zu einer andern Zeit an mich herantretenden Fall nicht abermals im einzelnen zu untersuchen, sondern ich weiß kraft jener allgemeinen Erkenntnis zum

---

reicher und voller, je reicher die Begriffswelt ist, die wir uns geschaffen haben. Mit wachsender Erkenntnis nimmt die Anzahl unserer Einzelbegriffe zu, und werden mehr und mehr Gruppen dieser Einzelbegriffe unter allgemeinen vereinigt. Jeder Begriff legt uns einen *ursächlichen Zusammenhang* dar, denn er giebt uns ein Bild von dem *Sein* und *Gewordensein* des Gegenstandes, auf den er sich bezieht, und von seiner Verknüpfung mit anderen Dingen."

voraus oder kann es wenigstens ohne Mühe aus ihr erschließen, was ich auch von diesem neuen Gegenstande oder Fall zu denken oder vorauszusetzen habe, wohin er gehört, was er in sich birgt, welchem Zweck er zu dienen geeignet ist und unter welchen Bedingungen ich ihn zu dem oder jenem benutzen kann.

Überall, wo wir aufgrund unserer Wahrnehmungen, Beobachtungen von irgend einem oder mehreren Gegenständen einen Begriff oder Urteil gebildet haben, zweifeln wir nicht, daß diese Beobachtung, Wahrnehmung, die wir von einem Gegenstande machten, auch in jedem Wiederholungsfalle dieselbe sein werde[1]).

Der Chemiker, der gewiß ist, in einem anzustellenden Versuche nur einen ganz bestimmten Körper unter den Händen zu haben, auf ihn nur ein bestimmtes Reagens einwirken zu lassen und alle fremdartigen Bedingungen von dem Einfluß auf sein erwartetes Resultat ausgeschlossen zu haben, bezweifelt nicht, daß die Reaktion, die er in diesem einen Versuche beobachtet, sich ganz identisch in allen Wiederholungsfällen einstellen werde; die singulare Wahrnehmung hat für ihn sogleich die Geltung einer allgemeinen Wahrheit. Der Physiker, welcher eine Messung vornimmt, weiß recht wohl, mit wie vielen Fehlerquellen er zu kämpfen hat; nachdem er aber diese eliminiert hat, kommt es ihm doch nicht in den Sinn, seine gereinigte Beobachtung, bloß weil sie zuletzt aus sinnlicher Erfahrung stammt, als eine nur für diesen Augenblick gültige zu betrachten, so daß dasselbe gemessene Objekt unter denselben Umständen ein zweites Mal vielleicht eine andere Größe darbieten würde. Es ist nicht nötig, hierüber weitläufiger zu sein. Jede Möglichkeit, aus Erfahrungen allgemeine Erkenntnisse zu entwickeln, aber auch jeder Sinn, den man mit dem Begriffe selbst eines Gesetzes, abgesehen von seiner

1) Lotze, Logik. Seite 355 ff.

Auffindbarkeit, verbinden könnte, würde zu Grunde gehen mit der Annahme, daß jede Einzelbeobachtung nur für sich, aber nicht für ihre gleichen Wiederholungen gelte, daß jede Angabe eines Instruments nur für den Augenblick richtig sei, in dem sie erhalten wird, nicht für die ganz gleichen Umstände eines zweiten Augenblicks, daß überhaupt von Gleichem oder gleichen Bedingungen Ungleiches gelten könne.

„Ein völlig neues, noch unbekanntes Einzelding sei uns in einer Wahrnehmung durch verschiedene sinnliche Eindrücke gegeben, und sowohl diese Einzelmerkmale als ihre Verknüpfung seien anschaulich völlig klar. Dennoch begnügen wir uns mit dieser Anschauung nicht, die an sich selbst nichts Zweifelhaftes enthält; wir ruhen erst, wenn wir wissen, ob wir den neuen Gegenstand Tier oder Pflanze nennen dürfen. Dieses Verlangen beruht auf dem praktischen Wunsch, von dem beobachteten Thatbestande aus durch den Allgemeinbegriff hindurch die Berechtigung zur Ergänzung des nicht Beobachteten zu erlangen. Denn der Name Pflanze oder Tier würde für den Gegenstand ein Titel ohne Einkünfte sein, wenn wir uns nicht vorbehielten, aus ihm den Anspruch auf eine Menge Merkmale abzuleiten, welche die unmittelbare Wahrnehmung an dem Gegenstande nicht gefunden hatte. In dieser Lage befinden wir uns den Gegenständen der Wirklichkeit gegenüber beständig. Denn jede Wahrnehmung, auch wenn sie genau genug wäre, um alle gegenwärtigen Merkmale eines Einzeldings aufzufassen, ist doch zeitlich beschränkt; sie kann niemals das zukünftige Verhalten des beobachteten Objekts mit darstellen, nur selten und nie vollständig zeigen, wie es unter andern wechselnden Bedingungen sich ändern würde. Dies ist es, was wir an dem beobachteten Gegenstand durch Unterordnung unter die Begriffe der Pflanze oder des Tieres ergänzen. Beide Begriffe, aus unzähligen früheren Beobachtungen

entsprungen, enthalten die Gesamtheit der simultanen Merkmale, die in einer einzigen Wahrnehmung höchst selten, und der successiven, die sich in einer solchen niemals erschöpfen lassen."

§ 14.

Begriffe sind, wie wir gesehen haben, nichts Fertiges und Abgeschlossenes, kein fertiges Produkt, das in uns neben und außer der Vorstellung gegeben ist, sondern sie sind das jeweilige Ergebnis einer sehr energischen Konzentration des Bewußtseins, einer energischen Thätigkeit des Geistes [1]).

Lotze sagt: „Frühere Zeiten waren zu freigebig mit dem Namen „angeborener" Ideen; die unsere scheint mir in einen entgegengesetzten Irrtum zu verfallen, wenn sie diesen Begriff, mit einer kleinlichen Bemängelung der nicht ganz passenden Bezeichnung, ohne weiteres beiseite setzt. Ich habe mich nie überzeugen können, daß unsere logisch und metaphysisch denknotwendigen Grundsätze über die Natur der Dinge, daß unsere ästhetischen Gefühle und das Bewußtsein ethischer Verpflichtungen auf etwas Anderem beruhen, als auf dieser unmittelbaren Tiefe unserer geistigen Natur, so daß sie, angeregt durch die Erfahrungen, als ursprüngliche Besitztümer desselben in unser Bewußtsein hervortreten, nicht als fertige, nicht als von jeher bewußt vorschwebende Bilder uns angeboren, aber so in uns begründet, daß sie zwar einer Anregung durch die Erfahrung bedürfen, aber nie durch diese uns gegeben werden." Lotze, Streitschriften. 1. H. S. 13.

Das Ziel dieser Arbeit des Geistes ist: „zur Erkenntnis des Wirklichen zu gelangen." (Lotze, Logik. Seite 10.)

---

1) Wundt, Logik. Band I. Seite 71. „Im höheren Grade als alle anderen Vorstellungsverbindungen trägt das Denken den Charakter einer inneren Thätigkeit an sich." „Die logischen Denkgesetze sind Gesetze des Willens."

Ein erschöpfendes Begreifen der Dinge ist aber selbst für das wissenschaftiche Denken ein unerreichbares Ideal [1]).

Wir können nicht zugeben, daß außer dieser der Erfahrung entwachsenen sich im Geiste noch andere, vor aller Erfahrung ihm eigene Begriffe vorfänden, durch deren ursprünglichen Besitz ihm von Haus aus das klare Bewußtsein der Regeln für denkende Bearbeitung seiner Wahrnehmungen geschenkt wäre [2]).

Wir haben ja gesehen, daß in der ungeschiedenen Masse der unzähligen Eindrücke, die wir zugleich oder nacheinander empfangen, sich einzelne Gruppen A, B, C unterscheiden, und jede von diesen als eine in sich zusammengehörige Wahrnehmung zu betrachten, konnte nur die Thatsache veranlassen, daß die so zusammengefaßten Eindrücke als bleibend verbundene sich vom Hintergrunde der wechselnden übrigen abheben, oder wiederholt zusammen auftretend mit dem gleichmäßigen Bestand dieser anderen kontrastieren. Hierin liegt noch keine Handlung des Denkens, es ist der mechanische Vorstellungslauf, der zuerst diese Einzelwahrnehmungen zu Gegenständen unserer unwillkürlichen Aufmerksamkeit und zu Stoffen des künftigen Denkens aussondert; und zwar ebenso oft falsch als richtig, denn häufig genug findet in ihnen die spätere Überlegung Zusammengehöriges unvollständig vereinigt und mit Nichtzugehörigem gemischt [3]).

---

1) Herbart sagt: Allgemeine Begriffe, die nur durch ihren Inhalt gedacht werden, ohne ein Hinabgleiten in ihren Umfang sind logische Ideale; sowie die ganze Logik eine Moral für das Denken ist, nicht aber eine Naturgeschichte des Verstandes. Lehrbuch der Psychologie. S. 136.

2) Lotze, Mikr. II 295 ff. — Von Plato bis Kant sprach man in der Psychologie von angeborenen Ideen, von einem Angeborensein gewisser Vorstellungen und Begriffe. — Noch heute spielt diese Lehre eine Rolle.

3) Lotze, Logik. Seite 356.

Durch die täglich fortschreitende Erkenntnis, durch Erfahrung und Beobachtung ändert, erweitert oder verengert sich in unserem Geiste der Denkinhalt der physischen Begriffe. Wesentliche Merkmale werden als unwesentliche, unwesentliche als wesentliche anerkannt. „Daher leiden alle einfachen und zusammengesetzten Begriffe, sofern sie lediglich durch den Mechanismus der Seelenprozesse zustande gekommen sind, an mancherlei Unvollkommenheiten, welche erst durch das (absichtliche und bewußte) Denken beseitigt werden können. Daher unterscheiden wir den physischen Begriff oder den Begriff im psychologischen Sinne des Wortes vom logischen Begriffe [1]).

1) Hier nur ein kurzes Wort über das Verhältnis der Logik zur Psychologie. Psychologie und Logik befassen sich mit dem „Denken", aber in verschiedener Weise. Die Psychologie zeigt, wie sich durch sinnliche und innere Wahrnehmung (Selbstbewußtsein) allmählich ein Abbild der Außenwelt und der Innenwelt des Menschen in Form von Vorstellungen der Seele entwickelt (unmittelbares Erkennen) und wie diese Vorstellungen mannigfaltig und gesetzmäßig verknüpft werden und durch das natürliche Denken zu immer höheren Gebilden, psychischen (naturwüchsigen) Begriffen ausgestattet werden (mittelbares Erkennen). Die Psychologie zeigt also das Denken in seinem natürlichen Werdeprozeß, so wie es sich unter den mancherlei subjektiven Hindernissen und Bedingungen bald richtig, bald falsch, in wechselnder Klarheit und Vollständigkeit vollzieht. — Die Logik dagegen hat nicht diese wechselnden, psychischen Vorstellungen zum Gegenstand; für sie ist die Vorstellung etwas Gegebenes, Fertiges, vom Geiste des vorstellenden Wesens Unabhängiges, mit dem wahren Wesen des Dinges genau Uebereinstimmendes. Unbekümmert um die Entstehung des Denkmaterials stellt sie die strengen Normen des wissenschaftlichen Denkens auf, deren Befolgen allein zur wahren Erkenntnis führen soll. Die Logik steckt dem Denken das Ziel seiner Vollkommenheit; die Psychologie zeigt die Wege, auf denen sich die denkende Seele diesem Ziele zu nähern sucht. „Die wissenschaftliche Logik hat Rechenschaft zu geben von denjenigen Gesetzen des Denkens, welche bei der Erforschung der Wahrheit wirksam sind. Während die Psychologie

§ 15.

Die angewandte Logik[1]) kann aber wiederum nicht mit dem Anspruch auftreten, durch ihre Regeln das gesamte wirkliche Denken, als finge es jetzt seine ganze Arbeit von vorn erst an, leiten zu wollen; sie wendet sich nicht an den Geist, der noch gar keine Begriffe hat, sondern an den, der im Besitz einer mannigfach gegliederten, durch eigne Erfahrung und Überlieferung erworbenen Vorstellungswelt ist[2]); sie hat nicht die psychologisch interessante Aufgabe, zu erörtern, wie alle diese Begriffe entstanden sind, sondern nur die andere, nachzuweisen, was an den entstandenen und vorhandenen richtig und sicher ist, und wie das Irrige und Fehlerhafte, das diesem gegebenen Resultate einer langen Bildungsgeschichte noch anhängt, in Zukunft verbessert und das noch Zweifelhafte der Gewißheit genähert werden kann[3]).

---

uns lehrt, wie sich der Verlauf unserer Gedanken wirklich vollzieht, will die Logik feststellen, wie sich derselbe vollziehen soll, damit er zu richtigen Erkenntnissen führe." (Wundt.) „Wir wollen in der Logik nicht wissen, wie der Verstand ist und denkt und wie er bisher im Denken verfahren ist, sondern wie er im Denken verfahren sollte." (Kant) *). In der Praxis geht man meistens bei der Untersuchung der psychologischen Entwickelung von Überlegungen über ihre logische Bedeutung aus. Wir haben in unseren Darlegungen die Logik soweit mit beachtet, als wir dieselbe für die Arbeit in der Schule für notwendig erachteten.

1) Lotze, Logik. Seite 360.

2) „Aus sich selber kann das Denken keine Erkenntnis erzeugen, sondern ist auf die Vorstellungen als sein Rohmaterial angewiesen." Just, Seite 2. — Wundt, Band I. Seite 2 ff.

3) Die mannigfaltigen Begriffselemente müssen schärfer ausgeprägt, die Verschwommenheit derselben muß beseitigt, es müssen die ungleichartigen von den gleichartigen, die individuellen von den allgemeinen genauer gesondert, das Gedachte muß an der Wirklichkeit geprüft, die vielerlei Einzelvorstellungen müssen genau verglichen und zugleich unterschieden werden. Ueberdies entstehen alle zusammengesetzten Begriffe zunächst nur

*) Joß, Grundriß der Logik. Seite 2. Wundt, Logik. I. Band. 36.

Das einzige Mittel, um bestimmte, präzise logische Begriffe zu erreichen, besteht in absichtlicher, wissenschaftlicher Bearbeitung der psychischen Begriffe. Logische Begriffe, die durchaus kein unwesentliches, zufälliges Merkmal enthalten, gleichen freilich Idealen, die menschliches Streben nie vollkommen erreichen wird. „Noch heute", schreibt Dittes „sind die Forderungen der Logik in vielen Fällen noch unerreichbare Ideale. Man kann eben nicht mehr definieren, als man weiß. Daher müssen sich selbst die Naturwissenschaften häufig mit minder strengen, ungefähren, annäherungsweisen Begriffsbestimmungen begnügen. Man sucht in solchen Fällen einen Begriff durch Anführung von Beispielen, durch Hervorhebung und Betrachtung seiner Artbegriffe, durch Vergleichung mit entgegengesetzten und verwandten Begriffen, durch Beseitigung von Mißverständnissen ꝛc. annähernd richtig zu stellen und durchsichtig zu machen."

Wer dies nicht zugestehen will, der weiß nicht, was es heißt, ein Ding begreifen, und daß das einzelne Ding nur ganz und völlig begriffen werden kann, wenn das ganze Universum mit allen in ihm waltenden Kräften und der inneren Ordnung und Gliederung seiner sämtlichen Teile verstanden und begriffen ist. Die Lösung dieser Aufgabe ist auch dem wissenschaftlichsten Denken unmöglich. Sehr treffend sagt Lotze: Nur ein Geist, der im Mittelpunkte der Welt und alles Wirklichen stände, nicht außerhalb der einzelnen Dinge, sondern sie alle durchdringend und mitseiend, nur ein solcher möchte eine Anschauung der Wirklichkeit besitzen, die, weil sie nichts erst zu suchen brauchte, unmittelbar das völlige Abbild derselben in ihren eigenen Formen des Seins und der Thätigkeit wäre. Der

in Bruchstücken, und sie bedürfen also der Ergänzung, des weiteren Ausbaues, wenn sie vollständige Bilder des Wesens der Dinge werden sollen." (Dittes.)

menschliche Geist dagegen, um dessen Denken allein es sich für uns handelt, steht in diesem Mittelpunkte der Dinge nicht, sondern hat seinen bescheidenen Ort irgendwo in den letzten Verzweigungen der Wirklichkeit. Genötigt, seine Erkenntnis durch Erfahrungen, die sich unmittelbar nur auf einen kleinen Bruchteil des Ganzen beziehen, stückweis zusammenzubringen und von hier aus vorsichtig zu der Auffassung dessen vorzudringen, was nicht in seinen Gesichtskreis fällt, hat er sehr wahrscheinlich eine Menge von Umwegen nötig, die der Wahrheit selbst, die er sucht, gleichgültig, aber ihm, der sie sucht, unvermeidlich sind. Wie sehr wir mithin die ursprüngliche Beziehung der Denkformen auf das Ziel der Erkenntnis, die Natur der Dinge, voraussetzen mögen: darauf müssen wir uns doch gefaßt machen, manche Bestandteile in ihnen anzutreffen, die das eigne Wesen des Wirklichen nicht sofort abbilden, zu dessen Erkenntnis sie führen sollen; ja es bleibt die Möglichkeit, daß ein sehr großer Teil unserer Denkbemühungen nur einem Gerüste gleicht, das keineswegs zu den bleibenden Formen des Baues gehört, den es aufführen half, das im Gegenteil wieder abgebrochen werden muß, um den freien Anblick seines Ergebnisses zu gewähren.

Litteratur:

Drbal, Empirische Psychologie. § 97 u. 98. — Dittes, Lehrbuch der Psychologie. Seite 99 ff. — Dittes, Praktische Logik. Seite 5 ff. — Drobisch, Empirische Psychologie. 1842. S. 157 ff. — Wundt, Logik. S. 30 ff. — von Volkmar, Lehrbuch der Psychologie. S. 231 ff. — Strümpel, Päd. Psychologie. S. 170 ff. 187. 314. 319 ff. 345 ff. — Ballauf, Die Grundlehren der Psychologie. 2. Aufl. Seite 140. — Max Jahn, Psychologie. 1883. S. 86 ff. — Lindner, Lehrbuch der empirischen Psych. Seite 107. — Pfisterer, Pädagogische Psychologie.

Seite 143 ff. — Dr. Ostermann u. Wagner, Pädagogik. Band I. 98 ff. — Dreßler, Psychologie u. Logik. Seite 135 ff. — Trendelenburg, Logische Untersuchungen I. Seite 135. — Lazarus, Das Leben der Seele. Band II. 300 ff. 754 ff. — Strümpel, Psychologie. — Teichmüller, Neue Grundlegung der Psychologie und Logik. Seite 237 ff. — Bauer, Erziehungslehre. Seite 210 ff. — Wundt, Physiologische Psychologie. Band I. Seite 386. — Dr. Ostermann, Irrtümer der Herbart. Psychologie. S. 67 ff. — E. Martig, Anschauungs-Psychologie. S. 106 ff. — Joß, Grundriß der Logik. Seite 4 ff. — Allg. deutsche Schulz. 1882. Seite 82. — Deutsche Blätter von Mann. 1878. Seite 68. — Haus und Schule von Spieker. 1883. Seite 222. — Vogt, Jahrbuch. 1883. Band XV. Seite 235 ff. — Wendt im Wiener Päd. Jahrbuch. 1883. Seite 25. — Ackermann, Die formale Bildung. 1889. Seite 41 ff. — Böse, Die Elemente der Psychologie. Seite 26 ff. — Ziller, Jahrbuch. 1870. Seite 84. 1872. Seite 185. — Leipziger Blätter für Pädagogik. Zweiter Jahrgang. 1868. Seite 5 ff. — Dörpfeld, Denken und Gedächtnis. Seite 62 ff.

Die Sprache als notwendige Form und Äußerung des Denkens.

§ 14.

Das innige Verhältnis, welches augenscheinlich zwischen Denken und Sprechen besteht, hat von jeher zu der Frage Veranlassung gegeben, ob die psychischen Gebilde ohne jegliche Sprache bestehen können, oder ob ihr Entstehen und ihr Dasein notwendig an die Sprache gebunden sei. Man hat sogar den Satz aufgestellt: „Ohne Sprache kein Mensch [1]).“

---

1) Der Taubstumme hat auch seine Sprache. „Fehlt die Möglichkeit, phonetische Worte sprechen zu lernen, weil das Ohr oder die Zunge versagt, dann tritt eine andere Sprache an die Stelle, die der

Für die Ausbildung des Denkens ist die Sprache von hervorragender Bedeutung. Schon in § 7 wurde darauf hingewiesen, wie das einzelne Wort für viele Wahrnehmungen das gemeinsame Band ist, so daß dadurch die Gesamtvorstellungen (Komplikationen und Verschmelzungen) bestimmt begrenzt, erfaßt und behalten werden [1]). Unser Denken würde ohne Sprache verworren bleiben und sich nicht weiter entwickeln können. Erst dadurch, daß der Begriff durch ein Wort bezeichnet, und das Urteil durch einen Satz ausgedrückt wird, erst dadurch wird es uns möglich, mehrere Begriffe im Gedächtnis festzuhalten, sie nebeneinander zu stellen, überhaupt sie zu bearbeiten. Ohne die Sprache würden wir auf der niedrigsten Stufe geistiger Entwickelung stehen bleiben müssen. Nur durch die Sprache ist es uns möglich, „in der winzigen Reihe von Jahren eines Menschenalters auf die Entwickelung zu treten, welche Jahrtausende alt ist." Das geistige

Mienen und Gebärden, der Schrift, der Textbilder." W. Preyer, Die Seele des Kindes. „Zum menschlichen Wesen gehört menschliches Denken, und wo menschlich gedacht wird, da entwickelt sich die Sprache, sei sie welcher Art sie wolle. Wo infolge des Gehörmangels die Fähigkeit aufhört, die Gedanken durch artikulierte Laute mitzuteilen, da entwickelt der sprachfähige und sprachbedürftige Geist mit Notwendigkeit eine Gebärdensprache." Der Taubstumme und seine Sprache von Heidrick, Breslau 1889. Seite 110.

1) Dr. Karl Lange, Über Apperzeption, III. Aufl. S. 43. „Wesentliche Dienste leistet ihr hierbei die Sprache. Zwar ist apperzipierendes Wahrnehmen auch ohne sie möglich, wie denn das Kind in den beiden ersten Lebensjahren durchgehends Neues auf Altes bezieht, ohne daß ihm stets ein entsprechendes Wort zur Verfügung steht. Aber sicherer und leichter geht doch die Apperzeption von statten, wenn die Stammvorstellungen sprachlich fixiert sind. Der Name scheidet jede derselben von anderen Vorstellungen und hält sie im Gedächtnis fest, so daß sie an Deutlichkeit und Regsamkeit gewinnen und leichter apperzipierend sich bethätigen können. Das Wort fängt gleichsam ähnliche Perzeptionen ein und hält sie für immer untereinander und mit der Stammvorstellung zusammen."

Erbteil unserer Väter wird uns durch die Sprache übermittelt. Und wie dies bei dem Einzelnen der Fall ist, so auch bei der gesamten Menschheit: nur durch die Sprache ist es uns möglich, unsere Begriffe gegenwärtig auszutauschen und so geistig aufeinander einzuwirken. Dazu gesellt sich aber als nicht minder wichtiges Bildungsmittel die Schrift. Ohne die Schrift müßte ja jede Generation ihre Entwickelung von vorn beginnen. Lazarus nennt Schrift und Sprache treffend: „die überlebenden Träger des historisch erwachsenen Geistes der Nation; nur in ihnen und durch sie kann er bei allen folgenden Geschlechtern eine stets gesicherte Auferstehung und Wiederbelebung feiern.“ — Freilich dürfen wir auch nicht verschweigen, daß, von so überaus großem Segen auch Sprache und Schrift für uns sind, sie unserer Begriffsbildung doch hemmend entgegentreten können [1]). Ist nämlich irgend ein Wort das Zeichen für einen Begriff geworden, so kann es leicht die Weiterentwickelung dieses Begriffs hindern. Man begnügt sich dann oft mit dem Worte und vergißt der Natur der Sache nach zu fragen, ja es kann sich hinter den Worten die Hohlheit des Nichtwissens verbergen. „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“ (Günther, D. Blätter 1878. S. 81. Lazarus, II, 357.)

Die Sprache ist mithin von dem Denken nicht zu trennen, wie wir denn auch nicht anders als in Worten zu denken vermögen: durch sie nur können deutliche Vorstellungen, Begriffe gebildet, festgehalten und mit Freiheit verbunden werden, und die Bildung des Sprachvermögens läuft mit der Bildung des Denkens notwendig parallel. Dieses innige Verhältnis zwischen dem Wort und seiner Bedeutung hat zu der irrigen Meinung Veranlassung gegeben, daß der Begriff und der Gedanke nicht ohne Wort ent- und bestehen könne.

1) Lange, Seite 43. — Vogt, Jahrbuch. S. 249.

So sagt Waitz[1]): „Beiläufig sei hier eine Andeutung darüber erlaubt, wie den Tieren durch den Mangel der Sprache die Begriffsbildung und das Denken unmöglich gemacht ist. Sollen nämlich Begriffe entstehen, so muß sich eine große Menge von Urteilen bilden, deren Prädikate sich sämtlich auf eine gemeinsame Subjektsvorstellung konzentrieren und in sie aufgenommen werden. Damit dies geschehen könne, bedarf es eines festen Anhaltspunktes, da sonst jedes einzelne Urteil, das gefällt wird, vereinzelt stehen bleiben würde und ohne Beziehung auf die anderen. Erst das Wort bildet gleichsam den Brennpunkt."

Auch W. v. Humboldt und Max Müller möchten hier anzuführen sein, W. v. Humboldt, welcher behauptet[2]), daß der Begriff seine genaueste Individualisierung nur im Worte finde, und Max Müller, welcher[3]) spricht: „Es ist möglich, ohne Sprache zu sehen, wahrzunehmen, die Dinge anzustarren, über sie zu träumen; aber ohne Worte können selbst so einfache Vorstellungen wie „weiß" oder „schwarz" auch nicht einen Augenblick realisiert werden." Und wie Steinthal den Satz ausspricht[4]): „Es ist mir doch sehr zweifelhaft, ob ein Kind Hund und Pferd voneinander unterscheiden würde, wenn es nicht das Wort für beides erhielte, zunächst in Gestalt von Wau-Wau und Hü-Hü", so meint auch Lazarus Geiger[1]), daß die Begriffe ganz allein

1) Waitz, Psychologie. S. 538; vgl. auch S. 558.

2) W. v. Humboldts ges. Werke. VI. S. 438.

3) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache von Dr. Max Müller. Für das deutsche Publikum bearbeitet von Dr. C. Böttcher, II. Serie von 12 Vorles. 1866, S. 66. Drobisch, Empirische Psychologie. Seite 158 ff.

4) Steinthal, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. 1871. S. 158.

3) Lazarus Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. 1868. S. 49. Vergl. hierzu Steinthal, Der Ursprung der Sprache. 1877. S. 225.

von der Sprache abhängen und aus ihr entspringen. Rousseau schreibt: „Les idées générales ne peuvent s'introduire dans l'esprit qu'à l'aide des mots et l'entendement ne les saisit que par des propositions. C'est une des raisons pourquoi les animaux ne sauraient se former de telles idées ni jamais acquérir par la perfectibilité qui en depend [1]).

Herbart meint, man habe „von der Wirkung der Sprache zu viel Aufhebens gemacht". Nach ihm ist es „ganz unrichtig, daß man mittelst der Sprache denke". Man kann nicht ohne die Worte denken, nachdem die Vorstellung der letzteren mit dem Begriffe associiert (Herbart sagt kompliziert) ist, „weil der psychologische Mechanismus an diese Association gebunden ist, und vollkommene Associationen unter keinen Umständen getrennt werden können, so daß mit Sicherheit aus der Trennung auf die Unvollkommenheit der Verbindung zu schließen ist. Die Summe aber, oder der Grad des Vorstellens, oder die Innigkeit der Verbindung unter den Merkmalen eines Begriffs, dies alles, worauf die Wirklichkeit unserer Vorstellung beruht, wächst nicht im geringsten durch das angeheftete Zeichen. Eine Täuschung, als ob ein Ding ohne Namen nur vollständig erkannt wäre, kann daher entstehen, weil, nachdem alle anderen Dinge den Ballast eines Wortes an sich tragen, dem Namlosen ein Zusatz zu fehlen scheint, worin es mit jenem ins Gleichgewicht treten soll. . . . . Für den einzelnen ist das Anhaften des Gedankens an die Sprache sogar nachteilig; denn hierdurch treten für ihn die mehr und die minder verstandenen Worte — diejenigen, die für ihn mehr oder weniger Sinn haben — scheinbar in einen Rang. Daher soviel thörichter Wortkram und soviel

---

1) Rousseau, De l'inégalité parmi les hommes. Vergl. Waitz, Psychologie. Seite 526.

Eitelkeit, Unlauterkeit, falsche Schätzung des Wissens, Dreistigkeit des sinnlosen Plauderns[1])."

Hören wir nach diesen einleitenden Vorbereitungen zu den Darlegungen Lotze. „Indem wir uns nun zu der Beziehung der Sprache zu dem Denken wenden, berühren wir damit Fragen, die an sich weniger dunkel und kaum zweideutig, nur durch die nachwirkende Einseitigkeit früherer Behandlungsweisen zu manchen lebhaften Streitigkeiten Veranlassung gegeben haben[2]).

Welche bestimmtere Bedeutung wir auch dem Namen des

---

1) Herbart, Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Methaphysik und Mathematik.

2) In der Sprachphilosophie stehen heute noch immer zwei Ansichten entgegen: Nach der einen ist das Kunstwerk der Sprache, wie jedes Kunstwerk, das der menschliche Geist ersann, ein Erzeugnis bedachtsamer Erfindung. Das Denken hat, nach einem Mittel des Ausdruckes suchend, sich dies Mittel in der Sprache geschaffen. Wie die Sprache selbst von Vernunft durchdrungen ist, so hat bei ihrer Bildung überall vernünftige Überlegung geherrscht. Nach der anderen ist die Sprache ein Naturprodukt, bewußtlos entstanden wie jedes Naturerzeugnis. Man sucht die Sprache als eine physiologische Funktion zu begreifen. Ein notwendiges Produkt der körperlichen und geistigen Organisation der Menschen soll sie, wie jede andere Lebensfunktion, sich entwickeln, ohne daß Willkür und Absicht bei ihrer Schöpfung mitwirkten, und ohne daß zu den allgemeinen Anlagen, die den Menschen verliehen sind, noch eine besondere göttliche Schenkung hinzutreten müßte. — In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde nämlich mit großem Eifer noch die Frage erörtert: Ist die Sprache ein Werk menschlicher Erfindung oder göttlicher Eingebung? Herder, der geistvollste Vertreter dieser Sprachphilosophie, repräsentirt sie zugleich in ihren beiden Richtungen. In seiner Jugendarbeit „Über den Ursprung der Sprache" hatte er sie als ein Werk natürlicher Erfindung zu begreifen gesucht; in den späteren Darstellungen der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" und der „Ideen zur Philosophie der Geschichte" wandte er sich dem Glauben an ihren göttlichen Ursprung zu. Essays von W. Wundt. Leipzig 1885. Seite 244 ff.

Denkens beilegen mögen: jedenfalls ist die Sprache nicht das Denken selbst, sondern sein Ausdruck, und andererseits nicht sein Ausdruck allein, sondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegung des Gemütes, der Leidenschaft sowohl als des ruhigen Gefühles. Man kann nun leicht voraussehen, daß die Rede teils manches von dem verschweigt, was der Gedanke zu seiner Vollständigkeit mitdenken muß; wie schon im gewöhnlichen Gespräch mancherlei Verbindungsglieder dem Erraten des Zuhörers überlassen bleiben, so können sehr wohl auch die typischen Satzformen einer Sprache ein unvollständiger, aber für alle Zwecke hinreichender Ausdruck der Gedankengliederung sein. Man verlangt daher Unnötiges, wenn man fordert, daß die sprachliche Organisation der Rede vollkommen dem logischen Organismus des Gedankens entspreche. Anderntei!s hat das Sprechen nicht nur den Zweck einer knappen Mitteilung des Gedachten; um das Gemüt des andern zu bewegen, um zu überreden, um durch malerische Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer sie wieder zu erzeugen, um seine eigene Überzeugung oder Ungewißheit anzudeuten, die zweifelnde Frage von der Behauptung zu unterscheiden, die unmittelbare Aufforderung von dem bescheideneren Wunsche, das entrüstete Abwehren einer Vorstellung von ihrer bloßen Verneinung: aus allen diesen Absichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbestand seines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logischen Umriß seines Satzes kein wesentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern desselben ein eigentümliches, nur psychologisch bedeutsames Kolorit geben.

Aber eins müssen wir doch festhalten: so sehr auch die Sprache die feinsten Regungen des Gemütes mit in sich aufzunehmen bestimmt ist, so gehören zu ihrem Gebiete doch nur diejenigen Kundgebungen des Gemütes, die sich irgendwie zu ihrem

Ausdrucke der Formen des Denkens bedienen. So wenig die Modulation der Stimme und die begleitende Gebärde, so wenig gehört der bloße Laut des Ausrufes, auch wenn seine Bedeutung unzweifelhaft ist, bereits zur Sprache; zu der Artikulation des Schalles und zu der Bedeutung muß noch eine eigentümliche Form der denkenden Auffassung hinzukommen, die den Laut erst zum Worte macht und ihm seinen syntaktischen Wert giebt. Um diese Verhältnisse zu überblicken, müssen wir auf die eigentümliche Natur des Denkens und auf die sehr nahe Beziehuug desselben zur Sprache eingehen, die uns veranlaßte, diese beiden charakteristischen Elemente der menschlichen Bildung zu vereinigen[1]).

Die eigentümliche Thätigkeit des Denkens findet nun in der Organisation der Sprache ihre Erscheinung und wird umgekehrt auch in ihren Unternehmungen durch diese unterstützt. Fassen wir zunächst den ersten Teil dieses Verhältnisses ins Auge, so ist es nicht nötig, daß jede einzelne Operation des Denkens ihren besonderen Ausdruck besitze; wohl aber muß die Sprache die einfachen Gedankenelemente, durch deren Verwendung und Verbindung alle feineren und höheren Aufgaben des Denkens erfüllt werden, in solchen Formen voneinander sondern, welche diese Verwendung und Benutzung möglich machen.

Die Sprache lehrt dem Geiste allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber sie ist ihm unentbehrlich, wenn er diese Elemente zu dem weitläufigen Ausbau seiner Bildung

1) Wundt, Logik. Band I. Seite 44 ff. „Die einzige psychologisch verständliche Annahme ist die, daß sich Denken und Sprache gleichzeitig entwickelten. Dann aber muß auch der psychologische Vorgang der Begriffsbildung in der Sprache seine Spuren hinterlassen haben. Ursprünglich findet nun der Begriff seinen Ausdruck in der Sprachwurzel, die, wie man aus guten Gründen annimmt, anfänglich mit dem Wert identisch ist.

verbinden will. Wie wir überall uns an sinnlicher Anschauung erfrischen und von dem Erfolg einer Mühe erst durch ein sichtbares Ergebnis tröstlich überzeugt werden, so muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatischen und syntaktischen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die systematische Vielheit ihrer möglichen Beziehungen in fester, sinnlicher Erscheinung vor uns stehen. Es ist keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorstellungen und Vorstellungsmassen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden sollen, namenlos und nur als die Affektionen unserer Seele, die sie ursprünglich sind, in demselben Augenblick das Bewußtsein erfüllen; mag es sein, daß sie auch so nicht bloß ein ungeordneter Haufen sind, sondern daß wirklich schon zwischen ihnen Verhältnisse obwalten, die den später auszusprechenden gleichgelten, so nimmt doch unser Bewußtsein diese ganze innere Organisation nicht wahr. Sie hat erst Wirklichkeit und Wahrheit für uns, wenn wir im Geschäft des Aussprechens zuerst die eine Vorstellung hervorheben, und dann gemahnt durch die syntaktische Form, die wir ihrem Namen gegeben haben, nach einer bestimmten Richtung über sie hinausgehen, viele andere vorläufig zurückstoßen und hemmen, bis vor allen diejenige zweite, auf welche jene Richtung hinwies, der ersten verknüpft ist. Kein Gedanke ist deutlich und rein, ehe er diese Zerlegung und Wiederverknüpfung erfahren hat, und die einfachste Selbstbeobachtung kann jeden lehren, wie in dem Maße, als diese plastische Gestalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten der früher unausgesprochenen verschwinden[1]). Die Sprache ist für die Menschheit das allgemeine bildsame Material, in welchem sie ihre Vorstellungswogen allein zum Denken ausarbeitet".

---

1) Lotze, Mikrokosmus. II. Seite 261 ff.

Die Sprache, ursprünglich zum Mittel der Mitteilung bestimmt, wuchs uns unversehens zu einem selbständigen Organismus auf, dessen Bildung nicht mehr in unserer Willkür liegt, sondern dessen eingeborener Natur wir uns fügen müssen. Wieviel nun die Sprache auch in jener ihrer ersten Bestimmung, wieviel also die Möglichkeit des Gespräches zur Höhe der menschlichen Entwickelung beiträgt, bedarf nur kurzer Erinnerung. Nicht nur die erste Erziehung, deren Unerläßlichkeit uns noch später fühlbar werden wird, sondern auch die weitere Ausbildung des schon lebendig erwachten Geistes findet in ihr ein unentbehrliches Hilfsmittel. Der einsam sich fortbewegende Gedankengang des Einzelnen, dem nur neue äußere Wahrnehmungen eine veränderte Richtung geben würden, wird heilsam unterbrochen durch die Fragen und Antworten des Andern; die Einseitigkeit der Vorstellungsassociation erweitert sich unter dem Einflusse einer fremden Gedanken- und Gefühlswelt, die teils neue Anschauungen hinzuführt, teils neue Gesichtspunkte der Betrachtung für die gemeinsamen.

Zusammenfassung.

1. In der zufälligen Verbinduug, in welcher die äußeren Reize auf uns einwirken, entstehen in uns mancherlei Vorstellungen (Empfindungen) entweder zugleich oder nacheinander, die nach der Natur ihres Inhalts nicht immer einen inneren Zusammenhang haben.

2. Da das Gedächtnis (die Erinnerung) treu und unbefangen wiederholt, was ihm die Wahrnehmung bot, so finden wir in unserem Vorstellungsverlaufe sehr oft einander ganz fremde, innerlich zusammenhangslose Vorstellungen in einer zwar

thatsächlichen, aber grundlosen Verknüpfung vor. Die Erinnerung bringt das Zusammenhangslose mit gleicher Genauigkeit wieder wie das innerlich Verwandte und wirft unsern Vorstellungslauf durch ungeeignete Associationen, die sich an einzelne Eindrücke geknüpft haben, aus der stetigen Richtung heraus, die er durch die Reihenfolge einander begründender Gedanken nehmen könnte.

3. Der denkende Geist begnügt sich nicht, die Vorstellungen in denjenigen Verbindungen hinzunehmen und sich gefallen zu lassen, in welche sie der Zufall ihrer gleichzeitigen Entstehung gebracht und in der die Erinnerung sie wiederkehren läßt; sichtend vielmehr hebt er das Zusammensein der Vorstellungen auf, die nur auf diesem Wege zusammengeraten sind.

4. Das Denken ist eine fortwährende Kritik, welche der Geist an dem Material des Vorstellungsverlaufs ausübt, indem er die Vorstellungen trennt, deren Verknüpfung sich nicht auf ein in der Natur ihrer Inhalte liegendes Recht der Verbindung gründet, während er diejenigen Vorstellungen, deren Inhalt eine Verknüpfung duldet oder verlangt, nicht nur verbunden läßt, sondern ihre Verbindung zugleich in einer neuen Form der Auffassung und des Ausdrucks rekonstruiert, aus welcher das Recht dieser Verknüpfung sich ersehen läßt[1]).

5. Wir stellen das Denken dem formalen physischen Mechanismus der Vorstellungen, nach dessen Gesetzen allen Seelen ein durchaus gleichartiges Weben und Leben vorgeschrieben ist (Association), entgegen.

Selbstthätig eingreifend vernichtet unser Denken die zufäl-

1) So überaus notwendig auch das Vorstellungsmaterial für unser begriffliches Denken ist, es bietet doch nur den Ausgangspunkt und den Anstoß für die Arbeit des denkenden Geistes: des Trennens und Verbindens der Vorstellungen und Begriffe.

ligen Associationen der Vorstellungen und läßt die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt.

7. Die erste That des logischen Denkens erscheint uns am deutlichsten in dem Umstande, daß fast alle Sprachen den gesamten Vorrat von Vorstellungsinhalt in bestimmte formell unterschiedene Wortklassen verteilen.

8. Wird ein zusammengesetzter Inhalt so gedacht, daß ein von der ganzen Summe seiner „Merkmale" unterschiedenes Allgemeine oder Konstante als das bestimmende Gesetz mitgedacht wird, von welchem jener ganze Merkmalkreis abhängt, so ist derselbe in der Form eines Begriffes gedacht.

9. Dieses Bleibende, aus den gemeinsamen Merkmalen der Wahrnehmungen Bestehende bildet den physischen (natürlichen) oder Erfahrungsbegriff, der noch ein Produkt „des physischen Mechanismus ist und den Übergang von der Sinneserkenntnis zur Verstandserkenntnis bildet[1])."

10. Begriffe sind nichts Fertiges und Abgeschlossenes, kein fertiges Produkt, *das in uns neben und außer der Vorstellung gegeben ist*, sondern sie sind *das jeweilige Ergebnis einer sehr energischen Konzentra-*

1) Ein Begriff (notio conceptus) entsteht durch folgende Thätigkeiten des Verstandes:

1) Vergleichen zusammengehöriger (gemeinsame Merkmale besitzender) Vorstellungen;
2) Unterscheiden ihrer Merkmale in wesentliche (allen gegebenen Vorstellungen gemeinsame) und außerwesentliche;
3) Abstrahieren oder Ausscheiden der außerwesentlichen Merkmale;
4) Zusammenfassen der allen gemeinsamen oder der wesentlichen Merkmale zur Einheit.

tion des Bewußtseins, einer energischen Thätigkeit des Geistes[1]).

11. Alle einfachen und zusammengesetzten Begriffe, sofern sie lediglich durch den Mechanismus der Seelenprozesse zustande gekommen sind, leiden an mancherlei Unvollkommenheiten, Unklarheiten, welche erst durch absichtliches bewußtes Denken beseitigt werden können.

12. Die Sprache ist die notwendige Vollendung unseres Denkens. Zwischen Vorstellung und Wort findet eine innige Verknüpfung statt, beide verbinden sich so eng und innig, daß mit dem Wort der Gegenstand, mit dem Gegenstand das Wort ins Bewußtsein tritt. Denken und Sprache entwickeln sich gleichzeitig. „Was wir uns vorstellen, ist nur dann uns fester und sicherer Besitz, der im Denken verwertet werden kann, wenn wir das bezeichnende Wort dazu haben.“ (Sigwart, Logik. Seite 31 ff.

1) Wundt, Logik. Band I. „Das logische Denken zeichnet sich vor allen anderen inneren Vorgängen durch drei Eigenschaften aus, der Sponteneität (der inneren Thätigkeit des Geistes), der Evidenz (Anschaulichkeit) und der allgemeinen Gültigkeit. „Das Denken trägt stets den Charakter einer inneren Thätigkeit an sich“ — es widerstrebt uns, das „ich denke“ zu übersetzen in ein „es denkt in mir“. „Wir empfinden das Denken als eine spontane innere Thätigkeit, und so bleibt uns nach Beseitigung der falschen Vermögungstheorie nur übrig, dasselbe als eine unmittelbare innere Willenshandlung und demgemäß die logischen Denkgesetze als Gesetze des Willens aufzufassen.“ „Jeder Versuch, diese Vorgänge aus Vorstellungen oder aus irgend einer Wechselwirkung der letzteren abzuleiten, führt zu völlig unerweisbaren Behauptungen.“

Anwendung auf Erziehung und Unterricht.

1. Mit Gattungsbildern, mit dem Zusammenfassen der wesentlichen Merkmale und der Aussonderung der unwesentlichen hat es schon, wie wir bereits dargelegt haben, das Vorstellungsvermögen zu thun, und es ist die Aufgabe der Schule, in dem Schüler richtige, klare und bündige Vorstellungen zu wecken, die Vorstellungen zu verknüpfen. Wenn auch die Vorstellung im Verhältnis zu der Wahrnehmung einen großen Fortschritt in der Vermittlnng und Vergeistigung des Erkenntnisgegenstandes und demnach auch in der Befreiung des Erkenntnisvermögens bildet, so fehlt ihr doch, um zur völligen Klarheit und Sicherheit durchzudringen, das scharfe Bewußtsein über das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Teilvorstellungen oder andererseits der Merkmale, welche sie in einer Gesamtvorstellung vor Augen führt. Dieses Bewußtsein erlangt der Geist erst durch einen weiteren und zwar den letzten Schritt in der Abstraktion oder, wie man hier deutlicher sagen sollte, in der Verallgemeinerung und gegenseitigen Abwägung des bis dahin Wahrgenommenen. Diese diskursive Scheidung und Verbindung der Vorstellungsmomente, welche zu einer sicheren und bewußten Bestimmung der Gattung oder der genetischen Auffassung eines Vorgangs führt, vollzieht sich in dem Begriff, und der bezeichnete Fortschritt in der Entwickelung des Erkenntnisvermögens besteht also in der Anleitung zur Bildung der Begriffe.

2. Die Begriffe haben in der geistigen Welt dieselbe Bedeutung, wie in materiellen Dingen das Geld. — Wer viele richtige Begriffe besitzt und selber neue Begriffe zu bilden vermag, ist ein Fürst im Reiche der Geister.

3. Der Unterricht hat daher die Aufgabe, das Kind zu einem Reichtum von klaren und deutlichen Begriffen zu führen, damit es überall das Wesen der Dinge herausfinde und festhalte.

4. Will der Lehrer diese Aufgabe lösen, so hat er den Unterrichtsstoff so darzubieten, durchzuarbeiten und zu gestalten, daß durch eine systematische, auf die Gesetze des geistigen Lebens gegründete Einwirkung auf das Denken der Schüler die Vorstellungen in dem Zöglinge eine dauernde und fruchtbringende Verbindung eingehen, damit aus diesem so wohlgeordneten Vorstellungsmaterial der Unterricht (logische, ästhetische, sittliche) Begriffe und Urteile in dem Schüler erzeugen und gewinnen kann.

5. Die Psychologie hat uns gelehrt, daß aller geistiger Zuwachs, alles Lernen auf zwei psychischen Vorgängen beruht, die man unter dem Namen der Apperzeption und der Abstraktion zusammenfaßt[1]). Diese beiden psychischen Prozesse zeigen dem Lehrer den Weg für die Aufstellung des Lehrplans (Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes) und für die unterrichtliche Bearbeitung der durch den Lehrplan bereitgestellten Stoffe.

6. Der Unterricht kann nur innerhalb der dem Zöglinge zugänglichen Anschauungen den Gang des Denkens einschlagen.

Die Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnis, sie schafft die Bausteine ins Bewußtsein. Darum ist „die mechanische Form des Unterrichts den ewigen Gesetzen zu unterwerfen, nach welchen sich der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt.“ (Pestalozzi.)

„Zwischen der Anschauungskraft und der Denkkraft,“ sagt Dr. Frick[2]), „besteht ein innerer Zusammenhang. Schon an sich

1) Band I. Seite 148 ff.

2) Lehrgänge und Lehrproben. Heft 9. November 1886. Seite 3 ff.

selber führt die Anschauungskraft, wenn sie nicht unnatürlich verwirrt und irre gelenkt wird, den Menschen zu einzelnen klaren Vorstellungen über die Gegenstände seiner Umgebung, d. h. zu einzelnen Fundamenten der naturgemäßen Belebung seiner Denkkraft. Aber diese in ihr liegende Denk- und Urteilskraft nötigt die Menschennatur innerlich durch logische „Bearbeitung" (Sichtung, Zusammenstellung, Vergleichung) die ihr sinnlich klar gewordenen Vorstellungen zu deutlichen Begriffen zu erheben. So entsteht eine Kettenfolge von der sinnlichen Anschauung einzelner Gegenstände zu ihrer Benennung, von ihrer Benennung zur Bestimmung ihrer Eigenschaften, d. i. zur Kraft ihrer Beschreibung und von diesen zur Kraft, sie zu definieren. Sache des erziehenden Unterrichts als einer Kunst ist es, in zielbewußter, weisheitsvoller Führung diese Kettenfolge in dem Geiste des Schülers auf naturgemäßeste Weise herzustellen, und nichts wird in diesem Prozeß so wichtig sein als der Anfangspunkt desselben, das erste Entkeimen der ganzen Entwickelung, d. i. die Pflege und Bildung der Anschauungen und zwar nicht nur in den ersten Anfängen und Anfangsstadien des ganzen Unterrichtsganges, also etwa nur auf den Elementarstufen desselben, sondern überall als Vorbereitung und Grundlegung zu jedem neuen Akt begrifflicher Erkenntnis und durch alle Stufen des Unterrichts hindurch bis in die höchsten hinein." — Die Erhebung von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen ist der Weg, den die Natur des menschlichen Geistes dem Unterrichte vorzeichnet. „Gehe vom Anschaulichen aus und schreite von da aus zum Begrifflichen fort, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Konkreten zum Abstrakten, nicht umgekehrt! Dieser Grundsatz gilt auf dem ganzen Gebiete des Unterrichts wie der Erziehung.

Nur durch seine umfassende Anwendung gelingt es, alles

hohle Lernen, alles leere, nüchterne, grundverderbliche, geistschwächende, zum blinden Nachbeten unverstandener Wörter führende, darum geistknechtende und in der Unmündigkeit erhaltende Spiel mit Begriffsformen zu verbannen[1])."

7. Der Lehrer muß daher die Anschauungen zum absoluten Fundamente aller Erkenntnis machen, er muß alle Lehre mit der Anschauung beginnen, er muß bei der Darbietung eines jeden Unterrichtsstoffes für eine Stufe der Anschauung oder Klarheit sorgen[2]). Nur auf diesem Wege wird der Unterricht den Schülern zu klaren Anschauungen auf allen Unterrichtsstufen und Unterrichtsgebieten verhelfen. Die Anschauungen sind das Material, aus dem das Leben des Geistes sich erbaut; die Klarheit, Deutlichkeit, Schärfe und Stärke der Anschauungen bilden die Grundlage zu systematischem, begrifflichem Denken[3]).

Flüchtiges und oberflächliches Anschauen der Dinge führt zum oberflächlichen und darum irreführenden Denken und Begreifen.

8. „Knüpfe das Unbekannte an das Bekannte an." Das heißt: das bereits erworbene Anschauungs- und Vorstellungsmaterial muß als geeigneter und fruchtbarer Anknüpfungspunkt, als Hilfe für die geistige Aneignung des darzubietenden Neuen (Apperzeptionsstützen[4]) dienen. Es ist daher die erste Aufgabe des

---

1) Diesterweg, Wegweiser. 3. Aufl. I. Seite 167.

2) Just, Pestalozzis Unterrichtsmethode. Jahrbuch. 1882. Seite 3. Pestalozzi, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt."

3) „Die Anschauung muß der Ausgang des Wissens sein. Nichts ist im Verstande, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen wäre." Comenius.

4) O. Willmann, Päd. Vorträge. Leipzig 1869. Seite 55 ff. Dr. Rein, I. Schuljahr. Seite 33 ff. Wiget, Die formalen Stufen. Seite 40 ff. Band I. Seite 49 ff.

Lehrers, dem darzubietenden Neuen in dem älteren Gedankenkreise des Schülers den Boden zu bereiten:

Das Neue kann nur durch klare und deutliche und frische ältere Vorstellungen, die der Lehrer in das Bewußtsein des Schülers gerufen hat, aufgefaßt und angeeignet werden. (Siehe das Nähere Band I. Seite 123 ff.[1]).

9. Das gewonnene, wohlgeordnete Vorstellungsmaterial, die gewonnenen Vorstellungsgebilde soll nun der Unterricht in begriffliche Einsicht umwandeln. „Dieser Fortschritt von dem konkreten Wissen zur begrifflichen Einsicht ist unerläßlich.“ (Rein.) Nur in der Form des Begriffs vermögen wir das Wissen zu überschauen und zu beherrschen; nur in dieser begrifflichen Form ist unser Wissen ein wahrhaft menschliches Wissen, welches einen bestimmten Einfluß auf unser Denken, Wollen erhält[2]).

Begriff, Regel, Gesetz sind das zusammenfassende und zugleich ordnende Prinzip, sie bringen Übersichtlichkeit in die Menge

1) Der Altmeister der Pädagogik, Diesterweg, sagt: „Beginne den Unterricht auf dem Standpunkt des Schülers. Ohne die Kenntnis desselben ist keine ordentliche Belehrung möglich.“ Wegweiser, 1844. I. Seite 174 ff. An einer anderen Stelle fordert Diesterweg „vom Bekannten zum Unbekannten!“ Es liegt ganz in dem Entwicklungsgange des menschlichen Geistes, daß man überall und immer das Unbekannte an das Bekannte anreiht, mit diesem vergleicht und zusammenhält, um sich des Unbekannten zu bemächtigen und dasselbe zu einem Bekannten zu machen. Einen anderen Weg für die Bildung giebt es nicht. . . Nur insofern, als wir das Neue mit Altem, das Fremde mit dem, was wir bereits besitzen, kurz das Unbekannte mit Bekanntem in Verbindung bringen können, nur insofern wird das Neue, Fremde von dem Geiste aufgefaßt. Das Bekannte ist auch immer das Klare, das Unbekannte das Dunklere.

2) Wiget, Die formalen Stufen: „Der Mann, dessen Wissen sich nicht über die Anschauungen erhebt, geht in Einzelheiten unter, er vermag sich nicht auf einen höheren Standpunkt zu erheben, von dem aus er die Mannigfaltigkeit übersehen kann. Er wandelt in der Fülle der Einzelheiten nicht wie ein Sehender, sondern wie ein Blinder.

des Wissens, erzeugen ein lebendiges Wissen. Darum verlangt Herbart ein wohlgeordnetes Wissen, das in allen Verbindungen mit Leichtigkeit überschaut werden kann; denn wohin wir unsere Gedanken wenden, Trieb und Leichtigkeit besitzen oder nicht besitzen: das ist das erste Wesentliche, woher der Charakter die Richtung empfängt. (Umriß päd. Vorlesungen §. 65. Allgemeine Pädagogik 3. Buch, 4. Kap. I.

10. Der Schüler soll aber sich seine Begriffswelt selbst erschaffen, erarbeiten, denn jeder hat an lebendigem Wissen nur das, was er sich durch eigene geistige Thätigkeit erworben hat. Nicht der Mechanismus der Vorstellungen, sondern die Seele, der Wille des Schülers schafft und erzeugt Begriffe. Keine Begriffsbildung ohne Willensthätigkeit[1]).

Es ist daher eine große Verirrung, eine schwere Sünde gegen die Schüler, wenn der Lehrer ihnen die Begriffe, wie sie in den Fachwissenschaften geordnet vorliegen, etwa in der Form von Definitionen, Regeln und Lehrsätzen mechanisch einprägt[2]). „Erst die Sache, dann die Regel" ist eine alte und bekannte Forderung der Pädagogik. „Mit der Regel anfangen, ist eine lumpige Methode, bei der gar nichts herauskommt." (Wolf.) „Ein

---

1) Band I. Seite 151. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Band II. Seite 240 ff. Wundt, Essays, Leipzig 1885. „Die Sprache und das Denken" X. 244 ff.

2) Leider giebt es heute immer noch Lehrer, die fertige Begriffe diktieren oder aus einem Buche lernen lassen. „Gott lieben heißt: in der Vereinigung mit Gott als dem höchsten Gut alle Seligkeit suchen und finden." „Man fürchtet Gott über alles, wenn es uns immer und allenthalben eingedrückt ist, daß wir vor dem allgegenwärtigen Gott wandeln, welcher der Sünde eifrig zürnt und sie ewig straft." — Solche Begriffe und Definitionen fertig den Kindern zu geben, also abstrakt zu erklären ohne anschauliche Entwickelung an konkreten Stoffen der biblischen Geschichte 2c., ist ein naturwidriges Verfahren, ein elender Unterricht.

solches mühelos überkommenes Begriffsmaterial ist stets nur ein leeres Scheinwissen, das in seinem Fortgange nichts als die Hohlheit, den Schein, die Phrase, die Blasiertheit zur Folge hat." Dr. Rein I. Seite 31.

11. Der Unterricht, der die geistige Fähigkeit, die geistige Kraft, die Selbstthätigkeit des Schülers erhöhen, der ein logisch geordnetes, produktives Wissen erzeugen will, muß die Schüler anleiten, die gleichartigen Dinge mit Aufmerksamkeit zu vergleichen, und hernach die allgemeinen, wesentlichen Merkmale ausdrücklich zusammenzufassen, alles Ungehörige, Zufällige, Persönliche, das sich in ihre Auffassung gedrängt hat, auszuscheiden. Vergleichung — Zusammenfassung des Begrifflichen — das ist die Artikulation des unterrichtlichen Abstraktionsprozesses.

12. Der Unterricht hat also auf jeder Stufe und in jedem einzelnen Falle ein zweifaches zu thun,

a) eine Mannigfaltigkeit vom konkreten Wissensstoff darzubieten und

b) das in diesem Allgemeingültige und Notwendige aus demselben abzuleiten. Diesterweg sagt: „Indem wir Einzelwesen, von welchen wir klare Anschauung gewonnen haben, miteinander vergleichen, was schon ohne Anwendung der Urteilskraft nicht mehr möglich ist, bemerken wir, daß sie einzelne Merkmale miteinander gemein haben und durch andere sich unterscheiden. Wir fassen sie nach ihrer Ähnlichkeit und Verschiedenheit auf. Indem wir die ihnen gemeinsamen Merkmale festhalten und ihre Unterschiede im Bewußtsein zurückdrängen, jene durch Selbstthätigkeit oder Denken zu einer Einheit zusammenfassen, bilden wir Vorstellungen, welche jedem der verglichenen Einzelwesen zukommen und daher mit Recht allgemeine Vorstellungen oder Begriffe genannt werden. Begriffe werden nur

durch Denken gewonnen. Zu Empfindungen gelangen wir durch sinnliche Auffassung einzelner Merkmale, vorgestellt zu Anschauungen, zu Begriffen aber durch Absonderung der ungleichartigen und durch Verknüpfung der gleichartigen Merkmale in selbstthätigem Denken.

Wenn nun der Mensch wirklich auf dem bezeichneten Wege zu klaren Vorstellungen gelangt, so ist uns damit der Pfad bezeichnet, den wir in dem Unterrichte, welcher nicht zu lernen, sondern zu gehaltreichen, klaren und deutlichen Vorstellungen veranlassen soll, einzuschlagen haben. Zuerst und zunächst führen wir daher den Sinnen des Elementarschülers wirkliche Gegenstände vor und veranlassen ihn zur Auffassung und Benennung der einzelnen Merkmale derselben. Mit je mehreren Sinnen ein Gegenstand aufgefaßt werden kann, desto reichhaltiger und vielseitiger werden die Übungen. Hat der Schüler die einzelnen Merkmale in unmittelbar klaren Empfindungen aufgefaßt, so läßt man ihn dieselben zur Einheit verknüpfen, damit er den Gegenstand in klarer Anschauung auffasse. Wenn man auf diese Weise zu einer Mehrheit klarer Anschauungen gelangt ist, so werden dieselben, besonders diejenigen, welche viele Merkmale miteinander gemein haben, miteinander verglichen, die gemeinsamen Merkmale zusammengefaßt und der allen übergeordnete, gemeinschaftliche Begriff gebildet und das ihn bezeichnende Wort angegeben. — Dieses ist der der Natur des menschlichen Geistes gemäße, folglich der allein richtige Gang . . . Der höchste Grund für die Richtigkeit eines Unterrichtsganges ist genannt, wenn man ihn als naturgemäß nachgewiesen hat."

14. Bei dieser doppelten Thätigkeit der Begriffsbildung stellen sich der richtigen Erfassung eines Begriffes große Schwierigkeiten in den Weg[1]). Zuerst fällt es uns schwer, alles Zufällige

1) Deutsche Blätter. Langensalza 1878. Seite 76 ff.

und nicht zum Wesen eines Begriffes Gehörende fern zu halten. Denn da, wie wir gesehen haben, alle unsere Vorstellungen teils aus der Außenwelt uns entgegengebracht wurden, teils fortwährend noch aus derselben auf uns eindringen, so werden sich dieselben auch in unsere Begriffe einzudrängen suchen. Man versuche es nur, sich den allereinfachsten Begriff vorstellig zu machen, und man wird finden, daß im Anfang rein Individuelles mit demselben vermischt ist und es uns nur durch anhaltendes, streng denkendes Verweilen bei demselben gelingt, dies Ungehörige nach und nach zu entfernen.

15. Wenn es uns nun einerseits große Schwierigkeiten bereiten mag, in der geforderten Weise einen Begriff uns zu erarbeiten, so liegt doch gerade in dieser Schwierigkeit andererseits zugleich ein großer Segen, der besonders dem Erzieher von hoher Bedeutung sein muß. Denn schon die geistige Thätigkeit selbst, welche der Zögling beim Bilden der Begriffe zu leisten hat, ist von nicht geringem Nutzen: muß er doch alle seine Aufmerksamkeit dabei auf den einen Punkt lenken, muß er doch (oft mit großer Anstrengung) alles, was nicht zu dem Begriffe gehört, in seinem Bewußtsein unterdrücken: ein jeder erkennt, wie dadurch ganz unvermerkt die Willensstärke des Zöglings geübt und erhöht wird. Aber auch das aus solcher geistigen Thätigkeit hervorgehende Resultat ist für unser gesamtes geistiges Leben von großer Bedeutung; denn dadurch, daß wir auf den verschiedenen Wissensgebieten solche Begriffe ausbilden, werden wir befähigt, nun in allem einzelnen, das uns entgegentritt, sofort das Allgemeine, d. h. das Wesentliche herauszuerkennen, unser Urteil heftet sich nicht mehr an alles Einzelne und Individuelle, sondern es beherrscht dasselbe: es wird freier und richtiger, wir selbst in unserem Denken reicher und sicherer.

16. Noch eine andere nicht minder große Schwierigkeit tritt

dem Bilden richtiger Begriffe entgegen. Um einen Begriff vollständig zu erhalten, ist es häufig nötig, daß wir weite Gebiete unseres Wissens durchwandern, daß wir Vorstellungen in unser Bewußtsein zurückrufen, welche vielleicht lange und tief im Dunkel der Vergessenheit begraben lagen: daß dies alles keine leichte Arbeit ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Will ich mir den Begriff Baum vollständig herstellen, so darf ich nicht nur an die Bäume meiner Heimat denken, sondern ich muß ebenso die Zwergkiefer des hohen Nordens, wie die schlanke Palme der tropischen Zone in meine Betrachtung ziehen. Ich muß also, und darin liegt der Hauptteil der Schwierigkeit, neben den mir gegenwärtigen Vorstellungen auch noch solche erzeugen und in meinem Bewußtsein festhalten, welche sich auf ferne, abwesende Dinge beziehen[1]).

17. Aber auch hier erwächst uns aus der Schwierigkeit solchen Denkens eine köstliche Frucht, welche wiederum dem Erzieher äußerst willkommen sein muß. Vor allen Dingen ist dies für unseren Unterricht von großem Vorteil, daß wir bei solchem Begriffebilden den Schüler durch das ganze ihm bekannte Gebiet, dem irgend ein Begriff angehört, führen müssen[2]). Dadurch stellen wir ja mit ihm ganz unwillkürlich Wiederholungen des bereits erworbenen Vorstellungsmaterials an, die dadurch an Interesse gewinnen, daß sie das bereits Bekannte von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus beleuchten. Und daß dabei das früher erworbene Wissensmaterial nicht nur befestigt, sondern auch ungemein geklärt und verdeutlicht wird, geht daraus hervor, daß alle demselben Gebiet angehörenden Vorstellungen nach ihrem

1) Günther, „Die Begriffe", Deutsche Blätter von Mann, 1878, S. 79.

2) „Begriffliches darf nicht verfrüht werden; es muß immer als reife Frucht aus einer Fülle ähnlicher konkreter Erfahrungen hervorgehen." (Lange, Apperzeption, 3. Aufl. Seite 216.)

gegenseitigen Unterschied wie nach ihrer gegenseitigen Übereinstimmung hin zusammengestellt werden müssen [1]).

18. Die Sprache als Verständigungsmittel steht mit dem Denken in inniger Beziehung, so daß die Fähigkeit zu denken und zu verstehen um so größer ist, je mehr das Sprachvermögen ausgebildet und entwickelt ist [2]). Die von dem Schüler selbst erarbeiteten Begriffe werden daher stets in klarer schöner Sprache ausgedrückt und zusammengefaßt. Erst durch die Sprache wird es uns möglich, mehrere Begriffe im Gedächtnis festzuhalten, sie nebeneinander zu stellen, überhaupt sie zu bearbeiten. Das Wort ist der Träger des Begriffs, das Zeichen, woran der Begriff geheftet ist und wodurch er jederzeit mit seinem Vorstellungsinhalt wieder ins Bewußtsein gerufen werden kann. Mit der Auffassung eines Wortes kann aber nur dann die entsprechende Sachvorstellung ins Bewußtsein gerufen werden, wenn diese mit der betreffenden Wortvorstellung bereits früher fest verknüpft worden ist.

Der Lehrer hat aber fort und fort zu prüfen und festzustellen, ob die Schüler mit den Worten, die sie gebrauchen, auch den rechten Begriff verbinden [3]).

---

1) „Endlich, nachdem so die Anschauung zum deutlichen Begriffe erhoben worden ist, muß der letztere mit dem ganzen Kreis unseres übrigen Wissens in Verbindung gebracht und die wesentlich zusammengehörigen Dinge im Geiste in eben den Zusammenhang gebracht werden, in dem sie sich in der Natur wirklich befinden. Erst so entsteht Ordnung und systematischer Zusammenhang im Geiste, und erst auf diese Weise vermögen wir den reichen Stoff, der durch die Anschauung uns zugeführt wird, zu beherrschen und denkend zu verwerten.“

2) „Ewig wird die Entwicklung der Denkkraft an die Entwicklung seiner Sprachkraft geknüpft und die Sache, das Objekt sein, an dem er seines geistigen Wesens und der geistigen Natur der Dinge überhaupt gewahr wird.“ (Pestalozzi.)

3) Hildebrand. „Man muß die gewöhnlichen Worte mit ihrem vollen Inhalt erfüllen, sie gleichsam beim Worte nehmen.“ Der Lehrer kann täglich die Erfahrung machen, daß die Kinder zwar gewisse Begriffe

Derselbe Begriff und dieselbe Regel müssen, wo immer wieder von ihnen Gebrauch gemacht wird, stets in derselben knappen und klaren Form auftreten; wenn aber der Lehrer selbst zu verschiedenen Zeiten mit der sprachlichen Fassung wechselt oder sich gar schwankende und oberflächliche Umschreibungen gestattet, so darf er sich freilich nicht wundern, daß die Schüler weder die Regel klar auffassen und sicher anwenden, noch auch in der Bildung der Begriffe fortschreiten. Hier muß alles unumstößlich feststehen, und deshalb ist es die vornehmste Forderung an den Lehrer, daß er die sprachliche Definition des Begriffs und der Regel vorher genau erwogen habe, bei der einmal gewählten Form stehen bleibe und eben dieselbe auch in aller Schärfe von den Schülern verlange.

19. Will der Lehrer den Schülern zu einem Reichtum von klaren Begriffen verhelfen, so muß stets das ausgewählte Unterrichtsmaterial zu fester Aneignung gebracht und an ihm der Verstand geschärft und zur Beherrschung der neuen Vorstellung befähigt werden. Der Lehrer vermeide daher sorgfältig jede Überhäufung des Unterrichtsstoffes, schreite erst dann weiter, wenn der bisher behandelte Stoff völlig ausgebeutet und von den Schülern klar durchdrungen ist. Diese Beschränkung des Materials verursacht anfangs Mühe und steigert zunächst auch die Anforderungen an die Thätigkeit des Lehrers, denn es ist scheinbar allerdings bequemer, durch reichliche Beispiele und große Vorstellungsmassen auf den Geist der Schüler zu wirken, als durch sparsame Be-

besitzen, daß dieselben aber nicht den Grad der Klarheit und Deutlichkeit erlangt haben, der unbedingt nötig ist, um sie „von verwandten Begriffen leicht und sicher zu unterscheiden". Dies zeigt sich häufig in der Verwechselung synonymer Worte, bildlicher Redensarten 2c. Hier eröffnet sich für den gewissenhaften Lehrer ein großes Arbeitsfeld. (Siehe „Die hauptsächlichsten logischen Fehler unserer Schüler" von Moritz Keller, prakt. Schulmann. 1885. Der deutsche Stil von Becker-Lyon § 46.

nutzung eines enger begrenzten Lehrstoffes, wie es freilich auch bequemer ist, mit vielem Gelde zu wirtschaften als mit wenigem. Allein die anfänglich größere Anstrengung des Lehrers, welche zu der allseitigen Ausnutzung eines beschränkten Gebiets erfordert wird, belohnt sich reichlich durch den sicheren formalen Fortschritt des Schülers und seine sichtlich wachsende Fähigkeit, nunmehr auch größere Massen mittelst der ihm geläufig gewordenen Geistesoperationen zwingen und sichten zu können; und was die Hauptsache ist, der Schüler verliert in dem Gefühl der stetig zunehmenden Sicherheit nie die Freudigkeit, sich auch an Schwererem zu versuchen [1]).

Durch unverständige Stoffanhäufung, durch einen zu schnellen Gang des Lehrers werden mittelmäßig beanlagte Schüler zur Verzweiflung an dem eignen Fortschreiten, zur Unlust und Faulheit verleitet. Der Lehrer hat sorgfältig und gewissenhaft dafür zu sorgen, daß sein Unterricht vom Leichteren zum Schwereren, von dem völlig Verstandenen zum Neuen, vom Einzelnen zum Allgemeinen, von dem konkreten Beispiele zur abstrakten Regel unter Vermeidung jedes Sprungs aufsteige.

Litteratur.

E. Kurth, „Der Wert der Sprache für die Bildung der Vorstellungen und Begriffe.“ Deutsche Blätter. Langensalza 1882, Nr. 44. Seite 349 ff. Panitz, „Die Bildung des Denkens.“ Leipziger Blätter für Pädagogik, zweiter Jahrgang. Leipzig 1868. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2. Aufl. Seite 47—63. Dr. Just, Pestalozzis Unterrichtsmethode. Jahrb. f. w. Pädag. 1882. Dr. Fricke, „Zur Charakteristik des „elementaren“ u. typischen Unterrichtsprinzips.“ Lehrgänge u. Lehrproben. Heft 9. Seite 1. „Didaktischer Katechis-

1) Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre.

mus" Heft 7 u. 8. (Diese Zeitschrift ist für höhere Schulen bestimmt, ist aber auch den Lehrern der Volksschulen sehr zu empfehlen.) Karl Richter, Die Herbart-Zillerschen formalen Stufen. Leipzig 1888. Seite 46 ff. (Sehr zu empfehlen.) „Wie lernt und lehrt man Denken." (Zur Preisbewerbung.) Allg. Deutsche Lehrerz. 1882. Nr. 10. Dr. Vogel, „Die typische Methode und ihre Anwendung auf das Lesebuch." Berlin 1884. Dr. Rein, Erstes Schuljahr. „Der Lernprozeß u. der Unterricht." Seite 29. Ackermann, „Die formale Bildung." Langensalza 1889. Seite 41 ff. Spiecker, Haus u. Schule. 14. Jahrgang. Seite 222. (Nur Thesen.) Günther, Deutsche Blätter. Langensalza. Jahrgang 1878. Seite 79 ff. Dr. Frick, Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerten? Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. Seite 64 ff. Seite 78 ff. Wiget, Die formalen Stufen des Unterrichts. Chur 1885. Seite 36 ff. Reich, Die Theorie der formalen Stufen. Langensalza 1889. Seite 28 ff. Seite 150 ff. Böhm, Praktische Erziehungslehre. München 1889. (Sehr zu empfehlen.) Seite 196 ff. Karl Richter, Der Anschauungsunterricht in der Elementarklasse. 3. Aufl. (Gekrönte Preisschrift). Seite 83 ff. Wendt, Anleitung der Mädchen zum Denken. (Sehr gut geschriebener Aufsatz). Pädagogisches Jahrbuch. (Wien) 1883. Jahrgang VI. Sprachbildung. Dr. Jütting, Der Unterricht im Deutschen für das erste Schuljahr. Leipzig 1886. Seite 140 ff. Derselbe, Sprachliche u. pädagogische Abhandlungen I. Weber, Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache. Bauer, Grundzüge der Erziehungslehre. Vierte Auflage. Seite 220 ff. Wiese, Über den Mißbrauch der Sprache. Berlin 1859. Schleiermacher, Psychologie. Seite 133. Lotze, Allgemeine Physiologie, § 30 ff. Waitz, Lehrbuch der Psychologie § 20. Lazarus, Leben der Seele. 3. Aufl. S. 98 ff. Seite 215 ff. F. Schickhelm, Die Methode des Anschauungsunterrichts in psychologischer Grundlage durchgeführt an der Botanik. Halle a. d. Saale 1889. Seite 46 ff. Lindner, Grundriß der Pädagogik als Wissenschaft. Wien 1889. § 30. Seite 69. Serfig, Der Begriff der Bildung, Leipzig 1886.

Die Lehre von den Urteilen[1]).

§. 15.

Der Lauf der Wahrnehmungen zeigt uns oft zwei Eindrücke verbunden, die eine bald kommende neue Empfindung uns getrennt darstellt, während eine dritte ihre frühere Verknüpfung wieder bestätigt. Kein Grund konnte uns veranlassen, in jener ersten Wahrnehmung das Verbundene zu trennen, wir nehmen es unbefangen als aneinanderhängend hin. Der Baum, blühend oder belaubt gesehen, wird uns ein einziges Bild gewähren, dessen Teile alle mit gleicher Innigkeit zusammenhängen. Wir faßten z. B. die Gestalt des Baumes und sein Grün als ein Ganzes auf, dessen unterscheidbare Teile wir nicht unterschieden, weil der Grund dazu fehlte. Wenn nun eine zweite Erfahrung den Baum ohne Grün gezeigt hat, so werden dann in einem dritten Falle, wo er wieder grün gesehen wird, die beiden Vorstellungen seiner Gestalt und Farbe nicht mehr ebenso unbefangen ein Ganzes bilden, sondern die Erinnerung an ihre Trennbarkeit wird sie auseinanderhalten, und es entsteht die Vorstellung von zwei Eindrücken, die verbunden sind, aber nicht mehr die von einem, an dem kein innerer Unterschied wäre. Solche Trennungen und Verbindungen der Vorstellungen sind das, was wir denkend in der Form des Urteils ausdrücken. Das Urteilen geht daher dem Ausbilden der Begriffe zur logischen Vollkommenheit voran, und das Denken findet in dem Urteile seinen einfachsten Ausdruck. Der Satz ist der Ausdruck des Urteils. — In jedem Urteile werden mindestens zwei Vorstellungen, zwei Glieder S. und P., durch Angabe einer bestimmten Beziehungsweise x verknüpft.

---

1) Lotze, Grundzüge der Logik. Seite 14 ff. Mikr. I, 262 ff.

Dies ist im wesentlichen die Form eines Satzes oder eines Urteils, worin S. Subjekt, P. Prädikat, x die Copula zwischen beiden ist.

§ 16.

Dieser Vorgang der gleichzeitigen Verknüpfung (Association) und Trennung findet ohne Zweifel auch bei den Tieren statt. Er ersetzt ihnen das logische Urteil des Denkens, ist aber selbst kein solches. Das Urteil ist demnach nicht eine bloße Verknüpfung, nicht ein bloßes Zusammensein zweier Vorstellungen, sondern es werden in einem Urteile die Vorstellungen in eine ursächliche Beziehung zu einander gesetzt. Wenn wir im Urteile sagen: „Der Hund beißt", so erkennen wir den Hund als Ursache, das Beißen als Wirkung an [1]). Wenn wir im Urteile sagen: „Der Baum ist grün", so interpretieren wir jenes Zusammensein trennbarer Vorstellungen und drücken nicht einfach wiederholend die Thatsache eines solchen aus. Indem wir den Baum als Subjekt oder hier als Substanz, das Prädikat „grün" als Eigenschaft oder Accidens auffassen, deuten wir auf denjenigen inneren Zusammenhang, in welchem nach unserer Meinung die Eigenschaft zu dem Dinge oder das Accidens zu seiner Substanz steht, als auf den Rechtsgrund hin, nach welchem die beiden Vorstellungen „Baum" und „grün" nicht bloß zusammen sind, sondern gerade so, wie sie zu-

1) Lotze, Mikr. I. 263. „Wenn in unserer Wahrnehmung auf die Anschauung der Bewegung, mit der ein Körper sich uns nähert, der Schmerz des Stoßes folgt, so werden in unserer Erinnerung beide Eindrücke sich associieren, aber das Urteil, daß der Körper uns stoße, enthält mehr als die bloße Wiederholung der Thatsache, daß beide Eindrücke sich in uns zu folgen pflegten. Indem es den Körper als die thätige Ursache, den Stoß als die Wirkung bezeichnet, führt es die das Zusammensein dieser Verbindung der Vorstellungen auf einen inneren Grund ihrer Zusammengehörigkeit rechtfertigend zurück."

sammen sind, nämlich als verknüpfte Trennbare zusammengehören [1]).

Das Wesentliche am Urteil ist nun eben dieser Nebengedanke, den das Denken hat, wenn es Subjekt und Prädikat in einer bestimmten Form verknüpft [2]).

Die Erfahrung zeigt uns immer nur, daß S. (Subjekt) und P. (Prädikat) beisammen sind; daß aber beide durch die innere Beziehung zusammengehören, welche wir meinen, wenn wir im Urteile P. als Prädikat des Subjekts S. fassen, ist die Deutung, die lediglich unser Denken jenem Zusammensein giebt [3]).

Ein Urteil entsteht also, indem wir zwei Begriffe aufeinander beziehen und dabei ausdrücken, ob eine Verknüpfung stattfinden kann oder nicht. Es sind also stets zwei Begriffe nötig, welche Subjekt und Prädikat genannt werden, letzteres dient zur Bestimmung des ersteren und sagt von ersterem etwas aus.

Ostermann schließt sich den Ausführungen Lotzes an, er schreibt: „Wir können nach alledem das Urteil schließlich definieren als diejenige logische Gedankenform, in welcher zwei Vorstellungen als Subjekt und Prädikat aufeinander bezogen werden, und zwar so, daß das Subjekt als der selbständige,

---

1) Lotze, Mikr. I. 263. „Indem wir von dem Baume sagen, er sei grün, fassen wir ihn unter der Form eines selbständigen Dinges, an dem die Farbe veränderlich und abhängig hafte, in welcher überhaupt Eigenschaften ihren Trägern zukommen. Dies mitgedachte Verhältnis zwischen Ding nnd Eigenschaft ist der Grund, auf welchen wir jene eigentümliche Verknüpfung unserer Vorstellungen zurückführen, die ebenso sehr das Verbundene auseinander hält, wie sie es vereinigt; in der Natur jener inneren Beziehung, welche die Substanz mit ihren Attributen zusammenfaßt, liegt die Notwendigkeit, welche auch hier den Inhalt der Vorstellungen in dieser besonderen Form zusammenspannt."

2) Lotze, Grundzüge der Logik. Seite 16.

3) Lotze, Logik. Seite 78.

beharrende Träger des unselbständig (als Eigenschaft, Zustand 2c.) an ihm haftenden oder (als Wirkung) von ihm ausgehenden Prädikats aufgefaßt wird [1]).

§ 17.

So viel wesentlich verschiedene Gesichtspunkte, Rechtsgründe oder Muster es giebt, auf welche das Denken rechtfertigend die Verbindung von S. und P. zurückführt, d. h. so viel wesentlich verschiedene Bedeutungen der Copula es giebt, so viel giebt es logisch wesentlich verschiedene Urteilsformen.

Die Urteile zerfallen hinsichtlich ihrer Qualität (der Inhalt des Subjektes wird vergrößert oder verkleinert) in
bejahende (affirmative) und verneinende (negative), rücksichtlich ihrer Quantität

a) in allgemeine oder universelle — als Subjekt ist ein Begriff mit seinem ganzen Umfang gesetzt —
b) in besondere oder partikuläre — als Subjekt steht nur ein Teil des Begriffsumfanges — und
c) in einzelne oder singuläre — als Subjekt ist ein Einzelwesen, ein Individuum gedacht —.

Die Menschen sind sterblich.
Manche Menschen erreichen ein hohes Alter.
Cäsar war ehrgeizig.

Nach dem Verhältnis, in welchem Subjekt und Prädikat zu einander stehen, nach ihrer Relation, unterscheidet man

a) kategorische Urteile: Pestalozzi ist kein Maler, oder Pestalozzi ist ein Pädagog.
b) Hypothetische Urteile: Wenn es kalt ist, giebt es Eis. Wo Schatten ist, ist auch Licht. Wenn der Himmel heiter ist, regnet es nicht. —

1) Ostermann und Wagner, Pädagogik, Band I, Seite 102.

Nach der größeren oder geringeren Bestimmtheit, mit welcher die Urteile gefällt werden, nach ihrer Modalität, unterscheidet man

a) mögliche oder problematische Urteile: Der Mond kann bewohnt sein. Der Mond ist möglicherweise unbewohnt.

b) Allgemeingiltige, wirkliche oder assertorische: Fixsterne haben ihr eigenes Licht. Gedanken sind ohne Ausdehnung.

c) Notwendige oder apodiktische Urteile: Ein schwimmender Körper muß leichter sein als das Wasser. Ein gedankenarmer Mann kann unmöglich ein reiches Wollen entfalten.

Anwendung auf Erziehung und Unterricht[1]).

§ 18.

1. Für Erziehung und Unterricht ist die Uebung und Schärfung der Urteilskraft von höchster Bedeutung. Da die Urteilskraft das wichtigste Glied im ganzen Denkvermögen ist, so ist die Ausbildung der Urteilskraft wesentlich einerlei mit Anleitung und Uebung im Denken.

2. Zwar giebt es ein Denken und Urteilen auch ohne logisch durchgebildete Begriffe, und dieses Urteilen ist im Grunde dasjenige, welches im praktischen Leben außerhalb des wissenschaftlichen Zusammenhanges bei weitem am meisten vorkommt; denn wie selten sind die Begriffe, die wir in unseren Urteilen verknüpfen oder trennen, logisch scharf begrenzt! Es ist dieses praktisch erlernte Denken nicht schlechter, ja in vielen Fällen, weil es die Begriffe in ihrer Totalität vergleicht, richtiger[1]), als

1) „Bewunderungswürdig ist in dieser Hinsicht der intellektuelle Instinkt der Frauen, mit dem sie gewöhnlich das Rechte treffen, ohne ihre Gedanken logisch formulieren zu können. Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Lindner, 6. Aufl. Seite 104.

das theoretische, welches bei seinen Begriffszergliederungen nicht selten an einem Merkmale, dem es zu große Wichtigkeit beilegt, hängen bleibt. Auch sind in der That die Gesetze der Logik nichts anderes als die natürlichen Denkgesetze, also die nämlichen Regeln, denen der gesunde Menschenverstand von selbst folgt. Dennoch bleibt es Aufgabe der Pädagogik, die dem Geiste eingeprägten Normen des Denkens zum Bewußtsein zu bringen und zu einer umsichtigen und erfolgreichen Anwendung dieser Gesetze Anleitung zu geben.

3. Ein Urteil ist nur dann richtig, wenn es Verbindungen von zwei Vorstellungen oder Begriffen herstellt, die nie wieder gelöst zu werden brauchen, und wenn es alle solche Vorstellungen und Begriffe trennt, die nicht zusammengehören. Ein Urteil, das einmal richtig gefällt wurde, kann oft wiederholt, niemals aber verändert oder gar aufgehoben werden [1]). Das Kind muß zum richtigen Urteilen veranlaßt und angeleitet werden. Da die einfachste Operation der Urteilskraft, wie wir gesehen haben, in der Verbindung von Merkmalen zu Begriffen besteht, die Vorstellungen aber aus Vorstellungen und Anschauungen entnommen werden, so ist die Gewinnung richtiger Vorstellungen, d. h. die richtige Auffassung der Erkenntnisobjekte die notwendige Basis eines richtigen Urteils, und die erste Regel für die Ausbildung der Urteilskraft lautet: Verschaffe dir über die Gegenstände, welche du beurteilen willst, eine möglichst vollkommene Sachkenntnis. Man verfahre daher genau und gründlich, nicht flüchtig und oberflächlich im Beobachten der Außen- und Innenwelt und hüte sich vor Sinnestäuschungen und Einbildungen. Nichts ist für die Bildung eines richtigen Urteils nachteiliger, als ein flüchtiges,

1) Deutsche Blätter. Langensalza 1878. Seite 76 ff.

unaufmerksames Auffassen, und diesem hat der Erzieher daher vor allem entgegenzuarbeiten.

4. Um die Kinder zu selbständigem Urteil zu führen, sollen sie gewöhnt werden, nie über das zu urteilen, was sie nicht verstehen, also nicht abzusprechen, nicht vorschnell, sondern nur überlegt zu urteilen.

Ein großer Teil falscher Urteile stammt aber nicht aus eigenen Irrtümern, sondern aus falschen Beobachtungen, Einbildungen, falschen Folgerungen u. s. w., welche wir von anderen Menschen überliefert bekommen und als wohlbegründete Wahrheit annehmen.

Schon früh pflanze daher der Erzieher in die Seele des Zöglings den Trieb zu eigener Prüfung. Er gewöhne denselben, das von anderen Ueberlieferte nicht bloß historisch sich anzueignen, sondern sogleich in Denkverhältnisse zu setzen, dem früher Erfahrenen, Selbstgedachten, Gelernten an der rechten Stelle anzureihen und mit diesem zu vergleichen. Wo die Sache von der Art ist, daß sie ein eigenes Schauen und eigene Versuche erlaubt, rege und leite er das Kind auch zu diesen an. Selbstwägen, Selbstmessen, Selbstbesichtigen, Selbstbeobachten und Selbstprüfen ist mehr wert als alles Vordemonstrieren und Vordozieren. Eigene Einsicht bildet sich nur durch eigene Thätigkeit. Auf dieser Selbstthätigkeit beruht der hohe sittliche Einfluß, den der Unterricht als solcher zu gewinnen vermag [1]).

1) Curtmann sagt: „Das Volk vermag in jetziger Zeit nicht in seiner früheren Einfachheit und Einfalt zu verbleiben. Es wäre unsern komplizierten Verhältnissen nicht länger gewachsen. Das Urteil der Kinder muß also früher und schärfer gebildet werden als vor Zeiten. Dazu ist aber keineswegs vonnöten, daß Tag für Tag Kritik geübt und Zweifel erregt werden. Das Leben der Kinder und des Volkes bietet in seiner nächsten Umgebung so viel Gelegenheit zur soliden Bildung des Urteils, sowohl des intellektuellen als des sittlichen, daß man eben nicht noch fern

Der Lehrer muß dem Schüler den Weg des Suchens und Findens zeigen; er hat dabei die Rolle eines Steuermanns zu übernehmen, der dem Schifflein des Unterrichts unbemerkt den rechten Weg bestimmt, es vor Ab-, Um- und Irrwegen bewahrt und es auf sicherem Wege zum Ziele führt. Auf diese Weise wird der Sinn für Wahrheit geweckt und geübt.

5. Ein hauptsächliches Erfordernis des richtigen Urteilens ist die Gewöhnung an scharfe Trennung dessen, was wesentlich zusammengehört, von dem, was nur zufällig oder äußerlich verbunden miteinander auftritt.

Vorurteile des Standes, der Nation, Vorurteile gegen manche Neuerungen und Aberglauben machen blind gegen die offenbarsten Thatsachen. Wenn wir irgend einer Person irgend eine Sache entgegenbringen, so haben wir eben unser Urteil aus irgend welchen persönlichen Gründen bereits fertig, ohne uns erst eine hinreichende Kenntnis der betreffenden Sache oder Person angeeignet zu haben und dieselben bei unserem Urteile mitsprechen zu lassen. Solche falsche Urteile wirken verderblich auf den Charakter des Menschen, stiften Unheil. Der Lehrer hat die Pflicht, vor allem dafür zu sorgen, daß derartige falsche Urteile sich nicht festsetzen [1]).

---

liegende Veranstaltungen braucht. Hundert und aber hundert Fälle erlauben, daß das Kind mit seinen eigenen Sinnen Fragen entscheidet, die sonst in Büchern in Nebel gehüllt oder in Zweifel verwickelt sind. Laßt sie selbst wägen, ob Eisen schwerer sei als Blei, laßt sie versuchen, ob Weidenholz biegsamer sei als Erlenholz. Laßt sie messen, wie breit die Chausseen, wie hoch die Häuser, wie tief die Bäche sind. Laßt sie versuchen, wieviel Fuß weit einer werfen, wieviel Schritte weit er scharf sehen kann. Das ist ein Bereich, worin sich das Urteil übt, ohne in Afterkritik und Eitelkeit auszuarten." (Reform der Volksschule, Seite 125.)

1) „Der gefährlichste Feind der Bildung wahrer Urteile der Wahrheit ist das Interesse. Ein Richter darf nicht in eigener Sache urteilen, und ein Zeuge ist desto glaubwürdiger, je weniger er an dem Gegenstande

7. Die Urteile müssen stets in sprachrichtigen Sätzen ausgedrückt werden, damit die Kinder sich der Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat stets klar bewußt sind. Das Kind muß lernen, das Vorgestellte, das Urteil in klarer und korrekter Sprache mündlich und schriftlich wiederzugeben.

Die Lehre von dem Schlusse[1]).

Urteilen und Schließen sind für die Psychologie zwei Prozesse, die fortwährend ineinander übergehen. Durch das Schließen werden wir uns der Gründe klar bewußt, auf denen die schon früher gefällten Urteile beruhen.

---

der Aussage interessiert ist. Die Liebe ist deshalb so blind, weil das Interesse ihr alle Ueberlegung benimmt, und der höchste Grad von Liebe, die Selbstliebe, macht das richtige Urteil über sich selbst fast unmöglich. Wären alle Wahrheiten so gleichgültig und kalt wie die mathematischen, so wäre das Suchen nach Wahrheit viel leichter. In sehr vielen Fällen verkauft der Mensch sein Urteil an die Ansprüche der Bequemlichkeit und Selbstsucht." (Lindner, 5. Aufl. Seite 107).

1) Wenn die Logik als einen weiteren Akt des Denkens das „Schließen" bezeichnet, so ist dieses von der psychologischen Seite betrachtet nur eine genauere Form des Urteilens. Wir haben zu wiederholten Malen darauf hingewiesen. „Die wahre Reihenfolge der Denkakte ist eine ganz andere, als man gewöhnlich annimmt. Wir fangen nicht mit Begriffen an, bilden aus Urteilen Schlüsse, sondern unser Denken beginnt mit dem Schlusse, durch den Schluß gelangen wir zu dem Urteile und eine Anzahl von Urteilen setzt den Begriff zusammen." (Wundt, Menschen- und Tierseele. I. Seite 55.) Wir sind dennoch der alten Teilung gefolgt, denn es ist ein müßiger und kleinlicher Streit, in welcher Reihenfolge man die Denkakte darstelle. Es ist kein Widersinn, wenn die Begriffe auf der einen Seite als Elemente (Ausgangspunkt) und auf der anderen Seite als Ergebnisse (Schlußpunkte des Erkennens behandelt werden. (Siehe Wundt, Logik, I. Seite 85.)

Schluß oder Syllogismus nennen wir im Sinne des Aristoteles jede Verknüpfung zweier Urteile zur Erzeugung eines dritten, das nicht in der bloßen Summierung jener beiden besteht[1]).

Unmöglich würde diese Erzeugung, wenn der Inhalt jener vorausgeschickten Urteile völlig verschieden wäre; sie wird nur möglich, wenn beide einen gemeinsamen Bestandteil, den Mittelbegriff haben.

Also nur aus zwei Urteilen, die einen gemeinsamen und je einen eigentümlichen Mittelbegriff haben, läßt sich ein drittes Urteil ableiten, das die beiden eigentümlichen Begriffe bejahend oder verneinend verknüpft, z. B.

Alle Bäume sind Pflanzen.

Der Apfelbaum ist ein Baum. Also ist der Apfelbaum eine Pflanze.

Alle Raubtiere fressen Fleisch.

Der Fuchs ist ein Raubtier. Also frißt der Fuchs Fleisch.

Eine solche aus der allgemeinen Gültigkeit eines Urteils (alle Raubtiere fressen Fleisch) vermittelte Ableitung eines dritten Urteils aus zwei anderen nennt man Schluß.

Die beiden Urteile, die dem Schlusse zu Grunde liegen, heißen Prämissen oder Vordersätze, das als Folge aus ihnen abgeleitete Urteil hat den Namen Schlußsatz (Konklusion).

Den gemeinsamen Begriff der beiden Vordersätze nennt man Mittelbegriff, den Begriff, der im Schlußsatz zum Prädikat wird, Oberbegriff und den Vordersatz, der ihn enthält, Obersatz; endlich den Begriff, der im Schlußsatze Subjekt wird, Unterbegriff und den Vordersatz, dem er angehört, Untersatz.

---

2) Lotze, Logik. Seite 108.

Das Urteilen und Schließen ist kein bloßes Ergebnis des mechanischen Vorstellungsverlaufes, sondern es ist eigene kritische Thätigkeit der Seele.

Lotze sagt: Aus der öfteren Wiederholung einer Wahrnehmung endlich, in welcher eine Begebenheit auf die andere folgte, wird sich die Gewohnheit der Erinnerung ausbilden, bei dem Wiedereintritt der einen von ihnen ist auch die Wiederkehr der anderen zu erwarten. Solche Erwartungen, Hoffnungen oder Befürchtungen über die Zukunft, einfache Erzeugnisse des mechanischen Vorstellungsverlaufes, beherrschen uns im täglichen Leben überall, und ein großer Teil unserer Handlungen wird ohne Zweifel durch diese unmittelbaren Vorstellungsverbindungen ohne weitere Ueberlegung ihres Ursprungs ebenso geleitet, wie wir es von der Seele des Tieres vorauszusetzen pflegen, der wir mit Recht oder Unrecht jenen Mechanismus allein, nicht aber die höhere Thätigkeit des Denkens zugestehen. Und in der That werden jene Erwartungen dem Tiere für die praktischen Zwecke seines Lebens ziemlich dieselben Dienste leisten, die es von einer denkenden Wiederholung desselben Inhaltes in der Form eines Schlusses hoffen könnte. Aber dennoch liegt in dem Schlusse eine ganz andere geistige Arbeit als in jener instinktiven Erwartung. Indem wir die erneuerte Wahrnehmung zum Ausgangspunkt einer Voraussicht benutzen, rechtfertigen wir im Schlusse das Zusammensein des Erwarteten mit dem Wahrgenommenen durch den Gedanken eines allgemeinen Gesetzes, durch dessen Gebot beide zusammengehören. So bringen wir auch hier die Thatsache der Verknüpfung entweder auf den Grund zurück, der in der eigenen Natur der Sache liegend sie notwendig macht, oder wir überzeugen uns, daß keine wesentliche innere Beziehung beide Glieder miteinander zusammenschließt und daß jene Erwartung eine der vielen Täuschungen ist, welche der Mechanismus des Vorstellungslaufes uns zuführt,

indem er die mannigfachen Eindrücke nicht nach der Verwandtschaft ihres Inhaltes, sondern nach dem Zufall ihres gleichzeitigen Eintretens in unser Bewußtsein aneinanderfügt [1]).

Man unterscheidet zwei Arten von Schlüssen, nämlich einerseits den Deduktionsschluß (Syllogismus) und den Induktionsschluß.

Während der Deduktionsschluß, wie wir zeigten, aus dem Allgemeinen ein Besonderes ableitet, — z. B.: Alle Menschen sind sterblich, — Cajus ist ein Mensch; folglich ist Cajus sterblich. Alle Planeten der Sonne bewegen sich in elliptischen Bahnen um die Sonne; die Erde ist ein Planet, folglich 2c., — leitet umgekehrt der Induktionsschluß das Allgemeine aus dem Besonderen ab.

Der Induktionsschluß würde so lauten: „Sowohl Merkur, als Venus, als Erde, als Mars 2c. bewegen sich in elliptischen Bahnen um die Sonne, und es ist bis jetzt noch kein ihnen gleichartiger Stern gefunden worden, bei dem es sich hiermit anders verhielte; diese alle aber sind Planeten der Sonne; folg-

---

1) Dr. Ostermann sagt: „Eine derartige äußerliche Aufeinanderfolge von Vorstellungen, so täuschend sie manchmal auch einem logischen Schließen ähneln mag, ist von diesem in Wirklichkeit doch sehr weit entfernt. Indem nämlich in dem logischen Schlusse der eine Gedanke begründend auf einen anderen allgemeineren Gedanken zurückgeführt und als notwendig aus dem letzteren folgend anerkannt wird, wird der Schluß ebenso wie Begriff und Urteil zum Ausdruck logischer Gesetze und logischer Beziehungen, welche der mechanische Vorstellungsverlauf niemals aus sich selbst zu erzeugen vermag.

Der Schluß kann nach dem Vorhergehenden definiert werden als diejenige logische Gedankenform, in welcher nach dem Gesetze, daß das, was von dem Allgemeinen gilt, notwendig auch dem ihm angehörigen Einzelnen zukommt, die Gültigkeit eines besonderen Urteils aus der Gültigkeit eines ihm übergeordneten allgemeinen Urteils abgeleitet wird. (Lehrbuch der Pädagogik I. Seite 103.)

lich bewegen sich die Planeten der Sonne in elliptischen Bahnen um die Sonne.“

Von der Beweisführung [1]).

Die verschiedenen Formen der Urteile und der Schlußfiguren hat die Logik darzulegen und zu begründen.

Am Urteil interessiert uns praktisch nur die Wahrheit. Der einfachere Fall ist nun, daß uns ein Satz mit bestimmtem Inhalt gegeben und sein Beweis verlangt wird, der schwerere Fall, daß die Erfindung eines noch unbekannten Satzes gefordert wird.

Alle Beweisführung nun, zu der wir uns jetzt wenden, muß mit dem Nachweis der Gültigkeit des gegebenen Satzes beginnen. Findet sich nämlich durch eine Probe, die man mit ihm an der Erfahrung oder an einzelnen Beispielen macht, daß er überhaupt gar nicht gilt, so ist jede Mühe der Beweisführung verschwendet. Dies wird nicht immer genug beachtet und zahllose Weitläufigkeiten entstehen in der Wissenschaft und im Leben aus dem Versuch, Thatsachen zu erklären, d. h. als notwendig zu beweisen, die gar nicht existieren.

Erst wenn die Gültigkeit des Satzes feststeht, beginnt die Beweisführung seiner Richtigkeit, d. h. der Nachweis, daß er als Konsequenz anderer Wahrheiten und Thatsachen ein Recht hat, zu gelten.

Es ist an sich verständlich, daß alle Beweisführung irgend eine Anzahl von Sätzen voraussetzt, die nicht wieder eines Beweises bedürftig und auch keines solchen fähig sind.

1) Lotze, Logik. Seite 269. — Grundzüge Seite 62 ff.

Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen Axiome. Im Grunde zerfallen sie aber in zwei Klassen: die eine begreift assertorische Urteile, welche gewisse Thatsachen der Wirklichkeit aussprechen, sämtlich aus der Erfahrung entlehnt sind und nur den obigen Beweis ihrer Gültigkeit zulassen. Die andere begreift die ebenfalls unbeweisbaren Grundregeln der Folgerung, nach denen überhaupt aus irgend einer Thatsache oder Wahrheit eine andere geschlossen werden kann; und dieses sind eigentlich hypothetische allgemeine Urteile, die nicht sagen, was ist, sondern bloß, was sein muß, wenn etwas Anderes ist.

Ein Kriterium dafür, daß ein Satz ein Axiom der letzten Art sei, liegt nur in der unbedingten Evidenz, mit der er sich im Bewußtsein als notwendig gültig ankündigt. Da jedoch aus mancherlei Gründen irrige Vorurteile in unserm Gemüt diese Evidenz widerrechtlich auch erlangen können, so ist es notwendig, die Wahrheit des fraglichen Satzes nicht bloß an seiner eigenen Evidenz, sondern auch an der Unmöglichkeit seines kontradiktorischen Gegenteils zu prüfen. Ist die letztere nicht nachweisbar, so steht die axiomatische, unbedingte Geltung des gegebenen Satzes nicht außer Zweifel.

Die Beweise unterscheiden sich nach ihrem nächsten Ziel in direkte, die unmittelbar den gegebenen Satz, und in indirekte, die zunächst die Unmöglichkeit seines Gegenteils beweisen. Nur die erste Form kann zugleich erklärend den Rechtsgrund für die Wahrheit des Satzes angeben, die zweite beweist immer nur seine Gültigkeit. An überzeugender Kraft aber ist die erste der zweiten durchaus nicht immer überlegen.

Anwendung auf Erziehung und Unterricht.

1. Die Bedeutung des Schlusses für die Entwicklung des menschlichen Geistes ist eine ebenso fundamentale und allseitige

wie die des Urteils; denn der Schluß ist der unerläßliche Bestandteil einer jeden Begründung und Beweisführung.

2. Der Ausgangspunkt in jedem Erkenntnisprozesse ist ein doppelter; entweder wird von dem Einzelnen ausgegangen und von dieser Grundlage aus durch Vergleichung das Allgemeine gefunden, oder es wird von dem Allgemeinen ausgegangen und aus ihm das Besondere und Einzelne abgeleitet. Die Erhebung vom Einzelnen zum Allgemeinen ist die synthetische Erkenntnismethode; dagegen die Ableitung des Besonderen und Einzelnen aus dem Allgemeinen die analytische Erkenntnismethode.

Die analytische Methode bedient sich in ihrem Verfahren des Deduktionsschlusses, die synthetische Methode dagegen des Induktionsschlusses.

Die wesentlichen Denkoperationen, durch welche wir zu festen Wahrheiten und Erkenntnissen gelangen, sind also Induktion und Deduktion.

3. Induktion und Deduktion spielen bei dem Unterricht eine große Rolle, der Lehrer muß beide Methoden genau kennen, er muß wissen, daß beide Methoden sich gegenseitig voraussetzen und ergänzen, wenn er geistbildend unterrichten will. Ein fruchtbarer Unterricht charakterisiert sich besonders dadurch, daß in demselben die synthetische und die analytische Methode der Erkenntnis gleichmäßig geübt werden, ja daß beide schließlich als lebendige Momente zu einer einzigen Methode zusammenschließen, die man als die Methode der Entwicklung oder als die genetische Methode bezeichnet hat. Jeder Unterricht, der nicht etwa dem Gedächtnis äußerliches Material liefern, sondern die Erkenntnis lebendig fördern soll, wird ebenso sehr darauf hinzuwirken haben, daß der Schüler durch eine gründliche Kenntnis und Verarbeitung des Einzelnen Einsicht in das zu Grunde liegende Allgemeine gewinne, als darauf, daß der Schüler das gewonnene Allge-

meine auf das Besondere und Einzelne anwende. Und wenn auch in dem einen Unterrichtszweige vorwiegend die eine Methode in Anwendung kommt, so wird doch die andere immer ergänzend zur Seite gehen oder nachfolgen müssen, wenn der Erkenntnis volles Genüge geschehen soll [1]).

4. Induzieren heißt: aus einzelnen Thatsachen allgemeine Sätze, Regeln und Gesetze ableiten; das Wesen der Induktion besteht in der Verallgemeinerung der Urteile, Thatsachen, Ereignisse. Die induzierende Lehrweise ist ein Ableiten, Folgern, Schließen. Deduzieren heißt: aus Prinzipien, allgemeinen Sätzen, allgemeinen Wahrheiten untergeordnete Sätze ableiten.

5. Der Altmeister Diesterweg sagt:

„Dort schreitet man fort vom Bekannten zum Unbekannten, vom Einzelnen, Empirischen, zum Allgemeinen, hier steigt man vom Allgemeinen (absolut oder, wie in den meisten Fällen, relativ Allgemeinen oder Allgemeineren) zum Besonderen, Spezielleren hinab. Jede dieser beiden Untersuchungs- und Lehrmethoden geht den umgekehrten Gang der andern.

Mit dem Induzieren (Beobachtungen, Erfahrungen, Experimenten) fängt das Kennen, Erkennen und Wissen an, mit dem Deduzieren endigt oder vollendet sich die Wissenschaft.

Jede Wissenschaft strebt darnach, deduktiv zu werden, d. h. ihre Vollendung zu erreichen. So lange sie dieses Ziel nicht erreicht hat, ist sie Wissen, aber noch keine Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes.

Das Erkennen der gesamten Menschheit beginnt mit dem Induzieren, die Induktionsmethode ist daher die geschichtliche. Sie ist zugleich die natürliche für jedes Individuum, die psychologisch entwickelnde, die Elementarmethode.

---

1) Mager, Genet. Methode. „Beide Methoden gehören zusammen wie die beiden Füße zum Gehen, wenn der eine sich zum Vorschreiten hebt, muß der andere derweil stehen.“

Wissenschaftliche Ableitung oder Deduktion kann erst stattfinden, wenn die allgemeinen Prinzipien gefunden worden sind. Solange dies nicht der Fall ist, kann man wohl versuchsweise aus angenommenen oder ersonnenen Prämissen und Hypothesen die Deduktion versuchen; aber man gelangt dadurch nicht zu festem, erwiesenem Wissen.

Beginnt eine Lehre, ein Vortrag, ein Unterricht mit allgemeinen Sätzen, die auf Treu und Glauben (Autorität) von dem Lernenden angenommen werden sollen, so ist dieses Lehren oder Anlehren ein Mitteilen, ein Oktroyieren, oft Offenbaren (Offenbarung) genannt, dogmatisierende Lehrweise.

Die Induktionsmethode führt als elementarische Entwickelungsmethode zu naturgemäßer, geschichtlich-psychologischer Entfaltung des Geistes, sie ist die rationelle oder vernünftige Methode; die Deduktionsmethode (von Anfang an geübt) behandelt den Lernenden als passives Subjekt, welches annehmen soll und muß, was andere für wahr halten oder dafür ausgeben. Jene führt zur Selbständigkeit, diese zur Abhängigkeit.

Jene Methode geht den langsamen, aber sicheren Weg zur Bildung, diese verfährt kürzer, aber despotisch.

Jene leitet zum wirklichen, klaren und bewußten Wissen, ermöglicht und begünstigt das selbstthätige Fortschreiten, diese gewöhnt an Nachsprechen, an passives Annehmen und erschwert das Selbstdenken oder macht es unmöglich.

6. Der Lehrer lasse die Schüler in den verschiedenen Fächern Schlüsse ziehen, so oft sich Gelegenheit dazu bietet! Im Rechnen durch verstandesmäßige Lösung der Aufgaben (Schlußrechnen), in der Naturgeschichte durch Schlüsse von den Merkmalen auf die Klassen und Ordnungen; in der Physik von Erscheinungen auf die Gesetze und von Gesetzen auf die einzelnen Fälle.

Ueberall leite der Lehrer die Schüler zu Selbstthätigkeit an.

Litteratur.

Diesterweg, „Darstellung der in dem bildenden Unterricht zu befolgenden Methoden." Jahrbuch 1864. Derselbe, „Die richtige Methode des Forschens und Lehrens." Ebenda 1864. Dittes, Praktische Logik. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn.

Die Lehre von der Phantasie.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Schiller.

1. Allenthalben sieht sich der Mensch von der äußeren Natur umgeben, welche ununterbrochen auf die Seele einwirkt und sie veranlaßt, auf diese Eindrücke einen Gegendruck auszuüben (zu reagieren) [1]. „Die Seele als empfindendes Wesen perzipiert gemäß ihrer ursprünglichen Natur, indem sie zugleich apperzipiert gemäß der in früheren Thätigkeiten erworbenen Elemente." (Lazarus.) Das heißt mit anderen Worten: in unserer Haltung gegenüber der objektiven Welt bildet sich bald eine bestimmte Richtung der Wahrnehmung und des Denkens aus, die das gesamte uns später entgegentretende Material unter eigentümlicher subjektiver Beleuchtung erscheinen läßt [2].

Jedermann weiß, daß der Jäger etwas anderes im Walde sieht als der Maler, dieser wieder etwas anderes, als der fahrende Sänger. Dieselbe Heide schaut der Botaniker unter anderer Apperzeption als der Landmann, von beiden wieder verschieden ist die des Poeten.

---

1) Band I. Seite 24 ff., Seite 148.

2) Lotze, Med. Psychologie. S. 504. Band I. S. 149 ff.

Die so gewonnenen Anschauungen, Vorstellungen treten als Erinnerungsbilder wieder in die Seele zurück, die durch dieselbe befähigt wird, die einzelnen ins Bewußtsein zurückkehrenden Erinnerungsbilder miteinander zu verknüpfen, sie in freier Weise umzuformen und aus den alten Bildern neue Gebilde zusammenzusetzen.

Diese Fähigkeit der Seele, frei und willkürlich [1]) aus vorhandenen Vorstellungen durch Auslassung einzelner Elemente, oder durch Hinzufügung neuer Elemente, oder durch Gruppierung früherer Vorstellungen neue (nicht denknotwendige) zu bilden, nennen wir: „**Einbildungskraft**“ oder „**Phantasie**“.

In vielen Lehrbüchern der Psychologie werden beide Namen als gleichbedeutend nebeneinander gestellt. Wir folgen der Weisung Lotzes und verstehen unter Phantasie die höhere, von Gedanken und Ideen geleitete, nach bestimmten Gesetzen und Regeln vor-

1) Die Phantasie ist nach Lotze eine ursprüngliche „Seelenanlage“. Herbart fand bei seinem Versuch, alle seelischen Vorgänge aus der bloßen Wechselwirkung der Vorstellungen zu erklären, für die Thätigkeit der Seele frei und willkürlich aus vorhandenen Vorstellungen neue zu erzeugen, keinen Raum. Die Thätigkeit der Phantasie liegt in dem Mechanismus der Vorstellungen begründet. v. Volkmar sagt Bd. I. Seite 480: Die Einbildungskraft ist kein Seelenvermögen, sondern ein Inbegriff von in den Vorstellungen selbst liegenden Kräften, und daher verschieden nach der Verschiedenheit dieser. Jede Vorstellung hat ihr Gedächtnis und jeder Moment des Gesamtbewußtseins ihr gegenüber seine Einbildungskraft. Die Reproduktion bringt die Vorstellung wieder zum wirklichen Vorstellen: in ihrer ursprünglichen Qualität und mit ihren bereits erworbenen Verschmelzungen. Aber der Vorstellungskreis, in den die Vorstellung bei ihrer Wiederkehr eintritt, ist ein anderer als der, innerhalb dessen sie entstanden ist, und ein Stück innerer Entwickelungsgeschichte trennt beide Momente. Neue Gegensätze drängen zu Hemmungen älterer Verschmelzungen, neue Aehnlichkeiten bekämpfen ältere Hemmungen, neue Verschiedenartigkeiten endlich stiften neue Verschmelzungen neben den älteren.

gehende und bestimmte Ziele und Zwecke verfolgende innere Gestaltungskraft des Geistes, dagegen unter Einbildungskraft die niedere, die sich ungebunden gehen läßt, die weder Maß noch Regel kennt, sondern nur den augenblicklichen Einfällen, Eindrücken und Erregungen folgt. Darin stimmen beide, Einbildungskraft und Phantasie, zusammen, daß sie keinerlei Anschauungs- und Vorstellungsstoff zu erzeugen, vielmehr nur den gegebenen Stoff in der mannigfaltigsten Weise durch neue Verbindungen, durch Hinzu- oder Hinwegthun, Vergrößern oder Verkleinern, Erhöhen oder Herabsetzen umzuformen vermögen [1]).

Mit dem Namen Phantasie bezeichnet Lotze im Gegensatz zu der gemeinen Einbildungskraft, die nur einen mannigfachen Thatbestand von Merkmalen, Formen, Verhältnissen rc. zur Anschauung bringt, die höhere Fähigkeit, welche in diesen Thatbeständen zugleich den Wert mitfühlt, den sie für die genießende Seele besitzen. Aeußerungen dieser Phantasie kommen im gewöhnlichsten geistigen Leben vor, und wir können selbst die

1) „Noch bei Aristoteles fallen Phantasie und Einbildungskraft in eins zusammen, d. h. jener große Philosoph bezeichnet die beiden Thätigkeiten, für die unsere deutsche Sprache sehr passend die beiden Wörter Phantasie und Einbildungskraft verwendet, mit einem einzigen Worte: Phantasía. Und es ist noch nicht lange her, daß wir auch im Deutschen die beiden Wörter so ziemlich in gleichem Sinne gebrauchten und etwa nur eine produktive und rezeptive Einbildungskraft unterschieden."

„Die Phantasie ist diejenige Geistesthätigkeit, die das Allgemeine individualisiert; sie schafft daher aus dem Innersten des Geistes heraus, der das thätige Allgemeine selbst ist, individuelle Vorstellungen und Anschauungen, in denen sich ein allgemeines Wesen verleiblicht, sie ist schaffend oder hervorbringend. Dagegen nimmt die Einbildungskraft nur die ihr äußerlich dargebotenen individuellen Gebilde in das Innere der Seele auf und macht sie zum Eigentum derselben." Schmid, Encyklopädie. Band V. Seite 784.

abstraktesten Begriffe, wie Einheit, Gegensatz, Gleichgewicht u. dergl., nicht vorstellen, ohne uns zugleich mit unserm Gemüt in ihren Inhalt zu versetzen und die eigentümlich gefärbte Lust oder Unlust mit zu genießen, die ihm entspricht [1]).

Und an einer anderen Stelle schreibt Lotze: Allerdings unterscheidet sich die Thätigkeit jener schönen Einbildungskraft von dem Thun der gemeinen, die im Dienste des Verstandes und sinnlicher Anschauung denselben Namen trägt. Wenn die letztere das Weltall denkt, da verbindet sie mannigfaltiges unter Gesetzen zu einer Einheit eines Gesamtbildes; wo die erstere aber so anschauliche Gestalten schafft, da empfindet sie zugleich den Schmerz oder die Lust des Schaffens, wiederholt im Bilden selbst die strebende Kraft der Mächte, die in Wirklichkeit thätig sind, und wo sie wie jene das Einzelne aufeinander bezieht, fühlt sie den Druck und die Last mit, die jede Beziehung auf diese Einzelnen wirft, die Spannung der Einheit, die Lust unerschöpflicher Ausbreitung, die Bitterkeit der Gegensätze, die Seligkeit ihrer Ueberwindung. Und so bildet sich im Geiste eine zurückgespiegelte urbildliche Welt aus, in welcher das Gemüt alle ewigen und unverlierbaren Bedürfnisse mit dem erkennbaren Gange der erhabenen Notwendigkeit ausgeglichen hat; und diese Weltansicht ist nicht nur die Beleuchtung, die jeden Genuß einer gegebenen Schönheit vermittelt, sondern auch der lebendige Quell, aus dem alle unsterblichen Gebilde schaffender Kunst hervorgehen [2]).

Aber die Phantasie wird nicht bloß als eine auffassende Thätigkeit erscheinen, welche in der Welt der Formen die Welt der Werte entdeckt und überall hindurchscheinen sieht, sondern zugleich

1) Lotze, Grundzüge der Aesthetik. Seite 17.

2) Lotze, „Über den Begriff der Schönheit". Kleine Schrift. Bd. I. Seite 333 ff.

als eine **schaffende Thätigkeit**, welche die innere Welt der Werte in die Welt der Formen überzuführen vermag.

So würde die Phantasie der schaffenden Weltseele der Quell aller Schönheit sein; denn sie ist diese lebendige Thätigkeit, aus der die idealen Zwecke und die realisierende Erscheinung in unmittelbarer Einheit hervorgehen. In der Phantasie des menschlichen Geistes finden wir sie wieder in der doppelten Bemühung thätig, teils das vorhandene Schöne genießend zu verstehen, teils selbsterzeugend künstlerisch andere Schönheit hervorzubringen [1]).

§ 18.

Bei der Thätigkeit der Phantasie fällt besonders ins Auge, daß sie dem realen Dinge, ihrem Objekte, teils Merkmale entzieht, teils neue Merkmale hinzufügt, teils durch willkürliche Zusammenfügung der Teile und Merkmale verschiedener Dinge ganz neue Gebilde herstellt. Man hat aus diesem Grunde die Thätigkeit der Phantasie als

a) abstrahierende,

b) determinierende und

c) kombinierende unterschieden.

Es ist schon früher angedeutet worden, wie die Phantasie durch Weglassung des Individuellen bei einem Dinge zu Gemeinbildern gelangt, die zunächst noch Bilder und keine Begriffe sind, aber leicht auf letztere führen. Ein Gemeinbild wird natürlich bei einem Erwachsenen, der schon viele Gegenstände derselben Art sah, viel leichter entstehen als bei einem Kinde. Suchen wir uns z. B. das Gemeinbild „Rose" zu konstruieren, so ergiebt sich, daß wir für dasselbe eine bestimmte Farbe nicht annehmen, aber im Geiste Rosen von verschiedenen Farben an uns vorüber-

---

1) Lotze, Grundzüge der Ästhetik. § 17.

ziehen lassen, während das Kind möglicherweise von weißen und gelben Rosen noch keine Ahnung hat und bei dem Begriffe „Rose" sich stets eine rote Rose denkt.

Bei ihrer abstrahierenden Thätigkeit hält die Phantasie nur das hervorstechende Merkmal, die Hauptvorstellung, fest, die sich von den übrigen Vorstellungen, die nur ganz schattenhaft in der Ferne aufsteigen, wie von einem dunklen Hintergrunde abhebt. Von dem bestimmt begrenzenden, den Raum erfüllenden Körper, gelangt die abstrahierende Phantasie, indem sie die Grenzen unbestimmt läßt, zu dem unendlich ausgedehnten Raume; von einer bestimmten, durch feste Grenzen markierten Zeit durch Hinweglassung dieser Grenzen zu der unendlich ausgedehnten Zeit.

Wenn die abstrahierende Phantasie sich durch Auslassung des Nebensächlichen charakterisiert, so vervollständigt die determinierende Phantasie ihre Bilder durch Hinzufügung gewisser Merkmale, ergänzt die Lücken, individualisiert das Unbestimmte, Allgemeine und verlängert die Reihen. Ohne diese Determinationen würden wir keine rechte Freude am Lesen eines Romans, an der Aufführung eines Dramas, am Anblick eines historischen Gemäldes haben. So erzeugt sie durch Veränderung der normalen Größe des Menschen nach der positiven Seite hin Riesen, nach der negativen Seite Zwerge. Sie macht aus einem See im allgemeinen den vielbuchtigen, von hohen Felsenwänden umschlossenen Vierwaldstädtersee.

Die kombinierende Phantasie ist determinierend und abstrahierend zugleich, sie verbindet Elemente, die verschiedenen Gruppen und Reihen angehörten, in willkürlicher Weise miteinander und stellt so oft die wunderlichsten Gebilde zusammen (Sphinxe, Sirenen, Tritonen, Zentauren, Furien rc.). Für die Wissenschaft ist sie, da sie alles Einzelne zu verbinden,

alle Teile aufeinander zu beziehen sucht, von nicht geringer Bedeutung.

§ 19.

Die Phantasie setzt die im Bewußtsein vorhandenen Elemente einerseits zu einem räumlichen Gebilde zusammen, und andererseits verlegt die Phantasie die Erinnerungen bald in eine längst verflossene Zeit, bald in die jüngste Vergangenheit, oft schafft sie auch Bilder der Zukunft, in denen erwartete Ereignisse gleichsam voraus erlebt werden. Hiernach unterscheiden die Psychologen eine räumliche und zeitliche Phantasie[1]). Die räumliche Phantasie versetzt uns aufgrund beschreibender und schildernder Vorstellungen in entfernte Räumlichkeiten oder schafft erdachte Räume und Begebenheiten. Die zeitliche Phantasie versetzt uns aus der Gegenwart in die Vergangenheit oder in die Zukunft.

Andere Psychologen unterscheiden eine reproduktive und produktive Phantasie[2]).

Das Wiederhervorrufen der Vorstellungen, die Erinnerung des durch die Sinne Wahrgenommenen, welche wir früher gehabt haben und welche uns lebhaft das Vergangene in die Gegenwart stellt und gleichsam zur erneuten Anschauung bringt, oder um mit „Carus" zu reden, bloß eine zu helleren Farben gesteigerte Erinnerung ist, bezeichnet man als reproduktive Phantasie.

1) Jahn, Psychologie. 32 ff.

2) Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Band II. Leipzig 1887. S. 389 unterscheidet eine passive und aktive Phantasie. „Passiv ist unsere Phantasie, wenn wir uns dem Spiel der Vorstellungen überlassen, die von irgend einer Gesamtvorstellung in uns angeregt werden; aktiv ist sie, wenn unser Wille zwischen den bei einer solchen Zerlegung sich darbietenden Vorstellungen auswählt und auf diese Weise planmäßig das Einzelne zu einem Ganzen zusammenfügt. Auch diese beiden Richtungen der Phantasie bilden aber keineswegs Gegensätze; vielmehr bietet die passive der aktiven Phantasie das Material dar, aus welchem diese ihre Erzeugnisse formt."

Verbindet oder kombiniert man dagegen schon gehabte Vorstellungen mit anderen, oder nimmt man aus dem Vorrate schon gehabter Vorstellungen einzelne heraus, trennt sie von Nebenvorstellungen, verbindet sie wieder mit anderen und gestaltet daraus neue Vorstellungen und erzeugt neue Bilder, die wenigstens in dem bildenden oder erzeugenden Individuum noch nicht vorhanden sind [1]), so entwickelt sich die produktive, selbstbildende

---

1) Dittes, Psychologie. Seite 144. „Die Phantasie kann schlechterdings keinen Stoff schaffen; aller Gehalt des geistigen Lebens wird ausschließlich durch Wahrnehmung (äußere und innere) gewonnen. Ein Schaffen aus nichts giebt es im menschlichen Geiste nicht. Daher hat der Blindgeborene keine Farbenphantasien, der Taubgeborene keine Tonphantasien, der an geistigen Anschauungen Arme keine schwungreiche Phantasie im Bereiche des Idealen (Poetischen, Religiösen, Ethischen u. s. w.). In jedem Individuum reicht die Einbildungskraft nur so weit, als der geistige Gehalt reicht. Schöpferisch (originell) ist die Phantasie bloß in formaler Hinsicht. Sie erzeugt neue Gebilde, aber sie erzeugt dieselben nur aus gegebenen Elementen, setzt also Wahrnehmung und Erinnerung (Rezeption und Reproduktion) voraus."

Ulrici, Gott und der Mensch. I. Leipzig, 1866. „Die Thätigkeit der Phantasie besteht an sich nur in der Bildung der Vorstellungen. Und zwar zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß sie insofern überall nur formend und gestaltend, resp. scheidend und verbindend thätig ist, als sie einen schlechthin neuen Inhalt der Vorstellungen nicht zu schaffen vermag." „Einen neuen Ton, eine neue Farbe oder Tastempfindung, einen neuen Geruch oder Geschmack vermag die Einbildungskraft nicht zu erfinden: das Neue, das sie liefert, besteht immer nur in einer bloßen Nüancierung oder einer neuen Mischung und Verknüpfung gegebener Sinnesperzeptionen."

von Volkmar, Lehrbuch der Psychologie. Cöthen 1884. Band I. S. 483. „Die charakteristische Eigenschaft der Einbildung ist Neuheit, neu wird aber ein Ganzes durch Weglassung alter, durch Hinzufügung neuer Teile, oder durch Verbindung von beidem."

Fichte, Psychologie. Band I. S. 461. Ihre Schöpfungskraft erscheint zunächst lediglich als ein Neuverknüpfen des Alten. (Vergl. Drbal. Seite 132. Kant, Anthrop. § 31.

und schöpferische Thätigkeit und diese heißt dann im eigentlichen Sinne des Wortes „Phantasie“ [1]).

§ 19

Da die Phantasie sowohl auf den Körper als auf den Geist gleichzeitig einwirkt, so hat man sie „als den Knoten des Zusammenhangs zwischen Körper und Geist bezeichnet“ [2]).

Daß die Phantasie auf Herzschlag, Atmung und Verdauung oder auf einzelne Muskelgruppen näher oder entfernter Einfluß ausübt, ist eine unbestrittene Thatsache [3]). Was vermag unser Körper zu ertragen, wenn er von einer glühenden Einbildungskraft belebt wird!

Körperliche Zustände können wiederum nicht ohne Einwirkung auf die Einbildungskraft bleiben, welche bei körperlichem Wohlsein sich nach den verschiedensten Richtungen wirksam erweist, bei Schmerzen und Siechtum aber lähmend und erschlaffend auf die Thätigkeit der Phantasie einwirkt. Auch auf die Empfindungen der Sinne, Farben, Töne, Gerüche und Geschmäcke, behauptet die auffassende Einbildungskraft einen großen Einfluß. Eine Speise, bei welcher wir, wenn auch grundlos, eine unreinliche Zubereitung vermuten, fängt an, uns unangenehm zu schmecken; unser Geschmacksnerv wird von der Phantasie aus verändert und umgestimmt. Die Stimme des Menschen, den wir lieben, klingt uns melodisch, sollte sie auch rauh sein; unser Gehörnerv faßt anders auf. Rote Wangen, welche wir mit Wohlgefallen ansahen, erscheinen uns ganz anders, sobald wir erfahren, daß dieselben geschminkt sind; die Farbe eines Tuches ganz anders, je nachdem dieselbe in oder aus der Mode ist. Es ist daher die Annahme

1) Siehe Seite 81 ff.
2) Feuchtersleben, Diätetik der Seele. Seite 28.
3) Lotze, Mikr. I. 324.

nicht zu umgehen, daß auch hier die Phantasie an dem Thatbestande der Natur, den sie zwar bis auf eine gewisse Grenze muß bestehen lassen, doch so viel drehet und modelt, als sie nur kann [1]).

Für die gesamte geistige Entwickelung ist die Phantasie von hervorragender Wichtigkeit. Da die Seele ein einheitliches Ganze ist, so ist die Phantasie nie ein leeres Spiel mit Formen, sondern stets verbunden mit Urteilen, Schließen, Fühlen und Wollen. Die Phantasie ist die Vermittlerin, die Ernährerin, die Bewegerin aller vereinzelten Glieder des geistigen Organismus. Zunächst erweist sie sich als das Vermögen der Seele, für äußere, mit den Sinnen wahrgenommene Gegenstände innere Bilder oder Äquivalente zu schaffen für das Bewußtsein, oder dafür innere Erscheinungen hervorzubringen, davon auch selbständig, ohne Einwirkung äußerer Gegenstände, innere Bilder oder Zeichen, Vorstellungen, zu gestalten.

„Für die Vorstellungen", sagt Frohschammer [2]), „ist aber, insofern sie Gegenstände oder Verhältnisse in Zeit und Raum im Bewußtsein nachbilden wollen, auch Raum und Zeit notwendig in diesem Bewußtsein, um die Vorstellungen entsprechend den thatsächlichen Verhältnissen vorzustellen, sei es im Raume oder in der Zeit oder in beiden zugleich. Demnach müssen wir einen inneren Raum und eine Zeit im Bewußtsein gestalten. Dies ist nur möglich durch die Einbildungskraft oder Phantasie. Aus den Vorstellungen ferner werden durch Abstraktion Begriffe gebildet, indem die gleichen wesentlichen Merkmale derselben zur Einheit eines Gedankens, eben des Begriffes, verbunden werden. Dieser Begriff kann nicht wie die Vorstellungen bloß die konkreten

1) Fortlage, Acht psychologische Vorträge. Jena 1869. Seite 99.
2) Pädagogium. X. Jahrgang 1888. Seite 224.

äußeren Gegenstände für das Bewußtsein abbilden, denn er existiert als solcher nicht in objektiver Realität, sondern nur im bewußten Geiste.

Demnach muß er wie dieser selbst gebildet werden, und dies geschieht durch das die Merkmale zur Einheit bildende, verbindende Vermögen der Phantasie. Freilich ist der Begriff kein eigentliches, konkretes Bild, aber doch ein unbestimmtes allgemeines Schema (Gemeinbild), das als Inhalt die gleichen Merkmale vieler Gegenstände in sich birgt, welche die Möglichkeit seiner Realisierung in der Wirklichkeit in sich enthalten, und die sogleich in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit der Seele vorschweben, sobald der Begriff genannt wird. Dies zeigt sich auch darin, daß der Begriff nur dann wirklich verstanden wird, wenn zu seiner Exemplifizierung und Verdeutlichung konkrete Gegenstände oder Ereignisse der Seele vorgeführt werden — was bekanntlich um so notwendiger er- erscheint, je weniger noch der Erfahrungskreis der zu Belehrenden sich ausgedehnt hat. — Aber auch bei dem Urteil ist die Funktion der Phantasie, d. h. des Vermögens, innere Erscheinungen hervorzubringen, innerlich zu gestalten und zu verbinden, durchaus notwendig. Um das logische Verhältnis von zwei Begriffen oder von einer Vorstellung (als Subjekt des Urteils) und einem Begriff (als Prädikat) zu bestimmen, müssen diese beiden Bewußtseinselemente zugleich festgehalten und miteinander verglichen werden, um sie als übereinstimmend oder als widersprechend zu erkennen."

Die Phantasie schafft also dem Verstande das Material, um Begriffe und Urteile zu bilden; ohne die Thätigkeit der Phantasie würde der Verstand nicht arbeiten können [1]).

1) Das Gedächtnis ist freilich ein mächtiges Hilfsmittel für die Phantasie, ohne Gedächtnis keine Phantasie, — allein das Gedächtnis, als diejenige Kraft des Geistes, jederzeit den in ihm vorhandenen

„Die Verstandesthätigkeit bezweckt stets ein allgemeines Wissen, aber ein jedes Wissen bleibt mehr oder weniger ein totes Abstraktum, wenn es nicht zu einem lebendigen Können erhoben, d. h. wenn das Allgemeine, welches den Inhalt des Wissens ausmacht, nicht zugleich in den angemessensten Formen individualisiert oder veranschaulicht wird; aber bei aller Veranschaulichung eines Allgemeinen ist stets die Phantasie in Wirksamkeit und je mehr sie geübt, gestärkt und entwickelt worden ist, desto mehr gewinnt auch der Verstand und die gesamte Geistesthätigkeit an Leben, an Anschaulichkeit und an Anmut."

§ 21.

Hat auch die abstrahierende Phantasie eine große Ähnlichkeit mit dem Verstande und ist ihre Thätigkeit eine notwendige Vorbedingung der Verstandsthätigkeit, so steht doch der Verstand der Phantasie schnurstracks gegenüber. Der Verstand erhebt sich von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von der Erscheinung zum Gesetz, von der Wirklichkeit zu der Wahrheit, während die Phantasie gerade umgekehrt das Allgemeine individualisiert, Gesetz und Idee zu einer ihrem Wesen angemessenen Erscheinung bringt und eine der anerkannten Wahrheit ganz entsprechende Wirklichkeit schafft. Was die Phantasie im Fluge erhascht, das kann dem bedächtigen Verstande erst durch triftige Gründe und Beweise nahegebracht

---

Inhalt in das Bewußtsein hereinzurufen, ist nur reproduktiv, — die Phantasie ist als eine *schaffende* Kraft stets produktiv. (Vergleiche Wundt, Band I. Seite 401.)

„Gedächtnis und Einbildungskraft kommen darin überein, daß bei jedem Menschen ihre vorzügliche Stärke auf gewisse Klassen von Gegenständen sich zu beschränken pflegt."

„Gedächtnis und Einbildungskraft weichen darin voneinander ab, daß jenes nur vorgestellte und gleichsam tote Bilder herbeizuführen, diese im aktiven Vorstellen beschäftigt zu sein scheint." Herbart, Lehrbuch zu Psychologie. Seite 70.

werden. Wenig vertragen sich deshalb Phantasie und Verstand; „er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehilflich und trocken [1])." Und doch kann das geistige Leben nur gedeihen, wenn beide im lebhaften Wechselverkehr stehen. Die Phantasie bedarf fortwährend des Verstandes, um ihren Gebilden die erforderliche Klarheit und Bestimmtheit zu geben; wiederum wird die Thätigkeit des Verstandes durch die Phantasie angeregt, daß derselbe eine viel lebendigere Thätigkeit entwickelt, die Begriffe viel leichter geistig zu durchdringen, viel rascher und fruchtbarer aufeinander zu beziehen vermag; somit arbeitet sie dem begrifflichen Denken vor und bedingt den Reichtum und die Lebendigkeit desselben mit. Ja, an der Versinnlichung der höchsten Ideen, an der Bildung der Ideale hat sie wesentlichen Anteil. — So ist in der That die Einbildungskraft keine Feindin des Denkens [2]), sondern eine Gehilfin, ohne die jenes gar nicht zustande kommt. Eine lebhafte Einbildungskraft ist eine gute „Vorschule des Denkens [3])."

---

1) Herbart, Hartensteinsche Ausgabe V. Bd. Seite 247.

2) von Volkmar. Band I, 482. „Die angeborene Feindschaft zwischen Einbildungskraft und Verstand, welche die alte Vermögenstheorie fingierte, ist längst widerlegt."

3) Herbart sagt: „Zum Selbstdenken in den Wissenschaften gehört ebensoviel Phantasie als zu poetischen Erzeugnissen; und es ist sehr zweifelhaft, ob Newton oder Shakespeare mehr Phantasie besessen habe." Lehrbuch der Psychologie; herausgegeben von Hartenstein. 3. Aufl. 1882. Seite 69. § 92. Wundt, Physiologische Psychologie. Band II. S. 398. „Die Phantasiethätigkeit ist ein Denken in Bildern. Sie ist in der allgemeinen wie in der individuellen Entwicklung des Geistes zweifellos die ursprüngliche Form des Denkens, welche sich allmählich erst infolge jener an die Bildung der Sprache geknüpften psychologischen Vorgänge, die wir früher teilweise berührt haben, in die logische Gedankenform umwandelt. Gleichwohl bleibt neben dieser auch das anschauliche Wirken der Phantasie bestehen, und es bereitet in nicht seltenen Fällen die logische Gedankenthätigkeit vor, indem es die allgemeineren Verknüpfungen

§ 22.

Die Phantasie übt auch einen bedeutenden Einfluß auf das Gemüts- und Willensleben aus. „Die Phantasie beschützt ein reines Gemüt.“ Sie erhebt den Menschen über die Not und Armseligkeit des menschlichen Lebens, belebt die Hoffnung aufs neue, wenn sie klein geworden ist, tröstet im Unglück und richtet unsern Blick voll Zuversicht in die Zukunft. Die Phantasie findet nirgends eine Grenze, ein Hindernis. Mitten in den Stunden der Not und Verzagtheit entzündet sie neues Leben, ein Wirken und Schaffen von solcher Größe, daß staunend das eigne Ich davor zurücktritt, überwältigt zuerst, dann aber gehoben, geläutert und mit unauslöschlicher Sehnsucht erfüllt, völlig in das Ganze aufzugehen, sich zu ihm aufhebend, es zu erreichen und mit ihm eins zu werden in Denken, Empfinden und Wollen[1]). „Hier liegen die Ausgangspunkte aller Wissenschaft, des

---

der letzteren in konkreterer Gestalt vorausnimmt. Darum kann man mit Recht sagen, daß auch an wissenschaftlichen Schöpfungen die Phantasie ihren Anteil habe. Die künstlerische Thätigkeit aber hat ihre hohe Bedeutung darin, daß bei ihr die intellektuellen Funktionen durchaus in der Form der Phantasiethätigkeit sich vollziehen.“

1) Rüegg sagt in seiner Pädagogik S. 118 sehr betreffend: „Die Phantasie ist's, die dem Gedanken Flügel giebt, sich aufzuschwingen weit hinaus über die gemeine Wirklichkeit, und zugleich Wärme, daß sie nicht erstarren in der kalten Lehre der Abstraktion. Ihr Licht ist reiner und glänzender als Sonnenlicht, ihre Farben sind glühender, ihre Töne lieblicher, ihre Lenze herrlicher als alles, was die Erde zu bieten vermag.“ Sie zaubert vor unser geistiges Auge das Bild alles Schönen und Großen, was das Herz ergreifen, den Willen läutern und stärken kann. Wo immer etwas Großes gewollt, Ausgezeichnetes geleistet, höchste Kraft angestrengt wird, da geschieht es unter wesentlicher Mitwirkung der Einbildungskraft, die dem Strebenden ein hohes Ideal hinstellt, welches zu erreichen das höchste und schönste Ziel seines Lebens ist. So ist und wird die Phantasie eine Freundin der Menschen, eine Leiter, welche hinanführt zum Himmel der Tugend und Glückseligkeit.

wahren ästhetischen Genießens und des ethischen Wollens" [1]).

Es ist also kein müßiges Spiel unserer Phantasie, wenn wir beim Anschauen des Himmels in beseligender Selbstvergessenheit uns hinweggehoben fühlen von der Erde, wenn wir mit den Wolken dahinziehen und uns schwebend dessen freuen, daß die hemmende Schwere des Leibes überwunden ist; kein müßiges Spiel, wenn wir in der Nacht von den funkelnden Sternen niederzuschauen meinen auf die Erde, wenn Subjekt und Objekt vertauscht sind.

Wer hat es nicht empfunden, wenn wir am Ufer stehen und unsere Augen auf das ruhelose Wasser gerichtet sind, wie leicht unser eigenes Sein bei dem Anblick uns entfällt. Wir leben nicht mehr in uns, wir fühlen und empfinden in einer anderen Welt, wir verstehen die Sprache der plätschernden, rauschenden Wogen, eine Sprache, die der Vokabeln entbehrt und doch tiefer uns den Zusammenhang der Welt und unser eigen Herz verstehen lehrt als alles, was die Zunge deutlich machen kann.

Die Wissenschaft ordnet die durch Vergleichung gewonnenen Merkmale, stellt sie in Reihe und Glied, um Notwendigkeit und Allgemeinheit zu erkennen, das Leben aber, die thatsächliche Thätigkeit unseres ganzen Seins, beruht dem entgegengesetzt gerade auf dem Konkreten, dem Besonderen, in welchem der wissenschaftliche Kopf, und darin liegt der Wert seiner Bildung, den Ausfluß des Allgemeinen und Notwendigen erkennen mag; die Wissenschaft erklärt die Wirklichkeit, aber sie erzeugt sie nicht. Wirklichkeit aber ist nicht bloß das Haus, der Berg und der Baum, die vor uns

1) Oberlehrer Fink, „Die Phantasie im Dienste der Ethik und Phantasie." Meldorf 1880.

stehen, sondern Wirklichkeit ist auch die Empfindung, die in uns sich erhebt, wenn wir von einer schönen und edlen That erzählen hören oder wenn wir in ein gewaltiges Bauwerk eintreten. Findet die Wirklichkeit selbst keine Sprache zu unserm Herzen, die Wissenschaft kann sie nicht finden; das aber ist eine Thatsache, die auch die Pädagogik wohl zu beachten hat, wenn sie nicht schlimmen Irrungen verfallen will.

Lotze schreibt in seiner Geschichte der Aesthetik[1]: „Die Wissenschaft, welche die Aufgabe ihrer eigenen Bemühungen mit Recht allein im Wissen sucht, ist immer der Versuchung ausgesetzt, diese von ihr selbst zu übende Weise der Thätigkeit, das denkende Erkennen, als das Ganze oder als den Gipfel alles geistigen Lebens anzusehen. Diese Ueberschätzung beruft sich mit Unrecht auf die anzuerkennende Thatsache, daß Bewußtsein in dem allgemeinsten Sinne des Fürsichseins allerdings als formaler Charakter das geistige Leben in allen seinen Zuständen von dem Dasein unbeseelter Dinge unterscheidet, die, ohne in irgend einer Weise sich selbst zu besitzen und zu genießen, nur Gegenstände der Betrachtung für andere sind. Innerhalb dieses allgemeinen Fürsichseins, dessen Form sie alle tragen, unterscheiden sich dennoch die verschiedenen Aeußerungen des Geistes durch Eigentümlichkeiten, die sich nicht als Gradabstufungen einer einzigen Wirkungsweise deuten lassen; am wenigsten aber ist das Denken berufen, diese ursprünglichste Thätigkeit zu sein. Denn eben seine Leistungen gerade bestehen nur in Beziehungen, Vergleichungen, Trennungen und Verknüpfungen von Inhalten, die es nicht selbst erzeugen kann und ohne deren Gegebensein durch völlig andere Thätigkeiten des Geistes seine eigenen Bemühungen gegen-

---

1) Seite 11.

standlos und unmöglich sind [1]). Die Empfindungen der Farben und der Töne, die unsere Sinne uns erregen, die räumlichen Anschauungen, in welche wir die äußeren Eindrücke zusammenfassen, die Arten der Lust und Unlust, die wir erleiden und alle die Wertbestimmungen, die wir auf klar oder unklar Erkanntes legen, alle diese Vorgänge sind nicht als mißlingende Versuche zu denken, sondern sie sind jene geistigen Urerlebnisse, welche, nachdem sie in ihrer Eigentümlichkeit erlebt sind, das Denken inbezug auf ihre Aehnlichkeit oder Unterschiede vergleichen, aber durch keine seiner eigenen Thaten erklären oder erzeugen kann."

Wollen wir die Sprache eines Kunstwerkes verstehen, so muß man sich in dasselbe völlig versenken, gewissermaßen in ihm leben, als ob es unser eigener Leib wäre, aus diesem fremden Leibe dann ein neues Leben in unsere Seele aufnehmen. Aesthetisch ergreifend werden für uns die Objekte der Außenwelt, selbst die mechanischen Verhältnisse derselben (Gleichgewicht, Bewegung) nur soweit, wie wir uns in das eigentümliche Wehe und Wohl hineinfühlen können, welches die bewegten Dinge durch ihre Bewegung, die im Gleichgewicht befindlichen durch ihre Ruhe erfahren [2]).

Je thätiger unsere Einbildungskraft bei Betrachtung des Naturschönen, des Kunstschönen, je größer die Wirkung, die Macht der ästhetischen Gefühle, wie auch moralische und religiöse Gefühle um so stärker in uns hervortreten müssen, je herrlicher das

---

1) Wundt, Ph. Psychologie. Band II. 398, „Die Phantasie ist in der allgemeinen wie in der individuellen Entwicklung des Geistes zweifellos die ursprüngliche Form des Denkens, welche sich allmählich erst in die logische Gedankenform umwandelt." (Vergleiche ebenda. Seite 374 ff. 386 ff.)

2) Lotze, Geschichte der Aesthetik. Seite 78. — Kleine Schriften, Band I. „Ueber den Begriff der Schönheit."

Tugendbild, welches uns die Einbildungskraft schuf, je tiefer der Eindruck, welchen göttliche Größe und Herrlichkeit auf den schwachen und sündhaften Menschen machte.

Nur durch die Einbildungskraft wird es uns möglich mitzufühlen, was die Gemüter anderer Personen bewegt, die Vorstellungen, die ihr Herz bewegen, in ihren Gesichtszügen zu lesen, in ihrer ganzen Haltung zu vernehmen.

In gleicher Weise wird der Wille mit seiner Bethätigung und der Richtung seiner Bestrebungen von derselben Seelenkraft bestimmt und geleitet, da doch allenthalben für eine vernünftige Willensthätigkeit, für ein sittliches Streben ein Ziel oder Gesetz vorschweben muß, das erreicht oder befolgt werden soll. Die Phantasie führt aber dem Willen die einladendsten Gründe zum Handeln vor; sie spornt den Eifer, stählt den Mut und begeistert für alles Wahre, Schöne und Edle.

„Fassen wir noch einmal an dieser Stelle die Gedanken kurz zusammen. Die Phantasie zeigt sich als eine Macht unserer Seele, die an keinen Ort und keine Zeit gebunden ist. Nicht allein ist es ihr möglich, wie mit einem ins Unendliche gesteigerten Maß der sinnlichen Sehkraft die Dinge durch Jahrhunderte hindurch und über weite Länder hinweg leibhaftig wie gegenwärtig vor sich zu sehen, sie vermag auch unser eigenes seelische Sein aus dem natürlichen Wohnort des Leibes zu lösen, sie wirft es in eine fremde Welt, um in ihr ein neues, erweitertes und bereichertes Leben zur Entstehung zu führen und zu erfahren. Eine fremde Welt faßt und formt uns mit wunderbarer Gewalt und läßt uns der Enge unseres ursprünglichen Seins entwachsen, es bildet sich in uns hinein, erzieht und erhebt uns zu einem Teil, einem Gliede an seinem eigenen Sein. Und je umfassender und je reicher die Objekte sind, deren Leben wir so durch Projektion zu unserem eigenen machen, um so mehr und um so tiefer

wachsen wir selbst, bis endlich der Mikrokosmus zu dem Makrokosmus sich erweitert, die gesamte Schöpfung in der Einzelseele von neuem geboren wird und unter dem Schauer der Größe dieselbe für die letzten Aufgaben alles Seins und Geschehens in Pflicht und Dienst nimmt [1])." Weil aber die Einbildungskraft einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Welt der Gedanken, Gefühle, Begehrungen ausübt, weil sie hauptsächlich dieser Welt das Leben verleiht, so hat man sie mit Recht die „Lunge der Seele" genannt, und Hippel sagt: „Seelenhektisch ist jeder, dessen Einbildungskraft auf schwachen Füßen steht." Die Einbildungskraft ist eine höchst dankenswerte Gabe der Mutter Natur, mit der sie den Menschen für seinen Lebensgang mehr oder weniger ausgestattet hat [2]). Eine geordnete Phantasiethätigkeit ist auch um deswillen etwas so außerordentlich schönes und herrliches, weil der Mensch in keinem anderen Falle so sehr das Gefühl hat, daß er in seinem Geiste etwas Schöpferisches trägt, als wenn die Phantasie etwas Ewiges und Ideales in das individuelle Leben einführt und es seiner Natur gemäß gestaltet. —

Leider kann auch die Phantasie eine verkehrte Richtung annehmen und verbildet werden. Bald verfolgt sie dann den Menschen mit den mannigfachsten Schreckbildern, die ihm des Lebens Heiterkeit verdunkeln und zerstören und ein freudiges, vertrauensvolles Wirken untergraben; bald umgaukeln ihn die berauschenden Bilder des Sinnengenusses und ziehen ihn hinab in die dunkeln Irrgänge menschlichen Elends. So wird und ist die Phantasie eine Feindin der Menschen, eine Leiter, welche abwärts führt zur Hölle des Unglücks und der Verzweiflung [3]).

1) Fink, ebend. Seite 17.

2) Feuchtersleben, Diätetik der Seele. Seite 28 ff.

3) „Durch die Phantasie wird größtenteils Glück und Unglück bestimmt, welches beides fast immer bloß phantasiert ist." Man lese Feuchtersleben, Diätetik der Seele. Seite 25—41.

§ 23.

Wir haben gesehen: die Phantasie erschien uns nicht bloß als eine auffassende Thätigkeit, welche in der Welt der Formen die Welt der Werte entdeckte, sondern zugleich als eine schaffende Thätigkeit, welche die innere Welt der Werte in die Welt der Formen überzuführen vermag, die Phantasie ist zugleich der lebendige Quell, aus dem unsterbliche Gebilde schaffender Kunst hervorgehen [1]). Die Phantasie ist demnach zugleich ein Organ der Verinnerlichung wie der Veräußerlichung, der inneren und äußeren Offenbarung. Durch die Sinneswahrnehmung wird die Außenwelt vermittelst der Phantasie nachgebildet oder frei umgeschaffen, dieser Bewußtseinsinhalt aber auch wieder durch Bildung von bestimmten Formen oder Zeichen äußerlich kundgegeben oder geoffenbaret, in Gestalten, Tönen und Worten [2]).

Wir unterscheiden demnach:

a) die bildende Phantasie, die ihr Inneres durch räumlich begrenzte Gestalten kundgiebt;

b) die musikalische oder die empfindende Phantasie, die das Innere des Geistes durch Töne veranschaulicht;

c) die dichtende Phantasie, die das in der Seele Allgemeine durch Worte verkörpert.

§ 24.

Die bildende Phantasie zeigt ihre höchste Blüte in der künstlerischen Phantasie, aus deren schaffender Kraft die bildenden Künste: die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Malerkunst entspringen. Aber das Gebiet der bildenden Phantasie ist

---

1) Lotze, „Ueber den Begriff der Schönheit. Kl. Schriften. Bd. I. Seite 333. — Grundzüge der Aesthetik. Seite 17.

2) Dr. Deinhardt. Schmid, Encyklopädie. Band V. Seite 782 ff.

unendlich größer und zeigt sich überall, wo der Mensch irgend einen Gedanken oder eine Vorstellung oder ein Gefühl in das sichtbare Dasein eintreten läßt, indem er irgend ein Materielles so gestaltet, daß diese Gestalt ein sinnlicher Ausdruck ist seines Inneren.

Die ersten Anfänge der Kunst gehören dem täglichen Leben.

Jeder Trieb nach Reinlichkeit, Schmuck, Ordnung und Wohnlichkeit der Umgebungen beruht schon auf derselben Lust an dem Reichtum des zusammenstimmenden Mannigfaltigen, die in der gewöhnlich so genannten Kunst sich an höhere Aufgaben wagt.

In jedes Kind, mag es noch so schüchtern und wortkarg sein, hat der Schöpfer die Kraft gelegt, sich geistige Bilder von Gegenständen zu machen [1]). Im frühen Kindesalter ist die Einbildungskraft ungemein geschäftig und so aktiv wie später nicht mehr. Aus einem einfachen Bauklotz macht der kindliche Sinn eine Puppe, ein Pferd, einen Kutscher, eine Säule, ein Dach u. s. w. Aus dem Sand formt es einen Berg, ein Haus, einen Gartenzaun und was nicht alles? Gerade in solchen bildenden Gestalten regt sich die Thätigkeit der Produktivität, hier liegen die Vorbedingungen späterer Leistungsfähigkeit. Es ist also für die Ausbildung der Leistungsfähigkeit notwendig, dem Kinde Spiele zu geben, an denen es wirklich seine Einbildungskraft schalten lassen kann.

Auch im Knaben- und Jünglingsalter ist die Einbildungskraft noch ein bedeutender Faktor der geistigen Entwicklung, sie ist diejenige Geisteskraft, „an welche sich jeder Unterricht wendet und von deren Mitwirkung jeder Unterrichtserfolg abhängt.“

---

1) Dr. Lemme, „Ueber die Pflege der Einbildungskraft“. Breslau 1854. Löhr, „Ueber die Pflege der Phantasie“. Danzig 1884. Dr. Märkel, „Ueber die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für Unterricht und Erziehung“. Döbeln 1878.

Da das Wissen sich um so leichter erwirbt, je interessanter uns das betreffende Objekt erscheint, unsere Vorstellungen von demselben aber stets von entsprechenden Bildern der Einbildungskraft begleitet und belebt werden, so läßt sich nicht leugnen, daß eine lebendige Einbildungskraft der Aneignung des Wissens bedeutenden Vorschub leisten muß. Ist beim Wissen, das erst in einem Aufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen seine Befriedigung findet, die (abstrahierende) Phantasie thätig, so äußert sie sich ebenso beim Können, dem Anwenden des Allgemeinen auf das Einzelne, als ganz entschieden wirksam. Wie langweilig und erfolglos muß daher ein Unterricht sein, welcher eine Bethätigung der Phantasie gänzlich beiseite setzt!

Das ganze Leben ist voll von Beispielen, in denen die bildende Phantasie sich bethätigt; ihre volle Kraft und Herrlichkeit entfaltet sie in den bildenden Künsten [1]).

Wie die Phantasie in der gegebenen Wirklichkeit die Formen des Schönen auffaßt, so sucht sie dieselbe in der Kunst überhaupt, — in den bildenden Künsten wieder darzustellen. Das wahrhaft Schöne will der Künstler darstellen.

Was wir nun im engeren [2]) Sinne „Kunst" zu nennen pflegen, dessen Aufgabe besteht im allgemeinen in der Reproduktion der Wirklichkeit, aber nicht des einzelnen Wirklichen als solchen, sondern der Totalität des Wirklichen. Das heißt: die Kunst soll an irgend einer Erscheinung den Bau der wirklichen Welt, die Formen ihres Zusammenhanges und den absoluten Wert und die Bedeutung dieser Formen anschaulich machen. Sie hat daher nicht sowohl zu idealisieren, nicht den Gehalt des

---

1) Ulrici, „Gott u. Mensch". Teil I. Seite 561 ff. „Noch wichtiger ist der Einfluß der Phantasie in dem Gebiete der Kunst und Poesie."

2) Lotze, Grundzüge der Aesthetik. Seite 22.

Wirklichen zu verbessern, sondern nur zu konzentrieren, was in der unendlichen Ausdehnung der Welt räumlich und zeitlich so zerstreut auseinanderliegt, daß es in der Bedeutung und dem Werte seiner Zusammengehörigkeit von dem einzelnen Gemüt weder angeschaut, noch durch Reflexion klar genug überblickt, noch endlich in unmittelbarem Erleben genossen werden kann.

Anwendung auf Erziehung und Unterricht.

1) Wir haben gezeigt, daß die Phantasie eine der wichtigsten Grundthätigkeiten des Geistes ist, die in alles, was der Mensch denkt, thut und treibt, aufs lebendigste eingreift nnd sich überall geltend macht.

Ein jeder Lehrer und Erzieher muß daher die große Bedeutung und die unendliche Wichtigkeit der Phantasiegebilde für die Ausgestaltung des Seelenlebens des Kindes anerkennen. Es giebt auf allen geistigen Gebieten keine Leistungsfähigkeit ohne Phantasie, durch sie erhält die geistige Individualität des Menschen erst ihr besonderes Gepräge.

2) Das Resultat unserer Darlegungen für die Erziehung kann also nur dies sein: Soll das Kind zu einem tüchtigen Menschen heranwachsen, so verhilf der Einbildungskraft des Kindes zu einer gesunden Entwickelung und widme der Pflege derselben, besonders durch Bildung von Einzelvorstellungen, die größte Sorgfalt.

3) Diese Pflicht legt daher jedem Erzieher und Lehrer die Frage nahe: „welche Mittel hat man anzuwenden, damit die Phantasie der Kinder und Schüler recht, d. h. so gebildet werde, daß sie sich wirklich lebendig entwickele, aber keine falschen Richtungen einschlage und nicht zur Phantasterei werde?“

Die Grundbedingungen einer gesunden Entwicklung des Phantasielebens liegen darin, daß das Kind in seiner Umgebung bewahrt bleibe vor allem, was unrein und unkeusch ist, daß die Phantasie erfüllt werde mit wahren und schönen Gebilden. Das ästhetische Gefühl muß durch die Dinge der Außenwelt angeregt und entwickelt werden. Die ersten Phantasiegebilde, der erste Pendelschwung der individuellen Lebensbewegung sind oftmals bestimmend für die ganze fernere Erdenzukunft eines Menschen.

Der Sinn für das Schöne, Wahre, Gute muß zu einem lebendigen Gefühle sich ausbilden.

Das Schöne, welches außer uns ist, muß durch die Thore des Geistes, Gesicht, Gehör und Sprache, in unsere Innenwelt hineingebildet werden, und es ist von großer Wichtigkeit, daß der Erzieher sich dessen von Anfang der Erziehung und des Unterrichts an bewußt ist.

4) Die Zeit der ersten Kinderjahre ist für die Gesamtentwickelung von der größten Bedeutung. Sobald das Kind seine Sinne gebrauchen lernt, wirken Erwachsene unwillkürlich, in ihrer Beschäftigung mit dem Kinde, auf dasselbe ein.

„Schon sehr junge Kinder verraten spielend und plaudernd diejenige Selbstthätigkeit, welche man Phantasie nennt.“ (Herbart.) Daher ist für die Pflege und Bildung der Phantasie des Kindes das Spiel von der größten Bedeutung. Gerade im frühesten Kindesalter ist die Einbildungskraft im Spiele ungemein geschäftig und thätig, wie später nie wieder. Welche wundervollen Wirkungen der kindlichen Einbildungskraft zeigen uns da nicht die Spiele!

„Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz wird zum Degen, jedes Bündelchen wird zur Puppe und jeder Winkel zur Hütte.“

Steine, Klötzchen, Stäbchen, Sand, Thon, Erde u. s. w. sind das Material, aus welchem Häuser, Kirchen, Türme, Gärten, Festungswerke mit ausgesuchter Erfindungsgabe ausgeführt werden. Gerade in solchen bildenden Gestalten regt sich die Thätigkeit der Produktivität, hier liegen die Vorbedingungen späterer Leistungsfähigkeit.

5) Es ist daher Pflicht des Erziehers, auf jede Weise den Spieltrieb des Kindes zu fördern, dem Kinde „Spiele" zu geben, an denen es wirklich seine Einbildungskraft frei schalten lassen kann. Zu diesem Zwecke reiche man dem Kinde Spielzeuge, welche die meisten Veränderungen mit sich vornehmen lassen; dieselben müssen nach der Form möglichst unbestimmt und vieldeutig sein, damit sie die Selbstthätigkeit des Kiudes anregen und die Phantasie in ihren Kombinationen nicht stören. „Die unbedeutendsten Spielwaren, wenn sie nur beweglich sind, veranlassen einen Wechsel und eine Verknüpfung von Vorstellungen, selbst mit Affekten begleitet, wobei der reife Mann in Erstaunen gerät." (Herbart.) Die Spielsachen unterhalten das Kind nicht allein durch bloße Beschaulichkeit, sondern nötigen es, thätig zu sein. Die Armut der Spielzeuge macht das Kind erfinderisch und regt so die Phantasie mächtig an. „Kein Spielzeug komme schon durch die Anschauung vollendet vor, sondern jedes tauge zu einem Arbeitszeuge."

6) Das Kind darf aber auch wiederum mit Spielzeug nicht überladen werden, man gebe ihm nicht zu oft anderes Spielzeug. Je länger das Kind sich mit demselben Spielzeug zu schaffen macht, desto mehr Gestalten weiß seine freigestaltende oder nachbildende Phantasie ihm zu geben. Das Kind will im Spiel nicht bloß Fertiges anschauen, sondern sich an seinem eigenen Schaffen und Bilden erfreuen, denn das Wesen des Spieles ist Thätigkeit und zwar Selbstthätigkeit, das Spiel

ist der Ruhe, dem bloßen Anhören und Anschauen entgegengesetzt. Darin liegt das Anziehende seiner Thätigkeit und zugleich das Bildende. Des kostbaren und künstlichen Spielzeugs wird das Kind leicht überdrüssig. „Die Phantasie verwelkt und verarmt an reicher Wirklichkeit.“ (Jean Paul.) Alle verwickelten und künstlichen und reich ausgestatteten Spielzeuge setzen der Einbildungskraft des Kindes eine zähe Widerstandskraft entgegen. Das Kind kann mit ihnen nichts anfangen, sie nicht nach seinem Sinne formen. Es untersucht nur die Zusammensetzung des Spielzeugs und zerstört. Der Erzieher möge deshalb bei der Wahl des Spielzeugs stets bedenken, wie sehr durch dasselbe im Kinde der Trieb zum Bauen und Zerstören entwickelt werden kann. An Spielen, wie am Baukasten, der der Phantasie des Kindes eine reiche Beschäftigung bietet, entwickelt sich die Neigung zum Aufrichten, Zusammensetzen, Verknüpfen, mit einem Worte zum Aufbauen — ich meine das Wort im geistigen Sinne. — Ist aber das Spiel ein Waltenlassen der Einbildungskraft, so gebe man dem Kinde Spielzeuge, an denen es seine Kraft erproben kann. Das Kind vertieft sich dann ganz und gar in seine Phantasien, es ist ihm Ernst mit dem, was sein Spiel ausmacht. Gerade dies Aufgehen im Spiel ist das wesentliche Erfordernis zur Entwickelung geistiger Produktionskraft.

7) Neuen Reiz, aber auch neue Schwierigkeit bringt das Spiel mit anderen Kindern; das Kind gewinnt Freude daran, sein Thun mit dem anderer zu verbinden. Es ist nicht mehr allein auf seine eigene Erfindungskraft angewiesen. Eine fremde, doch verwandte Phantasie ergänzt die seinige. „Zwei Phantasien spielen wie zwei Flammen neben und ineinander.“ Das Kind ist jetzt aber nicht mehr unbeschränkter Herr seines Spiels und seiner Spielsachen, sondern muß sich nach dem Willen seiner Genossen richten, seinen eignen Willen einem fremden unter-

ordnen. Das ist für die Entwickelung des Gemütslebens, des Charakters von großer Bedeutung[1]).

8) Das Hauptmittel für die Bildung der Phantasie in der Schule ist und bleibt der Unterricht.

Das Wesen der Phantasie besteht in der Veränderung, Umarbeitung der gewonnenen Vorstellungen. Wollen wir sie daher im Kinde hegen und pflegen, so müssen wir dem kindlichen Geiste erst Baumaterial, das sind Vorstellungen, bieten, indem wir den bereits gewonnenen Vorstellungskreis klären, befestigen und sodann erweitern. Darum fordert man, aller Unterricht sei „anschaulich". Diese Forderung darf man nicht so verstehen, als solle den Kindern nur das, was sie sehen und hören können geboten werden. Der Unterricht soll nicht bei der Anschauung stehen bleiben, er muß vielmehr aufgrund der gewonnenen Anschauungen weiter bauen, auch Bilder vor die Seele des Kindes führen, die sie nicht mit ihren Sinnen wahrnehmen, sondern nur geistig anschauen können. Hier muß der Lehrer die Phantasie in den Dienst des Unterrichts nehmen; allein dieselbe würde bald in Phantasterei ausarten, wenn ihr die reale Grundlage, die Anschauung, fehlte. Der Schüler kann nur aus dem Bereiche des ihm Bekannten, der bereits gewonnenen klaren Vorstellungen, einzelne Bilder herausnehmen, um aus ihnen sich die neue Vorstellung zusammenzusetzen.

Schon wenn der Lehrer dem Kinde einen Gegenstand nicht in natura, sondern in einem Modelle, in einem Bilde zeigt, muß er die Phantasie zu Hilfe nehmen. Durch Wort, Belehrung, Erzählung wird dem Bilde erst durch die Phantasie Leben eingehaucht. Darum dürfen wir in unserm Unter-

1) Die große Bedeutung, die das Spiel des Kindes auf Willen, Charakter, Gemüt und auf seine körperliche Entwickelung hat, lassen wir hier unerörtert.

richte nicht zu viel und zu vielerlei an Anschauungsbildern bieten, um Einbildungskraft, Verstand und Gedächtnis nicht schlaff und und faul werden zu lassen. Aber wahre, schöne und gute Anschauungsmittel sind auch idealisch treibende Kräfte und beleben die Phantasie, schaffen Klarheit in Vorstellungen und Begriffen: das lehren uns die Hellenen. „Gute Bilder vermögen der schwachen Phantasie kräftig unter die Arme zu greifen, einer ausschweifenden festes Maß zu verleihen, aber wenn sie zu häufig auftreten und zu sehr ins Detail gehen, einer normalen Phantasie für immer die Flügel zu stutzen.“ —

9) Das Wort des Lehrers ist aber das wichtigste Bildungsmittel für die Entwickelung und Entfaltung der kindlichen Phantasie.

a) Das deutsche Märchen, „diese unscheinbare, aber reine und köstliche Perle unserer Volkspoesie“ (Vilmar) gehört nun zu den besten Mitteln, die Phantasie des Kindes zu erwecken, zu beleben und zu erweitern. Gerade seinem bildenden Einfluß auf die Phantasie des Kindes verdankt das deutsche Märchen seine Berechtigung in der Volksschule.

Eine Stelle im Religionsunterrichte darf ihm niemals angewiesen werden; es ist geradezu eine pädagogische Verirrung, die Märchen als Gesinnungsstoff an die Stelle der biblischen Geschichte zu stellen, aber ein hervorragender und ehrenvoller Platz gebührt ihnen im deutschen Sprachunterrichte, im Anschauungsunterrichte. „Es geht durch diese Märchendichtung innerlich dieselbe Reinheit, um derentwillen noch die Kinder so wunderbar und selig erscheinen. Sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart und schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind.“ (Jakob Grimm.) Es ist wunderbar, wie das Märchen und die Kinderseele sich gegenseitig unterstützen, es ist, als wären sie von Anbeginn bei einander gewesen und zusammen

aufgewachsen. Das Märchen regt die Phantasie des Kindes mächtig an, läßt sie in weite Ferne schweifen, läßt sie hineindringen in das Innere der Erde, wo das blinkende Gold von wohlwollenden Geistern bewacht wird, es zeigt paradiesische Zustände, führt Tiere, Pflanzen und leblose Dinge redend und handelnd ein.

Das Märchen bewegt das kindliche Herz im tiefuntersten Grunde. Man findet im Schulleben nie wieder einen Stoff, der in solchem Maße die Kinder entzückt und befriedigt, weil kein anderer so wie dieser ihrem innersten Wesen entgegenkommt, kein anderer so ihre Phantasie erweckt.

„Die Märchen entsprechen," sagt Ziller, „wie nichts Anderes der Individualität des Kindes, in erster Linie dem darin vorherrschenden Triebe der Phantasie, der entschieden gepflegt werden muß, weil darin alle höheren Strebungen wurzeln. Das Kind, das sich in die Märchen versenkt, bleibt länger kindlich, und es versenkt sich mit Lust in dieselben, es glaubt an sie, es verlangt nach ihnen; es setzt sich ja selbst wie die Märchen über die Bedingungen der Wirklichkeit hinweg, es belebt das Leblose, beseelt das Unbeseelte, verkehrt mit der ganzen Welt wie mit Seinesgleichen und verliert sich in abenteuerliche Unmöglichkeiten. Nachteilig aber kann diese Begünstigung der kindlichen Anschauung durch die ihm kongenialen Märchen nicht auf das Kind einwirken, weil das Märchen neben jener von der Natur der Dinge abweichenden subjektiven Auffassung zugleich eine Menge objektiv verstandesmäßiger und zwar ästhetischer sowohl als ethischer Begriffe und Grundsätze in sich schließt, die über die Sphäre der Einbildungskraft hinausführen. Sie dienen besonders der Uebuug des ethischen Urteils, und diesem wird gerade wegen der Erweiterung des Umgangskreises auf unbelebte und unbeseelte Wesen ein reiches Gebiet erschlossen, auf dem es wegen der Ein-

fachheit und Korrektheit der Fälle sich leicht, rasch und klar entscheiden lernt."

b) Die Sage, ein ebenfalls phantasiegeborenes Geisteskind der Menschheit, übt einen tiefgehenden Einfluß auf das Gemüt und die Phantasie. „Es wird dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenzen des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt." (Grimm.) In der Schule darf die Sage nicht fehlen. Zuerst tritt sie auf, verbunden mit der Heimatskunde, als die heimatliche Sage, später belebt und erwärmt sie als deutsche Sage den Geschichtsunterricht, weckt Liebe zu dem deutschen Volk und Boden.

c) Die Phantasie ist endlich diejenige Geisteskraft, an welche sich jeder Unterricht wendet und von deren Mitwirkung jeder Unterrichtserfolg abhängt. Da das Wissen sich um so leichter erwirbt, je interessanter uns das betreffende Objekt erscheint, uns Vorstellungen von demselben aber stets von entsprechenden Bildern der Einbildungskraft belebt werden, so läßt sich nicht leugnen, daß eine lebendige Einbildungskraft der Aneignung des Wissens bedeutenden Vorschub leisten muß. Wie langweilig und erfolglos muß ein Unterricht sein, welcher eine Bethätigung der Phantasie ganz außer acht läßt.

Soll das Kind ein lebensvolles Bild von dem Leben und Treiben unseres Volkes in dem Geschichtsunterrichte erhalten, so muß die Geschichte so anschaulich erzählt werden, daß die Kinder mit dem geistigen Auge sehen, was sie mit dem leiblichen Ohre hören, und so lebendig, daß die Kinder die Erzählung an sich erleben, d. h. daß sich die Kinder in den geistigen Zustand und in die Gefühle der betreffenden Personen hineinleben und durch

das Mitfühlen der Freude oder des Schmerzes, durch das Mitempfinden der Stimmungen und Erregungen nicht nur einen bleibenden, sondern auch einen bildenden Eindruck bekommen. Durch die Thätigkeit der Phantasie im Geschichtsunterrichte, sowohl in der heiligen wie in der profanen Geschichte, lernen die Kinder leben und lesen in der Seele der Völker, in der Seele großer Männer. Indem das Kind mit ihnen kämpft, mit ihnen leidet und mit ihnen sich freuet, wird es in ihr Wesen getaucht, so daß es sein eignes wird. In der Geschichte wird das Kind geformt und gebildet durch dieselben Gewalten, durch welche unser Volk und die Menschheit selbst erzogen ist. — Alle Begeisterung für das Große und Edle beruht darauf, daß die Kinder in der Geschichte, besonders in der vaterländischen, die Großthaten und Heldengestalten mit geistigen Augen schauen. Anschaulicher Geschichtsunterricht ist das geeignetste Mittel, um Vaterlandsliebe und Gemeinsinn anzuregen und dem Knaben zur Bildung von Idealen zu verhelfen, denen er im späteren Leben nachzustreben hat. (Das schönste Ideal kann nur der Religionsunterricht geben, in dem er durch anschauliche gemütsbildende Darstellung des Lebens und Heilands die kindliche Phantasie auf das erhabenste Ziel richtet.) Ein guter Geschichtslehrer wird demnach immer bestrebt sein, auf die Einbildungskraft seiner Schüler einzuwirken. Dazu ist freilich nötig, daß der Lehrer die Sprache vollständig in seiner Gewalt hat. Das lebendige Wort des Lehrers sei immer ein freies und frisches, ein fließendes und wohllautendes, bei aller Gewähltheit ein schlichtes und einfaches, bei aller Kraft und Wärme doch ein klares und deutliches. Die Kinder müssen während des Erzählens mit stillem, seligem Lauschen an den Lippen des Lehrers hängen, daß sie mit verklärtem, leuchtendem Antlitze jedes Wort auffangen, daß „die Freude hell vom Auge blitzt, und Liebe warm im Herzen sitzt.“ Das sind Momente,

in welchen der Lehrer Schlüssel zu dem Geiste und Herzen seiner Schüler hat.

Abbildungen und gute Gedichte kommen dem Geschichtsunterricht außerordentlich zu Hilfe. Wenn die Kinder aus dem Munde des Lehrers hören, was Platen von dem Begräbnis des Alarich singt, und ihnen zugleich im Bilde zeigt, wie die Goten, — nachdem in der „wogenleeren Höhlung" ein Grab hergerichtet war — hineinsenkten „den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde," so wird ihnen diese Handlung germanischer Pietät für immer ein Lichtpunkt in der Sturmnacht der Völkerwanderung bleiben.

Einen nicht minder großen Einfluß auf die Entwickluug und Belebung der Phantasie hat der Unterricht in der Geographie.

Die Thätigkeit der Phantasie beruht auf den gewonnenen sinnlichen Anschauungen, darum hat der heimatkundliche Unterricht dafür zu sorgen, daß das Kind durch die Erwerbung heimatlicher Anschauungen für die späteren Schilderungen in dem geographischen, geschichtlichen Unterrichte einen Grund und Boden gewinnt, auf dem seine Phantasie sich leicht und sicher bewegen kann. „Schaffen wir unsern Schülern eine möglichst reiche Fülle scharfer und deutlicher sinnlicher Anschauungen von geographischen Verhältnissen und dem, was dazu gehört; sorgen wir, daß diese individuellen Bilder ebensowohl sich zu Ganzen verknüpfen, als sie beweglich und bereit zu Reproduktionen sich erweisen." (Stoy.) Der Unterricht in der Heimatskunde muß so angelegt sein, daß er dem späteren Unterrichte in der Geographie Fuß- und Stützpunkte aller Art bietet, er muß der jugendlichen Einbildungskraft Stärke geben zu einem Ausflug aus der Heimat in die weite Ferne. Darum behandele der Lehrer die Heimatskunde nicht nur anschaulich, sondern als wirklichen Anschauungsunterricht, d. h. er führe das Kind an den Berg und zeige ihm Fuß, Abhang, Rücken

u. s. w., lasse den Schüler mit eigenen Augen Quelle, Richtung, Ufer eines Wasserlaufes u. s. w. sehen, um später ein lebhaftes Bild entfernter Gegenden des Vaterlandes, der Erde vorzuführen zu können. Die mit den Sinnen wahrgenommenen Verhältnisse der nächsten Umgebung sollen der Maßstab für die Ferne sein; das giebt erst den Namen lebendige Bedeutung, das bereichert die Phantasie, erweckt Interesse und bildet Verstand und Urteil.

Der Unterricht in der Geographie soll nicht in trockenen Übersichten, schablonenmäßigen Einteilungen, trockenen Aufzählungen der Länder, Städte, Flüsse, Produkte, nicht in einem Hin- und Herzeigen auf der buntfarbigen Landkarte seine Aufgabe sehen, der Unterricht soll nicht nur das Gedächtnis belasten, sondern auch der Einbildungskraft durch eingehende Schilderungen der vaterländischen Gegenden mit ihren Naturschönheiten, von dem Leben, Schaffen und Arbeiten ihrer Bewohner, durch ein Hinausführen der Kinder in die weiten Fernen eine gesunde und frische Nahrung bieten. Wenn der Lehrer mit seinen Schülern an schönen und mustervollen Schilderungen in die Urwälder Amerikas, in die glühende Tropenwelt Afrikas, in den brennenden Wüstensand Arabiens und in die wunderbare Welt des Meeres wandert, dann versetzt er die Kinder durch den Zaubermantel der Phantasie selbst in jene Gegenden, sie fühlen die brennenden Strahlen der Sonne, sie ersteigen im Geiste die Berge und Höhen in der weiten Ferne, und an dem liebgewonnenen Berge der Heimat malt die Phantasie sich die Berge in der Ferne.

Einen außerordentlichen Einfluß auf die Phantasie übt das Naturschöne. Nichts vermag die Phantasie des Kindes mehr zu beleben, zu erregen, und zu bereichern, als das Schöne, Erhabene in Natur und Kunst. Die ganze Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Farben und Formen, der Zweckmäßigkeit ihrer Anordnung und der Kunstmäßigkeit der Ausführung birgt

eine Fülle idealer Momente in ihrem Schoße. Wenn der Lehrer es versteht, durch eine richtige Auswahl des Stoffes in dem naturkundlichen Unterrichte, durch lebendigen Unterricht das Interesse an der Natur zu wecken, den Sinn für das Schöne und Erhabene in derselben zu beleben und zu nähren, dann übt er eine erhebende Wirkung auf Phantasie und Gemüt des Kindes aus.

Der Lehrer soll aber, so oft sich ihm die Gelegenheit bietet, die Schüler bekannt machen mit den Werken der Kunst. Nie sollte es ein Lehrer unterlassen, auf das Schöne oder Unschöne, an dieser oder jener alten Kirche, an dem mit Epheu umrankten Burgturme, an Denkmälern, Kunstwerken, Zeichenvorlagen aufmerksam zu machen. „Gerade in unserer Zeit, in welcher die einseitige Kultur des Verstandes und die materiellen Interessen des Lebens den Sinn für das Schöne und Ideale zu ersticken droht, gerade in dieser unserer Zeit thut es not, das Banner der Kunst hochzuhalten und durch das Ideale für das Ideale zu wirken." (Kehr.)

Willst du, Lehrer, durch das Kunstschöne auf die Phantasie in veredelnder Weise einwirken, so pflege vor allen Dingen die Poesie und hier wieder in erster Linie das Volkslied in deinem Unterrichte. „Wie es für den wirklich Durstigen kein erquickenderes Labsal giebt als das reine, frische, aus dem Schoße der Muttererde quellende Wasser, so giebt es für ein einfaches, nach dem wahren Schönen dürstendes Gemüt, auch keinen größeren Genuß, als jene einfachen, tiefsinnigen Volkslieder, welche aus dem unverkünstelten Boden des musikalisch-poetischen Volksgeistes hervorsprangen, rein frisch, und belebend." (Kellner.)

Auch die technischen Lehrfächer sind für die Bildung der Phantasie wichtig. Ich erwähne hier nur den Zeichenunterricht. Wenn seine Aufgabe auch nicht direkt in der Bildung des Verstandes, der Phantasie, des Gemütes, des Geschmackes und des Willens besteht,

so wird derselbe doch in rechter Weise erteilt, die Phantasie in heilsamer Weise unterstützen. Ja der Zeichenunterricht wird durch Umformung der gegebenen Gebilde, durch Selbstschaffen von Formen und Figuren wesentlich die Bildung der Phantasie fördern.

Wenn es die heiligste Pflicht des Lehrers ist, die Phantasie der Kinder zu bilden an schönen und edlen Stoffen, so muß er auch auf der anderen Seite darüber wachen, daß der Phantasie keine schmutzige, verderbliche Nahrung zugeführt wird. Besondere Aufmerksamkeit verdienten hier Umgang und Lektüre.

Die Lektüre des Kindes ist auf der einen Seite eins der wichtigsten Bildungsmittel, da sie neue Anschauungen giebt, schon verbundene ausbaut und erweitert, die Phantasie pflegt und belebt, doch kann dieselbe auf der anderen Seite auch zum Verderber der Jugend werden.

Dem oberflächlichen, naschenden Romanlesen und Bücherverschlingen ist ernstlich entgegenzuwirken, indem man dem Kinde eine gesunde Lektüre bietet, und sie nur zu bestimmter Zeit lesen läßt.

Litteratur.

Über die Pflege der Einbildungskraft von Dr. theol. Lemme, Breslau 1884. — Die Phantasie. Ihr Wesen, ihre Wichtigkeit und ihre Ausbildung in der Volksschule von E. Otto, Münden 1884 (Lehrerprüfungsarbeiten). — Über die Pflege der Phantasie in der Volksschule von Löhr, Danzig 1884. — Die Phantasie und ihre Pflege durch die Schule von Gramsow, 18. Heft der Pädagogischen Studien. Leipzig, Verlag von Siegismund u. Volkening. — Die Pflege der Phantasie von K. Nikodemus, ebend. Heft 5. — Die Phantasie im Dienste der Ethik und der Pädagogik. Progr. des Königl. Gymnasiums zu Meldorf, 1880. — Über die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für Unterricht u. Erziehung von Dr. Gustav Märkel, Oberlehrer. Progr. der Realschule I. Ord. zu Döbeln. 1878. — Die Bedeutung der Phantasie für das geistige Leben u. s. w. von Acker-

mann. Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht von F. Mann, Langensalza 1883, No. 11 ff. — Die Phantasie von Dr. Deinhardt. Encyklopädie von Dr. Schmid, Band V, Seite 782. — Über die Pflege der Phantasie von L. Behrendt. Praktischer Schulmann von Albert Richter, Leipzig 1888. — Über die Bedeutung der Phantasie von Dr. T. Frohschammer, München. Pädag. v. Dittes, X. Jahrg., Seite 218 ff. — Pflege und Verwertung der Phantasie beim Unterrichte. Päd. Jahrbuch IX, Seite 28—37. — Dr. Fortlage, Acht Psychologische Vorträge, Jena, Maukes Verlag, 1869, Seite 89—136. — G. R. Rüegg, Die Pädagogik, Bern 1870, Seite 117—138. — Drbal, Psychologie, Seite 131 ff. — Feuchtersleben, Diätetik der Seele, Seite 24—41. — Ulrici, Gott und Mensch, Band I, Seite 540, 561 ff. — H. Cohen, Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins, Berlin 1869. — W. Grube, Von der sittlichen Bildung der Jugend, Leipzig 1888, Seite 258 ff. — Dörpfeld, Denken und Gedächtnis, Seite 87 ff. — Susanna Rubinstein, Psychologisch-ästhetische Essays, Heidelberg 1878, Seite 107 ff. (Einbildungskraft u. Phantasie). — Dr. Volkmann, Lehrbuch der Psychologie, Cöthen 1884, § 84, Seite 480—488. — W. Wundt, Grundzüge der Physiologischen Psychologie, Leipzig 1887, Band II, Seite 394 ff. — Dr. Ostermann, Pädagogik I, Seite 112. — Fichte, Psychologie, Leipzig 1864, I. Band, Seite 460 ff. — Dr. W. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Berlin 1873, Seite 64 ff. — Schaller, Das Spiel und die Spiele, ein Beitrag zur Psychologie u. Pädagogik, wie zum Verständnis des geselligen Lebens, Berlin 1861. — Bülow, Der Kindergarten und die Bedeutung des kindlichen Spieles. Die Fröbelschen Schriften und die Fröbellitteratur geben eine reiche Anregung über diese Bedeutung des Spieles. — Dr. Klaiber, Das Märchen und die Phantasie, Stuttgart 1866. — Dr. Staude, „Ist der Märchenstoff geeigneter als die biblische Geschichte?“ Päd. Studien, 1880, Heft II. — Dr. Rein, Erstes Schuljahr, Seite 52 ff.

Die fühlende Seele.

Wesen der Gefühle.

§ 1.

Gefühle sind seelische Zustände der Lust und Unlust, welche wir unmittelbar in uns erleben. Ueber die Entstehung der Gefühle sind zu verschiedenen Zeiten von den Psychologen mehrere Hypothesen aufgestellt worden[1]). Wir bescheiden uns mit dem Lotzeschen Bekenntnis, daß die inneren Ereignisse, als deren Resultat das Gefühl erscheint, der Seele nicht zum Bewußtsein kommen und man deshalb nichts über sie wissen könne. Wie der Seele der Vorgang verborgen bleibt, als dessen Endergebnis die Vorstellung in ihm auftaucht, ebensowenig erlangt sie Kenntnis von ihrer inneren Bewegung, aus der die Gefühle entspringen. Nur dies erkennen wir, daß die Gefühle entweder Sinnesempfindungen oder Vorstellungen oder Denkvermögen als veranlassende Bedingungen ihres Entstehens zur Voraussetzung haben. Jede Förderung erlebt die Seele in einem Gefühl der

---

1) Herbart und seine Schule lehren: „Die mannigfachen Gefühlszustände, die Gefühle und Begierden entstehen aus den Vorstellungen, indem deren Bewegungen sich teils begünstigen, teils erschweren und hindern.“ „Fühlen und Begehren sind zunächst Zustände der Vorstellungen und zwar größtenteils wandelbare Zustände der letzteren.“ „Der Mann empfindet wenig von den Leiden und Freuden seiner Jugend; hingegen was der Knabe recht lernte, das weiß noch der Greis.“ (Herbart, Werke V. Seite 29.)

Herbart erklärt das ganze Wesen der Gefühle aus dem Mechanismus der Vorstellungen; hier finden die Gefühle ihre ausreichende Begründung, einer besonderen Gefühlsanlage bedarf die Seele nicht. — Lotze tritt diesen Lehren mit aller Entschiedenheit entgegen. Die Erklärung der Herbartschen Schule ist für ihn ganz unannehmbar.

Lust, jede Hemmung in einem Gefühl der Unlust. Lust und Unlust bezeichnet man als den Ton (Färbung) der Gefühle; er teilt die Welt der Gefühle in ein Reich der Freude und ein Reich der Leiden. So wie die Farbe eines Gemäldes[1]) den Eindruck seiner Zeichnung belebt und steigert, so durchdringen Gefühle der verschiedensten Arten alle die mannigfachen Ereignisse des Vorstellungslebens, die wir bisher schilderten. Nicht nur vorstellend nimmt die Seele ihre Zustände wahr, sondern sie begleitet dieselben auch mit mehr oder weniger lebhaften Gefühlen der Lust oder der Unlust und läßt sich durch diese wiederum zu mannigfachen Begehrungen und Widerstrebungen anregen.

§ 2.

Im Gegensatze zu den Empfindungen, deren Inhalt an sich ein Gegenstand gleichgültiger Wahrnehmungen bleibt[2]), behalten wir den Namen der Gefühle ausschließlich für die Zustände von Lust und Unlust vor. Wir behaupten damit nicht, daß diese beiden Leistungen voneinander getrennt vorkommen, finden vielmehr wahrscheinlich, daß ursprünglich keine Vorstellnng völlig gleichgültig ist, daß vielmehr der an ihr haftende Wert von Lust und Unlust unserer Aufmerksamkeit nur entgeht, weil im ausgebildeten Leben der Sinn und die Bedeutung, welche die Eindrücke für unsere Lebenspläne haben, uns wichtiger geworden ist, als die Ueberlegung des Eindrucks selbst.

Dagegen bleiben wir dabei, daß ihren Begriffen nach Empfinden und Fühlen zwei verschiedene, dennoch auseinander nicht ableitbare Leistungen sind. Irgend ein Verhältnis zwischen verschiedenen gleichzeitigen Eindrücken oder Zuständen erzeugt daher

1) Mikr. I. 269.

2) Lotze, Diktate, Seite 43. — Med. Psychol. 233.

ein Gefühl nicht von selbst, sondern nur dadurch, daß es auf die ganze Natur der Seele als Reiz einwirkt und, indem es eine früher nicht in Anspruch genommene Fähigkeit der Seele anregt, diese zu einer Rückwirkung, nämlich zur Erzeugung des Gefühls, veranlaßt.

Die Beobachtung zeigt, daß meistens Ereignisse des Vorstellungslaufes die Anknüpfungspunkte, die Veranlassung, der Grund der Gefühle sind, und daß aus diesen, aus Lust und Unlust, sich begehrende und abstoßende Strebungen entwickeln. Aber diese offenliegende Abhängigkeit entscheidet doch nicht darüber, ob hier das vorangehende Ereignis in der That als die volle und hinreichend bewirkende Ursache aus eigener Kraft das nachfolgende erzeuge, oder ob es nur als veranlassende Gelegenheit dieses nach sich zieht, indem es zum Teil mit der fremden Kraft einer unserer Beobachtung entgehenden, im Stillen mithelfenden Bedingung wirksam ist. Die genauere Zergliederung des gegebenen Thatbestandes muß diesen Zweifel beseitigen. Wo es uns gelingt, in dem Gegebenen Punkt für Punkt alle Keime und Bestandteile des Künftigen zu finden und diese Keime zugleich in ihm in einer Bewegung anzutreffen, aus deren Fortsetzung von selbst die neue Gestalt des späteren Erfolges sich herausbilden muß, da werden wir das Frühere als die genügende Ursache desselben betrachten dürfen. Wo der Erfolg dagegen einen Rest zeigt, der nicht aus den bedingenden Umständen sich erzeugen läßt, sondern fremd zu ihnen hinzutritt, da werden wir schließen, daß jene Umstände allein nicht den vollständigen Grund der späteren Erscheinung enthielten, sondern daß unbeobachtet von uns eine außer ihnen liegende Bedingung, die wir nun aufsuchen müssen, zu ihrer Ergänzung hinzugetreten war. Die Ver-

gleichung jener geistigen Erscheinungen nötigt uns, wenn wir nicht irren, zu dieser letzteren Annahme[1]).

§ 3.

Betrachten wir die Seele nur als vorstellendes Wesen[1]), so werden wir in keiner noch so eigentümlichen Lage, in welche sie durch die Ausübung dieser Thätigkeit geriete, einen hinlänglichen Grund entdecken, der sie nötigte, nun aus dieser Weise ihres Äußerns hinauszugehen und Gefühle der Lust und Unlust in sich zu entwickeln. Allerdings kann es scheinen, als verstände im Gegenteil nichts so sehr sich von selbst, als daß unversöhnte Gegensätze zwischen mannigfachen Vorstellungen, deren Widerstreit der Seele Gewalt anthut, ihre Unlust erregen, und daß aus dieser ein Streben nach heilender Verbesserung entspringen müsse. Aber nur uns scheint dies so, **die wir eben mehr als vorstellende Wesen sind**; nicht von selbst versteht sich die Notwendigkeit jener Aufeinanderfolge, sondern sie versteht sich aus dem allgemeinen Herkommen unserer inneren Erfahrung, die uns längst an ihre thatsächliche Unvermeidlichkeit gewöhnt hat. Diese allein läßt uns darüber hinwegsehen, daß in Wahrheit hier zwischen jedem vorangehenden und dem folgenden Gliede der Reihe eine Lücke ist, die wir nur durch Hinzunahme einer noch unbeobachteten Bedingung ausfüllen können. *Sehen wir ab von dieser Erfahrung, so würde die bloß vorstellende Seele keinen Grund in sich finden*[2]), *eine innere Veränderung, wäre sie selbst gefahrdrohend für die Fortdauer ihres Daseins, anders als mit der gleichgültigen Schärfe der Beobachtung aufzufassen, mit der sie jeden anderen Widerstreit von Kräften betrachten würde;*

---

1) Mikr., I, 199 ff.
2) Mikr., I, 200 ff.

entstände ferner aus anderen Quellen doch neben der Wahrnehmung noch ein Gefühl, so würde wieder die bloß fühlende Seele selbst in dem höchsten Schmerze weder Grund noch Befähigung in sich finden, zu einem Streben nach Veränderung überzugehen; sie würde leiden, ohne zum Wollen aufgeregt zu werden. Da dies nun nicht so ist, und damit es anders sein könne, **muß die Fähigkeit, Lust und Unlust zu fühlen, ursprünglich in der Seele liegen, und die Ereignisse des Vorstellungslaufes, zurückwirkend auf die Natur der Seele,** wecken sie (die Fähigkeit) zur Äußerung, **ohne sie erst aus sich zu erzeugen;** welche Gefühle ferner das Gemüt beherrschen mögen, sie bringen nicht ein Streben hervor, sondern sie werden nur zu Beweggründen für ein vorhandenes Vermögen des Wollens, das sie in der Seele vorfinden, ohne es ihr jemals geben zu können, wenn es ihr fehlte [1]). Diese Überzeugung würden wir keineswegs für ersetzt halten durch ein Zugeständnis, mit dem man uns entgegenkommen könnte: daß ja allerdings irgend eine thatsächliche Lage des Vorstellungsverlaufes noch nicht selber das Gefühl der Lust oder Unlust oder das Streben sei, das aus ihr hervorgehe, daß aber doch eben Gefühl und Streben nichts anderes seien, als die Formen, unter welchen jener Thatbestand von dem Bewußtsein aufgefaßt werde. Wir würden vielmehr hinzufügen müssen, daß gerade diese Formen der Auffassung nicht unbe-

---

1) Lotze sagt an einer anderen Stelle: „Daß an Vorstellungen Gefühle sich knüpfen, geht nie aus der Natur der Vorstellungen oder aus irgend einer Verbindung derselben hervor, als müßte jedes Wesen, das einmal der Vorstellung fähig wäre, auch die Gefühle als eine analytische Folge dieser Fähigkeit erdulden; sie entstehen vielmehr, sofern die Vorstellungen zurückwirkend auf das Ganze der Seele, in diesem ein **eigentümliches Vermögen des Gefühls** antreffen, dem die neuen Erscheinungen der Lust und Unlust abzugewinnen sind.“

deutende Beiwerke sind, deren man gelegentlich gedenken könnte, als spielten sie nur neben jenem Thatbestand des Vorstellungslaufes, in dem allein das Wesen der Sache läge, nebenher; das Wesentliche liegt hier vielmehr eben in dieser Art des Erscheinens. Als Gefühle und Strebungen sind die Gefühle und Strebungen von Wert für das geistige Leben, dessen Bedeutung nicht darin besteht, daß allerhand Verwickelungen der Vorstellungen eintreten, die beiläufig unter jenen Formen zum Bewußtsein kommen, sondern darin, daß die Natur der Seele imstande ist, sich irgend etwas als Gefühl und Streben erscheinen zu lassen[1]). (Mikr. I, 201.)

Quelle des Gefühls.

§ 4.

Es ist nicht nachweisbar, aber ein natürliches Vorurteil und eine Hypothese, die auf den ersten Blick eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, daß die Gefühle die Folgen und die Kennzeichen der Übereinstimmung oder des Streites zwischen den in uns erzeugten Erregungen und den Bedingungen unseres dauernden Wohlseins sind; Lust würde daher beruhen auf jeder Anregung zum Ge-

1) Ostermann schließt sich diesen Ausführungen Lotzes an, wenn er schreibt: „Die Vorstellungen locken also wohl veranlassend die Gefühle aus dem Boden der Seele hervor, wie Regen und Sonnenschein die Pflanze aus dem Erdboden hervortreiben; ebensowenig aber wie die Pflanze trotz Sonnenschein und Regen dem Boden der Erde entsprießen würde, wenn nicht ein Keim der Pflanze schon in der Erde läge, ebenso wenig würden die Vorstellungen Gefühle der Lust und Unlust hervorzurufen imstande sein, wenn sie nicht gewisse Vorbedingungen schon in der Seele vorfänden, mit anderen Worten, wenn nicht die Anlage zum Fühlen schon ursprünglich in der Seele läge“.

brauch unserer natürlichen Fähigkeiten innerhalb der Grenzen dieser Bedingungen, und sie würde steigen mit der Intensität dieser Anregungen; dagegen Unlust darauf, daß die zugefügten Erregungen teils ihrer Stärke nach, teils auch ihrer Form nach (was man gewöhnlich übersieht) mit jenen Bedingungen streiten.

Dies heißt nun nicht, daß die Seele zuerst die Erzeugungen, dann ihr Verhalten gegen diese Bedingungen beobachte und endlich nach Ansicht dieser Akten sich entschlösse, Lust oder Unlust zu empfinden; vielmehr gerade so wie die Empfindungen, z. B. des Rot, bloß die Folge einer Reihe von Vorgängen in den Nerven ist, aber gar nichts mehr von diesen erzählt, ebenso ist das Gefühl nur die letzte Folge jenes Streites oder Einklangs, und sie allein tritt nach diesen unbewußten Vorangängen im Bewußtsein auf[1]).

Wir können daher die Gefühle nach ihrer Färbung zunächst in Lust- und Unlustgefühle einteilen. Freude, Begeisterung, Entzücken sind Lustgefühle; Trauer, Angst, Langeweile sind Unlustgefühle. Weshalb gerade dieser Seelenzustand ein Lustgefühl erregt, darüber giebt das Gefühl selbst uns keinerlei Aufklärung, aber auch die überlegende Beobachtung wird uns längst nicht in allen Fällen Auskunft darüber verschaffen können. Nur ganz allgemein dürfen wir behaupten, daß *auf dem Innewerden des Wertes, den ein inneres Erlebnis für die Seele — entweder thatsächlich oder doch nach ihrem Ermessen — besitzt, die Lust, auf dem Innewerden des Unwertes eines seelischen Ereignisses die Unlust beruhe.*

§ 5.

War es eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Geistes[2]), Veränderungen nicht nur zu erfahren, sondern sie vorstellend

1) Lotze, Diktate 43 ff. — 2) Mikr., I, 269.

wahrzunehmen, so ist es ein ebenso ursprünglicher Zug desselben, sie nicht nur vorzustellen, sondern in Lust und Unlust auch des Wertes inne zu werden, den sie für ihn haben, indem sie bald in dem Sinne seiner eigenen Natur ihn anregen, bald ihm Formen und Verknüpfungen der Zustände zumuten, die dem natürlichen Ablauf seiner Thätigkeiten zuwider sind. Denn darauf wird doch zuletzt alle Lust beruhen, daß dem Geiste, dessen Bestimmung nicht die Ruhe, sondern die Entwickelung ist, Erregungen zugeführt werden, die, mit der Richtung, den Bedingungen oder der Form seiner lebendigen Entfaltung übereinstimmend, ihm nicht nur die Sicherheit des Unangefochtenseins, sondern eine Förderung seines eigenen Thuns verschaffen. Und ebenso, wie die Seele als veränderliches und thätiges Wesen im Gefühle der Lust sich dieser Übung ihrer Kräfte als einer Steigerung in dem Werte ihres Daseins bewußt wird, ebenso besitzt sie die Fähigkeit, die Störungen, die von ihrem eigenen Wege sie ablenken möchten, weder bloß zu leiden, noch an ihnen zu Grunde zu gehen, sondern sie im Gefühle der Unlust als das, was sie sind, als Störungen ihres beständigen Sinnes, zu empfinden und von der natürlichen Entwickelung ihres Wesens abzutrennen.

Die Formen sind verschieden [1]), unter denen die Gefühle im sinnlichen wie in dem geistigen Teile unseres Daseins sich darbieten. Bald treten sie hervor, an einen bestimmten Eindruck geknüpft, dessen Inhalt und Form noch außerdem durch eine deutliche Vorstellung wahrgenommen wird, bald breiten sie sich ohne klare Erinnerung an ihren Ursprung als allgemeine Stimmungen über das Gemüt aus, den Beleuchtungen ähnlich, die von einem verborgen bleibenden Lichtquell durch unzählige Zu-

1) Mikr., I, 271.

rückwerfungen der Strahlen entstehen. Verknüpft mit mancherlei körperlichen Zuständen, von denen sie entweder veranlaßt werden, oder deren Veranlassungen sie selbst sind, begleitet bald von einem ärmeren Erinnerungskreise, dessen jeder einzelne Teil das eigentümliche Interesse wiederzuerwecken sucht, welches seinem Inhalt anhaftete, durchzogen endlich von mancherlei ihres Zieles entweder gewissen oder unbestimmt suchenden Strebungen, nehmen die Stimmungen des Gemütes eine Mannigfaltigkeit fein schattierter Formen an, die weit entfernt sind von der trockenen Vergleichbarkeit eines bloßen Mehr und Minder allgemeiner Lust oder Unlust. Der Verlauf der Bildung, wie er die Weite des Bewußtseins für die Zusammenfassung mannigfacher Vorstellungen vergrößert, steigert auch die Feinheit dieser Durchkreuzungen der Gefühle und bringt jene unermeßliche Vielseitigkeit der Gemütsregungen hervor, deren Darstellung kaum der Kunst und nie den unvollkommeneren Mitteln der wissenschaftlichen Zergliederung gelingt.

Lotze tritt also in seinen Schriften der Lehre Herbarts, daß die Gefühle lediglich in den Vorgängen des Vorstellungsmechanismus (in dem Zusammenwirken und Widerstreit der Vorstellungskräfte) ihre Begründung finden, entgegen. Die Widersprüche, die in dieser Annahme sich selbst bei Herbart und in der Herbartschen Schule finden, hat er aufs klarste nachgewiesen. Dr. Ostermann sagt: „Die Einwendungen, welche aus der Herbartschen Schule gegen die Lotze'sche Lehre vom Gefühle erhoben worden sind, beruhen zum größten Teil auf einer Unkenntnis — doch nicht einer absichtlichen Verdrehung? — dessen, was Lotze unter „Gefühlsanlage" (Gefühlsvermögen) verstanden wissen will. Man glaubt, seine Lehre damit abthun zu können, daß man ihm ohne weiteres die veraltete Seelenvermögentheorie der Wolfschen Schule aufhängt und ihn für

deren Konsequenzen verantwortlich macht, während Lotzes Lehre nachgewiesenermaßen mit jener Lehre gar nichts gemein hat."

Männer aus der Herbartschen Schule müssen jetzt eingestehen, daß man mit so unbegründeten Vorwürfen die Lehren Lotzes nicht beiseite schieben kann. Ballauf sagt in seinen Grundlehren der Psychologie, Cöthen, 1890, S. 84: „Das Wort „Vermögen" hat bei Lotze doch eine ganz andere Bedeutung als in der älteren Psychologie."

Die Einwirkung des Körpers auf die Gemütszustände[1]).

§ 6.

Wie innig das Gemütsleben mit der Verfassung und Entwickelung des Organismus zusammenhängt, zeigt der Umstand, daß leibliche Gesundheit oder Krankheit, Alter, Geschlecht, Nahrungsweise, meteorologische Einflüsse, Tages- und Jahreszeit, ja selbst die Lage des Körpers (also sämtliche Verhältnisse, welche direkt die Leiblichkeit betreffen) mehr oder minder auch auf das Gemütsleben ihren Einfluß üben.

Stellen wir zunächst seinem Gemütsleben nach den gesunden und kranken Menschen gegenüber: welche Differenz tritt uns da entgegen! Die körperliche Gesundheit wird in der Regel eine Steigerung der Lustgefühle ermöglichen, dahingegen die Unlustgefühle mildern, Krankheit wird die umgekehrte Wirkung üben, die Unlustgefühle werden vorherrschen, die Lustgefühle nur sehr gedämpft auftreten und sich überhaupt nur auf besondere Veranlassung geltend machen können.

Die Gefühle der Lust und Unlust, welche teils die einzelnen

---

1) Das Gefühlsleben von J. W. Nahlowski, Leipzig 1884.

Empfindungen begleiten, teils aus der vergleichenden Zusammenfassung mehrerer entstehen, sehen wir zu auffällig nach dem Stande des körperlichen Befindens schwanken, als daß wir ihren Ursprung ganz allein in der wertempfindenden Thätigkeit der Seele suchen möchten. In sehr vielen Fällen allerdings ändern krankhafte Verstimmungen nicht nur das Gefühl, sondern auch den Inhalt der Empfindung, an die es sich knüpft; es ist nicht derselbe Geschmack, den der Kranke widrig und der Gesunde angenehm findet; und in solchen Fällen können wir vermuten, daß die Seele über den Eindruck, den ihr der Sinnesnerv wirklich zuführt, immer nach denselben Gesetzen ihrer eigenen Natur urteilt, ohne dazu noch der maßgebenden Dazwischenkunft eines körperlichen Organs zu bedürfen. Aber häufig bleibt doch auch der Inhalt der Wahrnehmung unverändert und doch wechselt die Größe und Art des Gefühles, welches er erweckt. Gewiß wird nun auch hier oft die Lebhaftigkeit der Teilnahme, die wir ihm zuwenden, durch den allgemeinen Charakter vorhandener Gemütsstimmung, die aus rein geistigen Anlässen entstanden sein kann, bald erhöht, bald herabgesetzt, und zu denselben Harmonien der Töne, zu denselben Zusammenstellungen der Farben fühlen wir uns wahrscheinlich nur aus solchen Gründen bald mehr, bald weniger wahlverwandt gestimmt. Dennoch bleibt sowohl in bezug auf die Stärke als auf die Färbung unserer Gefühle eine Veränderlichkeit unseres Ergriffenwerdens übrig, welche wir mit Wahrscheinlichkeit nur davon ableiten können, daß die Uebereinstimmung oder der Widerstreit, in welchem sich die Erregungen der Nerven mit den Bedingungen unseres Lebens befinden, erst an einer besonderen Nachwirkung gemessen wird, welche nicht immer der wirklich erlittenen Störung oder Förderung richtig entsprechend erfolgt. Ganz gewöhnlich begleitet katarrhalische, gastrische Zustände, die meist Folgen der Erkältung,

jene apathische Stimmung, in welcher auch die angenehmsten und unterhaltendsten Abwechselungen der Eindrücke doch das Gefühl der Langeweile nicht verbannen[1]). Die Seele ist unfähig, in den zugeführten Wahrnehmungen jenes affektive Element des Gefühls zu empfinden, durch welches unser Gedankengang Wärme und Lebendigkeit empfängt; es fehlen darum auch den erregten Vorstellungen manche Motive, andere reproduzierend anzuklingen und die unmittelbar erweckte Gedankenreihe mit jener reichen Bilderwelt zu umgeben, welche die gesunde und frische Phantasie ihnen als Hintergrund oder begleitende Harmonie mitgiebt. So sinkt natürlich auch an dem Wahrgenommenen das Interesse der Seele, und indem sie nicht mehr selbstthätig etwa die Situationen einer vorgetragenen Erzählung weiter verfolgt, fühlt sie die Armut ihrer eigenen Thätigkeit, wie sie vorhin die der Erregungen empfand. Umgekehrt sehen wir bei andern Krankheiten, namentlich in Vorläuferstadien, in denen dem Bewußtsein verborgen bleibende Störungen die Zentralorgane treffen, jene übermäßige Reizbarkeit des Gemüts auftreten, die jede geringfügige Wahrnehmung mit hastigem Interesse betrachtet, eine Menge von Erinnerungen, Erwartungen, Befürchtungen eilfertig an sie knüpft, und veränderlich von leicht erregten Thränen zum Gelächter überspringt, ein Bild inneren Unvermögens zu stetiger Fassung, analog der Zerstreuung, welche der ungemessene Wechsel der äußeren Wahrnehmungen auch der gesunden Seele verursachte.

„Anlangend das Lebensalter sind in dieser Beziehung die Naivität der Kinderzeit, der ideale Zug, der Hang zu träumerischer Melancholie, das rasche Umschlagen des Tons im Gefühlsleben des Jünglings, ebenso wie die größere Stabilität der Gefühlskreise im Mannesalter bekannte Thatsachen. Hingegen pflegt sich bei dem Greise mehr Apathie den Vorkommnissen der Gegenwart

1) Med. Psychologie, S. 516 ff.

gegenüber kund zu geben, indes sich sein Gemüt gern in die Leiden und Freuden längst verschwundener Tage zurückversetzt oder in erhöhten Stimmungen, zumal je näher derselbe an den Marken der Ewigkeit steht, sich vorahnend in die Zukunft vertieft. (Solchen, halb vom Morgenrot des Jenseits schon angeleuchteten Greisen schreiben darum die Dichter auch gern einen prophetischen Blick zu; so Sophokles seinem Teiresias, Schiller dem Attinghausen, Shakespeare dem alten Gaunt.)" (Nahlowsky.)

Nicht minder hat bei jedem der beiden Geschlechter das Gefühlsleben sein besonderes Kolorit und seine besondere Schattierung. Wie überhaupt das Nervensystem (besonders das sympathische) bei den Frauen reizbar ist, so daß dieselben schon innerhalb der Empfindungssphäre sensitiver sind als der Mann, so ist auch das Gefühlsleben bei ihnen ausgebildeter und prävaliert im allgemeinen vor der Erkenntnis. Das Gefühlsleben gebildeter Frauen zeichnet sich durch eine besondere Sinnigkeit und Innigkeit aus und nicht selten sind sie im stande, geheimnisvolle Bezüge im Natur- und Seelenleben richtiger und feiner zu erfühlen („magnetisch abzufühlen," wie sich C. G. Carus in seiner „Psyche" ausdrückt) als der Mann es vermittelst des sondierenden Verstandes vermag. Dabei geht aber zugleich ihr Seelenleben weit mehr im Gefühle auf, als das des Mannes. Darum konzentriert sich auch in der Liebe ihr ganzes Leben, ihr Glück darin ist ihr einziges uud höchstes; nicht so beim Manne, dessen ganzes Leben jene allein nicht auszufüllen vermag. Unglückliche Liebe dagegen kann ihr ganzes Dasein veröden und trüben, sie wohl auch in Laster und Wahnsinn stürzen, während der Mann in Kunst, Wissenschaft oder sozialem Wirken hierfür hinlänglich Ersatz zu finden vermag. Überhaupt vibrieren im weiblichen Gemüte Lust und Leid länger nach als im Manne und beherrschen mehr ihr Streben. Wie dem Manne sein vorgezeichneter Lebensplan,

dient den Frauen ihr herrschendes Gefühl häufig als Wegweiser. Wie die Gemeinempfindung bei ihnen sehr mächtig ist, sind sie auch mehr der Gewalt halbbewußter, ihnen selbst nicht näher motivierbarer Stimmungen anheimgegeben als der Mann und werden schon zum Teil deshalb das „schwache Geschlecht" genannt. Ihre Affekte endlich sind wohl weniger heftig als die des Mannes, aber nagen weit mehr am Lebensmarke.

Auch die Temperamente zeichnen in das Gemütsleben des Menschen ihre unverkennbaren Spuren. Der Sanguiniker und Melancholiker unterscheiden sich augenfällig durch den Grundton ihrer Gefühle; bei ersterem herrscht die heitere, bei letzterem mehr trübe Stimmung vor. Der Choleriker und Phlegmatiker dagegen charakterisieren sich nicht so sehr durch den Grundton, als vielmehr durch den Höhen- und Breitengrad ihrer Gefühlswelt, indem ersterer weit intensiver und von unendlich mehr Lebensbeziehungen gemütlich ergriffen wird, als letzterer. — Der letzte Grund liegt auch hier in der habituellen Verfassung des Nervensystems und namentlich seiner Zentralorgane, indem dieses überhaupt die Vermittlerrolle zwischen der Seele und den übrigen leiblichen Systemen spielt und, je nach seiner Struktur und Lebensthätigkeit, auf das psychische Leben in vielfach verschiedener Weise zurückzuwirken vermag als Dämpfer oder Fortepedal, als Hemmschuh oder Schwungrad."

„Wer nur einigermaßen sensitiver Natur ist, wird an sich vielfach den Einfluß der Witterung erfahren haben. Wie ganz anders ist's dem Menschen zu Mute, wenn der klare blaue Himmel lachend und friedlich über der Erde ruht, als wenn dichter Nebel uns umlagert oder dunkle Wolken schwer herabhängen und der Regen in Strömen herniedergießt. Dort umspielen heitere Gefühle das Herz; hier breitet sich auch über das Gemüt ein dunkler Schatten, und nicht bloß unsere Gedanken schleichen langsamer einher, auch die Gefühle sind matter und dumpfer.

Was die Jahreszeit betrifft, wem wäre nicht aus seinem eigenen Leben die anregende, belebende Wirkung des Lenzes, des „Hoffnungsbringers“, bekannt? Die Dichter verlegen darum ihre schönsten Liebesperioden in den reizenden Maimond. Wie anders ist dagegen das Gemüt im Herbste gestimmt bei einem Gang durch den sich färbenden Wald, da die vergilbten Blätter an die Endlichkeit mahnen, und die ganze Natur allmählich abstirbt. Nicht Hoffnung, wie im Lenz, stille Wehmut, dunkle Sehnsucht, wie nach einem verlorenen Paradiese, klingt da gewöhnlich, ob auch noch so leise, im Innern an.

Ähnlich wie Lenz und Herbst wirken auf das Gemüt auch Morgen und Abend. Der Morgen, schon deshalb, weil er vom Schlummer erfrischte Nerven findet, stimmt immer heiterer als der Abend, da „die Sonne rückt und weicht“, anderswo „neues Leben“ zu fördern; und die schönen elegischen Worte, die Goethe seinem Faust bei dem Abendspaziergange mit Wagner in den Mund legt, finden gewiß in jedem sinnigen Leser ihr Echo.

Diesen Gemütslagen, die, noch ohne auf irgend einen konkreten freudigen oder traurigen Inhalt bezogen zu sein, nur die Befriedigung oder Unbefriedigung ausdrücken, welche die Seele durch ihre formellen Zustände erfährt, schließt sich noch eine Reihe gehobener Stimmungen an, in denen mehr Kolorit und eigentümliche Wärme, und doch ebensowenig ein einziges, an bestimmte Vorstellungen anknüpfbares Gefühl herrscht. Es sind jene namenlosen Gemütszustände, in denen wir uns durch eine Folge formell bestimmter Eindrücke in eine nachhaltende Bewegung versetzt finden, die dem Thätigkeitsverlangen der Seele in besonders angemessener Weise entspricht. Wir dürfen, um sie zu verdeutlichen, nur auf die Gewalt der Musik, auf die Stimmungen der Sammlung und Andacht hinweisen, welche der Genuß jeder echten Poesie als dauernden Gewinn in uns zurückläßt. Aber

sie kommen nicht allein in diesem Bereiche ästhetischer Anregungen vor; auch körperliche Einflüsse haben an ihnen Anteil. Jeder rhythmische Eindruck, der Takt der Musik, der gleichmäßige Schritt des Marsches, die anmutige Bewegung des Tanzes erzeugen in uns eine belebte Stimmung, in der wir uns der geordneten Folge unserer Zustände erfreuen, und wir verstärken absichtlich diese Gefühle, indem wir uns die Arbeit durch taktmäßige Einteilung oder durch Begleitung von Melodien erleichtern. Doch auch da, wo der erste Anlaß der Stimmung in Auffassung intellektueller Verhältnisse lag treten doch diese sinnlichen Gefühle, von ihr selbst hervorgerufen, als eine neue und eigentümliche kolorierende Gewalt zu dem ursprünglichen Gehalte der intellektuellen Erregung hinzu; ihre Hemmung andererseits hindert ebenso deutlich die Ausbildung der geistigen Gemütslage. Wie eng dauernde Zustände des Körpers mit dauernden Gemütslagen zusammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechseleinflusses. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß wir andere Gedanken und Bestrebungen haben, wenn wir liegen, andere wenn wir stehen; eine erzwungene, zusammengepreßte Körperstellung dämpft unseren Mut, bequem und nachlässig gelagert, vermögen wir schwerlich andächtig zu sein; aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers, und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Sessel; die Hand, welche die Runzeln der Stirn glättet, beschwichtigt auch den Verdruß, der sich durch sie aussprach. Es würde schwer sein, die Grenzen dieses Einflusses zu bestimmen; aber er geht ohne Zweifel sehr weit, und *wir müssen uns vorläufig mit der Überzeugung begnügen, daß die Lebhaftigkeit und Wärme und damit die ganze Gestaltung unserer Gefühlswelt von dem Einflusse der leiblichen Organisation jedenfalls in hohem Grade abhängig ist.*

Daß sich wiederum die Gefühle im Leibe mannigfach abspiegeln, ist schon aus dem gewöhnlichen Leben bekannt. Man sehe nur ein Kind an, das von einer Freude lebhaft ergriffen ist: es klatscht in die Hände, springt in die Höhe, stampft auf den Boden, drückt das ihm liebe Objekt an die Brust, ja es zittert sogar vor Freude, zumal wenn sich Überraschung mit dieser vereint. Man kann fragen, ob nicht das ästhetische und sittliche Urteil oder unsere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erst durch diese nebenher spielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Wertvolle zugleich in seiner Übereinstimmung mit den innersten Bedingungen unseres individuellen Daseins zeigen.

Der heitere Genuß schöner Verhältnisse ist nicht bloß diese abstrakte Freude, sondern in dem lebhafteren, freieren Atmen, dem beschleunigten Herzschlage und der elastischen Spannung der Muskeln fühlen wir unser eigenes Selbst davon gehoben und getragen, Reue und Bekümmernis um Vergangenes ist nicht bloß ein sittliches Verdammungsurteil, das innerlich ausgesprochen, von der Seele nur vernommen wird; die Erschlaffung unserer Glieder, die mindere Größe des Atmens, die Beklemmung der Brust, vielleicht im Ärger selbst die krampfhaften Verengerungen der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiseröhre, die den Bissen im Munde stocken macht, zeigen, wie auch die Organisation symbolisch ein Verschmähtes, unter dessen Drucke sie seufzt, auszustoßen versucht. Selbst das Gefühl der Andacht ist nicht eine rein geistige Erhebung, sondern, indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewöhnliche hastige Wesen läßt, die Bewegungen langsamer nnd gehaltener werden, die Stellung ein eigentümliches Gepräge, nicht der Erschlaffung, sondern sich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen diesen körperlichen Thätigkeiten auch ein Gefühl in das

Bewußtsein der Seele, ihre intellektuelle Stimmung verstärkend, zurück.

Trauer und Scham machen das Haupt sich senken; im Zweifel irrt der Blick unstät umher, in der Furcht und Erwartung ist er meist geradeaus auf einen Punkt fixiert, und die Begeisterung kehrt das Auge nach oben. In der Blüte der Jugend finden wir diese Verschmelzung des geistigen Lebens mit seiner körperlichen Hülle am reizendsten und vollständigsten ausgebildet; das spätere Leben mit seinen allmählich wachsenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unstätigkeit und Zusammenhangslosigkeiten in den Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele, die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geschehen mit teilnahmloser Fertigkeit, Essen und Trinken nicht selten mit unschön seelenloser Gier; und es ist überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menschen nicht in greisenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der sinnlichen Wärme des gegebenen Falles schweben. So spielen fortwährend geistige und leibliche Prozesse ineinander über. Die Blüte des geistigen Lebens, was nie geleugnet worden ist, hängt durch tausend Wurzeln mittelbar mit dem Boden des leiblichen Daseins zusammen.

Von den Ursachen und Arten der verschiedenen Gefühle.

Das Reich der Gefühle ist nicht minder mannigfaltig[1]) als das der Empfindungen, und zwar bieten eine ebenso große

1) Lotze, Seele und Seelenleben. Seite 93. — Lotze, Grundzüge der Physiologie. Seite 46.

Mannigfaltigkeit die sinnlichen wie die intellektuellen Gefühle dar. Will man diese Mannigfaltigkeit ordnen, so ist zuerst der gewöhnliche Sprachgebrauch zu berichtigen, der Schmerz, Hunger, Trübsinn, Frömmigkeit, Vaterlandsliebe u. s. f. unter dem Namen der Gefühle zusammenfaßt. Freundschaft und Vaterlandsliebe sind gar keine Gefühle, sondern Gesinnungen (d. h. beständige Verfassungen des Gemüts, die daraus hervorgehen, daß auf gewisse Vorstellungsinhalte ein für allemal ein bestimmter Wert gelegt ist; sie sind daher nicht selbst einfache bestimmte Gefühle, sondern Ursachen, aus denen nach Lage der Umstände die verschiedenartigsten Gefühle entspringen können). — Gesinnungen, die nach der Lage der Umstände uns die ganze Skala aller Gefühle zwischen Lust und Unlust durchlaufen lassen können. Trübsinn, Andacht u. s. f. sind ebensowenig selbst Gefühle, sondern Stimmungen, auf deren gleichbleibendem Hintergrunde freilich nicht mehr die ganze Mannigfaltigkeit der Gefühle mit ihren natürlichen Farben, aber doch deren mehr, als eines sich abzeichnen kann. Zorn, Wut endlich sind Affekte, indem sie eine im ganzen feststehende Gesinnung plötzlich zu dem Äußersten der Unlust treiben, die eben durch jene Basis ihre eigentümliche Färbung erhält. Die meisten wahren intellektuellen Gefühle sind den Stimmungen verwandt, in welche sie bei längerer Dauer übergehen; sämtlich Grade der Lust oder Unlust, unterscheiden sie sich durch die Erinnerung an die Ursachen, durch die sie erregt wurden, durch die Reihe der Vorstellungsassoziationen, die sie um deswillen bedingen und die ihnen einen Hintergrund geben, in dem ein großer Teil ihrer ganzen Eigentümlichkeit besteht, dann durch die Mischungen, die sie miteinander eingehen und in welche sie Bruchstücke des sie begleitenden Gedankenkreises mitbringen; endlich aber auch durch die gleichzeitigen Empfindungen der körperlichen Nachwirkungen, die sie hervorbringen und die

aufs neue in sinnliche Gefühle verwandelt, als eine eigentümliche kolorierende Gewalt zu dem ursprünglichen Gehalte des intellektuellen Gefühles hinzutreten.

Es ist schwer, die Grenzen dieses letzteren Einflusses, der uns hier allein angeht, zu bestimmen, aber sie sind gewiß sehr weit, und man kann zweifeln, ob nicht das kältere ästhetische und sittliche Urteil oder die Reflexion, die wir über Gefahr und Glück eines Zustandes uns ausbilden, erst ihre lebhafte Innigkeit durch diese nebenherspielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Wertvolle zugleich in seiner Harmonie mit den innersten Bedingungen unserer eigenen individuellen Existenz zeigen.

§ 7.

Über die Bedingungen, unter denen Gefühle überhaupt oder bestimmte Formen derselben entstehen, wissen wir fast gar nichts. Gefühle der Lust und Unlust entstehen nicht nur dann und wann einmal in unserer Seele, wie es dem flüchtigen Beobachter vorkommt, sondern jeder bewußte Vorgang des Seelenlebens ist von Gefühlen begleitet. Empfindung und Gefühle stehen in der innigsten Wechselbeziehung. Empfindungen rufen Gefühle hervor, aber auch hemmen, modifizieren sie dieselben, ebenso umgekehrt. „Daß Empfindungen, und zwar ebensowohl jene im engeren Sinne, wie Sinnesempfindungen, Gefühle erzeugen können, zeigt die Erfahrung zu unzähligen Fällen. Sonnenblicke nach trüben Tagen, ein Blick auf die grünende, blühende Landschaft, der schmetternde Lerchenchor, die milde, duftige Frühlingsluft u. dergl. vermögen das Gemüt wunderbar aufzuheitern, wogegen heftige Schmerzempfindungen und trübe, widrige Sinneseindrücke unser Gemüt merklich verdüstern und verstimmen.

Umgekehrt können aber auch wieder Gefühle ihrerseits Empfindungen erzeugen und zwar (wie oben angedeutet) deshalb,

weil alle psychische Thätigkeit, welchen Namen sie immerhin haben mag, mithin auch das Gefühl, stets mehr oder weniger die Nervencentra in Anspruch nimmt, welche sofort den von der Seele empfangenen Impuls auf die gewöhnlichen Erregungsstellen der Empfindung übertragen, von wo dieser Reizeffekt wieder rückwärts zum Herde der Perzeption, dem Gehirn, geleitet, alsdann eine wirkliche Empfindung oder deren Scheinbild erzeugen kann, wie wenn z. B. das von Gewissensbissen gefolterte Gemüt dem Mörder die Gestalt seines unglücklichen Opfers so lebendig vor die Sinne führt, daß er sich davor entsetzt. (Macbeth beim Königsmahle, die vermeintlichen Blutspuren an der Hand der Lady, Richards III. Visionen vor der Schlacht)."[1])

Man wird sich vor allem entwöhnen müssen, die Gefühle als Nebenereignisse zu nehmen, die im Verlauf der inneren Zustände zuweilen eintreten, während der größere Teil der letzteren in einer gleichgültigen Reihe leid- und lustloser Veränderung bestände. — Welche Erregung daher auch die Seele erfahren mag, von jeder werden wir daher einen Eindruck der Lust oder Unlust erwarten müssen, und eine genauere Selbstbeobachtung, soweit sie die verblaßten Farben dieser Eindrücke zu erkennen vermag, bestätigt diese Vermutung, indem sie keine Äußerung unserer geistigen Thätigkeit findet, die nicht von irgend einem Gefühle begleitet wäre. Jeder einfachen sinnlichen Empfindung, jeder Farbe, jedem Tone entspricht ursprünglich ein eigner Grad der Lust oder Unlust, ja selbst die einfachsten und trockensten Begriffe des Denkens sind nie von diesem nebenhergehenden Gefühle ganz entblößt, wir fassen den Begriff der Einheit nicht, ohne zugleich ein Glück der Befriedigung zu genießen, das sein Inhalt einschließt, den des Gegensatzes nicht, ohne zugleich die Unlust der Feindseligkeit mit zu empfinden; Ruhe, Bewegung,

1) Nahlowsky, Gefühlsleben. Seite 57 ff.

Gleichgewicht beobachten wir weder an den Dingen, noch entwickeln wir uns ihre Vorstellungen, ohne uns mit unserer ganzen Lebendigkeit in sie hinein zu versetzen und den Grad und die Art der Forderung oder der Stimmung mitzufühlen.

Auf dieser Allgemeinheit der Gefühle beruht ein guter Teil unserer höheren menschlichen Ausbildung, sie ist der Grund der Phantasie, aus der die Werke der Kunst geboren werden und welche das Verständnis aller natürlichen Schönheit eröffnet: denn n nichts anderem besteht diese schaffende und nachschaffende Kraft, als in der Feinsinnigkeit des Geistes, welche die Welt der Werte in die Welt der Formen zu kleiden oder aus der Verhüllung der Form das in ihr enthaltene Glück herauszufühlen versteht (Mikr. I. 273).

§ 8.

Die erste Gruppe der Gefühle, dir wir unterscheiden können, die sinnlichen Gefühle, d. h. die von Sinnesreizen direkt abhängigen, sind in den verschiedenen Sinnen um so intensiver, je weniger diese Sinne zu feinen objektiven Wahrnehmungen fähig sind. Farben und ihre Kontraste erregen bloß Wohlgefallen oder Mißfallen, Dissonanzen von Tönen beleidigen schon den Hörer persönlich; Lust und Unlust des Geruchs und des Geschmacks sind schon viel intensiver; aber erst in der Haut, die für sich allein wenig Erkenntnis liefert, und in den inneren Teilen, die dazu gar nichts beitragen, nimmt die Unlust den Charakter des Schmerzes an. Die Zweckmäßigkeit dieses Verhaltens leuchtet ein, seine mechanische Begründung ist unbekannt[1]).

Die zweite Gruppe der Gefühle zerfällt ihrem Inhalte nach, je nachdem sie sich auf Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit und Religion beziehen, in intellektuelle, ästhetische, moralische und religiöse Gefühle.

1) Lotze, Grundzüge der Psychologie. Seite 44.

a) Intellektuelle Gefühle.

Das Gefühl enthält den Grund jener eigentümlichen und höchsten Thätigkeit des Geistes, die in dem Suchen und Forschen nach Wahrheit ihre Lust, ihre Freude, ihre endliche Befriedigung findet. Wer kennt nicht jenen eigentümlichen Reiz, den schon das bloße Suchen nach Wahrheit dem Geiste gewährt, jene Lust, welche uns die Lösung eines Problems bereitet, jene Freude nach einer durch viele Mühe errungenen Einsicht, und wiederum jenes Unbehagen, welche jede Hemmung des Denkens, jedes Innewerden mangelnder Einsicht und Klarheit, erfolgloser Geistesanstrengung, ungelöster Widersprüche verursacht. Die Freude des Pythagoras nach Auffindung seines berühmten geometrischen Lehrsatzes war so groß, daß er den Göttern eine Hekatombe zum Opfer brachte.

Archimedes hatte nach langem Suchen gefunden, daß ein in eine Flüssigkeit eingetauchter Körper so viel von seinem Gewichte verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt. Die Auflösung dieses Problems fand er, als er eben badete; sie erfreute ihn so sehr, daß er nackend die Straße nach seiner Wohnung eilte mit dem lauten Rufe: „Ich habe es gefunden! Ich habe es gefunden!"

Hieraus ergiebt sich:

a) Beide suchten durch eignes Nachdenken selbständig die Wahrheit;

b) beide fühlten sich, solange sie dieselbe nur halb oder unklar erkannten, beunruhigt und unbefriedigt;

c) beide aber lassen sich nicht zurückschrecken, sondern arbeiten fort und fort an der Lösung des Problems, — und mit der Lösung des Problems empfindet ihre Brust Freude und Befriedigung.

Aus diesen Beispielen erkennen wir, daß die Erforschung einer Wahrheit ein Lustgefühl, und jede Hemmung, jede Erfahrung unserer Unzulänglichkeit ein Unlustgefühl verursacht.

Wenn die Augen eines Kindes hell aufleuchten vor Freude, sobald sich ihm eine neue Erkenntnis erschlossen hat und ihm die Unlust ebenso von dem Gesichte abgelesen werden kann, sobald es etwas eben Besprochenes nicht verstanden hat, ist in dem Kinde das „Wahrheitsgefühl" rege geworden. Wenn Schüler ihre Aufgaben richtig gelöst haben, schauen sie dem Lehrer heiter ins Gesicht; haben sie jedoch ein falsches Resultat erzielt, so blicken sie verstimmt darein. Die Gewißheit einer Wahrheit erweckt Freude, Ungewißheit darüber Unlust. „Die intellektuellen Gefühle sind also die Gefühle der Lust und der Unlust am eigenen Denken und der gewonnenen Erkenntnis der Wahrheit bezw. dem Mangel daran, hervorgerufen durch die Vorstellungen hiervon. Die Wahrheitsgefühle sind einer außerordentlichen Steigerung fähig und bilden dann einen mächtigen Trieb zum Handeln. Das Wahrheitsgefühl ist ein mächtiger Sporn zum Streben nach richtiger Erkenntnis der Wahrheit, die aus Gott ist und zu Gott führt. „Das Wahrheitsgefühl ist das eigentliche Lebensgefühl des Menschen" (Schiller). Es treibt den Gelehrten an, die schwierigsten Probleme seiner Wissenschaft zu untersuchen, die Geheimnisse der Naturgesetze zu ergründen, und die Befriedigung des Gefühls bildet den schönsten Lohn für die mühsame Arbeit. Es folgt nicht nur der Erkenntnis der Wahrheit, sondern geht ihr auch voran, ist eine Anticipation, ein „Wahrscheinlichkeitsgefühl" des Erkennens, allerdings mit einer gewissen Unklarheit noch behaftet, und tritt daher überall da ein, wo eine klare Erkenntnis vorerst oder überhaupt unmöglich ist.

§ 9.

b) Ästhetische Gefühle.

Durch den Anblick einer schönen Landschaft, des Meeres, künstlicher Werke, Gemälde, Statuen, durch Anhören von Erzählungen, Gedichten, musikalischen Darstellungen — wird ein Gefühl der Lust in der Seele erregt, — durch den Anblick eines Zerrbildes, Anhörung unreiner Töne, Unlustgefühle. Diese Gefühle nennen wir „ästhetische Gefühle". Ästhetisch ist der Zustand des Gemüts, der entsteht, wenn äußere Gegenstände durch den gefälligen Zusammenstoß mit einer empfänglichen Seele „einen eigentümlichen Zustand der Lust" veranlassen. Alles Schöne, sei es in der Natur, sei es in der Kunst, veranlaßt ein ästhetisches Gefühl der Lust, alles Häßliche ein ästhetisches Gefühl der Unlust. Lust empfinden wir bei harmonischen Eindrücken, Unlust bei disharmonischen Eindrücken.

Das Reich der ästhetischen Eindrücke ist das eigenste Gebiet der Gefühle, auf dem sie noch unbeschränkt walten. Das Gemüt und die Gefühlsäußerungen begründen die Möglichkeit des Schönen. Dächte man sich ein Weltall, das nach ewigen Gesetzen mannigfach wechselnde Erscheinungen entfaltete, deren Gestalten einem einzigen Gedanken wankellos entsprächen, doch nähme zugleich an, „daß wohl ein Geist die Mannigfaltigkeit dieser Beziehungen denkend zu der Einheit eines Bildes zusammenfasse, aber daß kein Herz in der Welt sei, für welches das All lebendig sich bewege, wie sollte in dieser Welt der Wahrheit noch die Schönheit einen Platz finden? Die Schönheit setzt überall „den fühlenden Geist voraus, nicht um von ihm, als schon vorhanden, nacherkannt zu werden, sondern um in seiner Berührung zu entstehen".

Weit emporgehoben erscheint das Gemüt, der Brennpunkt

des Schönen im Herzen des Menschen und der Welt, „mit seinen ewig berechtigten Wünschen und Strebungen" über die flüchtigen Lustempfindungen eigensüchtigen Genusses, es erscheint in der That würdig, Sitz und Lebensgrund der Schönheit zu sein, die „mit demjenigen Gefüge des Ablaufs übereinstimmt, das unsere Vorstellungen und Strebungen unter der alleinigen Herrschaft unserer sittlichen Bestimmungen annehmen"; denn dieses Gemüt, „an das alles Schöne sich wendet, ist nicht das natürliche mit seinen fremdher angeborenen Neigungen und Leidenschaften, noch auch das allgemeine mit seinen beständigen Gattungsmerkmalen, sondern jenes wirkliche, das wohl die eigentümliche Kraft leidenschaftlicher Strebungen in sich empfindet, aber auch den höchsten wertvollen Inhalt als in seiner besonderen Thätigkeit gegenwärtig, von ihm sich durchdrungen fühlt [1])".

Wir können nicht denkend beweisen, sondern nur (fühlend) erleben, daß irgend ein „Schönes" schon sei; nicht durch logische Zergliederung [2]), sondern durch eine instinktive Schätzung des

1) „Alle Schönheit, obwohl weder dem Wollen noch dem Denken fremd, hat ihren Sitz nur im Gefühle." Weise.

2) „Eine solche Zerlegung, wie sie der Kunstkenner und Kritiker bei der beurteilenden Auffassung eines Kunstwerkes vornimmt, ist keineswegs eine Bedingung des ästhetischen Genusses. Die ästhetischen Lustgefühle stellen sich vielmehr als Resultate einer von dem schönen Gegenstande in unser Bewußtsein hineinstrahlenden Befriedigung und Selbstübereinstimmung auch dort ein, wo die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen durch keine Apperzeption auf jenen Klarheitsgrad gehoben werden, der zur vollen kritischen Würdigung des Kunstwerkes erforderlich ist. Ohne den Plan in der Anlage eines gotischen Domes zu verstehen, fühlen wir die Herrschaft des Spitzbogens in seiner Architektonik mit innerer Befriedigung heraus, und ohne das Geheimnis der Tonsetzung zu ahnen, haben wir doch beim Anhören des klassischen Musikstückes das befriedigende Gefühl, daß alles so bleiben und nicht anders werden solle." Lehrbuch der empirischen Psychologie als induktive Wissenschaft v. Gust. Ad. Lindner. Seite 148.

Gefühls läßt sich der Inhalt des Schönen erschöpfen. Eine erschöpfende Begriffsdefinition des Schönen zu geben, ist unmöglich, weil wir das Schöne mehr nur fühlen, als denkend erkennen Dennoch fehlte auch der ersten Ausbildung des menschlichen Geschlechts eine eigentümliche Deutung der natürlichen Schönheit nicht. Unmöglich mußte ihr nur dies sein, den Grund des Schönen, Erhabenen oder Grauenhaften, das in wechselnden Erscheinungen das Gemüt ergriff, in Gestalt so einfacher und nackter Begriffe auszusprechen, wie sie für eine wissenschaftliche Ansicht unserer Zeit die Grundlage bilden zu müssen scheinen. Fern von solchen Bestrebungen und unfähig zu ihnen, deutete jene Zeit das Gegebene, indem sie Neues schuf, was sie zu deuten vermochte. Sie trennte nicht die lebendige Innigkeit des Gefühls, die dem Eindruck des Schönen folgt, von den leblosen Formen des Gegenstandes ab, der jenes hervorzubringen imstande war; alles Äußere vielmehr mit verborgener Lebendigkeit erfüllend, konnte sie Weh und Seligkeit des genießenden Geistes auf die genossene Welt übertragen. Der schöne Gegenstand war nur darum schön, weil er beseelt dieselben Bewegungen in sich genießen konnte, die seine Betrachtung in anderen Gemütern anklingen mußte. So entging, schaffend in ihren Deutungen, die alte Sagenlehre den Zweifeln der wissenschaftlichen Ansicht, die wohl auch gern alles Entzücken des angeregten Gefühls mit in den schönen Gegenstand verlegen möchte und doch sich eingestehen muß, daß das Schöne in dieser Bedeutung nur in dem genießenden Geiste, aber nicht in den genossenen Verhältnissen der Dinge liegen kann, die den unschuldigen oder verdienstlosen Anstoß zur Erzeugung seliger Lust gewähren. Und so finden wir, daß lebhaft für das Schöne begeisterte Ansichten auch in neuester Zeit fast immer geeilt haben, alles Äußere mit einer durchdringenden Lebendigkeit zu begraben. Ohne sie schien es un-

möglich, gerade das, was von dem Schönen allein einer übergreifenden Gültigkeit würdig wäre, jenen von dem Gefühle unabtrennbaren Wert und Selbstgenuß, auch außer uns in den Gegenständen wiederzufinden.

Die Innigkeit und der Wert der Schönheit kann in den Begriffsbestimmungen der Ästhetik nicht enthalten sein, die sich begnügen muß, durch umschreibende Angabe der Erscheinungsbedingungen und eine möglichst genaue Zergliederung der formalen Bestandteile des ästhetischen Urteils den Leser zu veranlassen, nach seiner eigenen Erfahrung das seinem inneren Wesen nach begrifflich nicht Mitteilbare in sich wiederzuerzeugen. Das letzte, der Gefühlskern selbst, bleibt jeder Definition unzugänglich, unzugänglich darum auch für jeden, der es in sich selbst nicht erfahren hat.

So führt uns mannigfaltige Überlegung dahin, schön das zu nennen, dessen Eindruck überhaupt nicht nur mit irgend einer inneren Ereignisreihe, sondern wesentlich mit demjenigen Gefüge des Ablaufs übereinstimmt, das unsere Vorstellungen und Strebungen unter der alleinigen Herrschaft unserer sittlichen Bestimmungen annehmen[1]).

Wir unterscheiden das „Angenehme“ als einen nur individuell für uns gültigen Eindruck von dem „Schönen“, welches wir von allen als solches anerkannt verlangen.

Hieraus ging die Ansicht hervor: angenehm sei das, was mit den individuellen und nicht notwendig allgemein-gültigen Zuständen unseres Wesens harmoniert, dagegen schön das, dessen Eindruck mit der unveränderlichen und allen Individuen gemein-

1) Lotze, Geschichte der Ästhetik. Seite 15. — Lotze, Begriff der Schönheit. Seite 10.

samen Organisation unserer Natur übereinstimmt. Man glaubte namentlich, daß dasjenige schön sei, was unsere Erkenntnisthätigkeit zu einer ihr angemessenen Mannigfaltigkeit von Äußerungen anregt, und von diesem Gesichtspunkt aus suchte die Ästhetik Kunstregeln, nach denen man durch Spannung der Erwartung, durch Steigerung des Eindruckes, durch Überraschung, durch die Verbindung des Mannigfaltigen zu einem leicht anschaulichen Ganzen, durch Unterwerfung einer Vielheit unter ein leicht zu entdeckendes Gesetz 2c. diesem natürlichen Spiel unseres Vorstellens angemessene Reize zuführte.

§ 10.

Allein jene Allgemeingültigkeit, die wir für unser ästhetisches Urteil verlangen, wird uns nicht zugestanden, sondern thatsächlich sind die Ansichten über das Schöne weniger in Übereinstimmung als die Urteile über vieles Angenehme.

Der „schöne" Eindruck kann daher nicht auf einen in uns stets wirklich vorhandenen Maßstab, nicht auf eine in allen Individuen wirklich vorhandene geistige Organisation bezogen werden, sondern nur auf eine solche, die in jedem Einzelnen erst durch die Entwickelung realisiert werden soll und in jedem nur unvollkommen und einseitig realisiert ist.

„Schön" wird mithin ein Eindruck erscheinen, der mit dem in uns verwirklichten Teile dieses idealen Zustandes zusammenstimmt, und eben weil wir das gute Gewissen haben, daß er uns nicht bloß als einzelner Person wohlgefällt, sondern dem allgemeinen Geiste in uns, können wir verlangen, daß unser Urteil allgemein gelte. Andererseits aber, weil kaum in einem anderen Individuum genau derselbe Teil des Ideals verwirklicht ist, wird diese verlangte Übereinstimmung sehr selten vollständig vorkommen, sondern der ästhetische Geschmack wird verschiedener sein können als das Urteil

über manches bloß sinnlich Angenehme, für dessen Eindruck alle Individuen dieselbe Empfänglichkeit besitzen.

§ 11.

Bisher also würde das Schöne das sein, was dem verwirklichten Ideal in uns entspricht. Aber es fragt sich, wie Schönheit, die oft in äußerlichen Formen gefunden wird, einem Idealzustande des Geistes entsprechen könne, den man sich gewöhnlich nur in dem engeren Gebiete der sittlichen Gesinnung vorzustellen pflegt.

Nun ist aber klar, daß jede einzelne sittliche Idee, z. B. die der Gerechtigkeit, des Wohlwollens &c., sobald sie den Geist beherrscht, nicht bloß der gesamten Handlungsweise bestimmte formelle Charaktere mitteilen muß, sondern daß unter ihrer Herrschaft auch der Wechsel der Gemütsstimmungen und die Gewohnheiten des Vorstellungsverlaufs, kurz der ganze innere Zustand sich an bestimmte Formen der Veränderung gewöhnen kann, die ganz abgesehen von aller Beziehung auf sittliche Aufgaben auch als Verknüpfungsformen der Ereignisse in der Natur und in Kunstprodukten wiederkehren können. So wird die „Gerechtigkeit" etwa das formelle Prädikat der Konsequenz, der stetigen Entwickelung, der Vermeidung alles Überflüssigen, der Strenge und der Herbigkeit des starren, geradlinigen Fortschritts, dagegen die Idee des „Wohlwollens", die Gewohnheit, alle Gegensätze durch Vermittelungen auszugleichen, jeden scharfen Unterschied zu vermeiden und ähnliche Formen des Benehmens hervorrufen. Beide Arten von Formen aber finden wir auch in der Natur wieder, und was die eine von ihnen trägt, wird auch der einen geistigen Richtung gefallen, die in denselben Formen lebt.

§ 12.

Diese Auffassungsweise würde teils manches Einzelne gut erklären, teils würde sie nicht ganz übel die höhere Würde des Schönen im Gegensatz zum Angenehmen in uns schützen.

Allein im ganzen würde doch hier der schöne Gegenstand immer nur als ein Mittel erscheinen, das nur dazu gut ist, um durch seine Einwirkung auf uns und erst eben in uns jenes Gefühl der Lust zu erzeugen, um deswillen wir ihn schön nennen. Er würde daher an sich ebensowenig „schön" sein, als ein Gegenstand an sich „nützlich" ist. Sowie „Nützlichkeit" nur ein eventuelles Prädikat ist, das einem Dinge dann zukommt, wenn es auf uns wirkt, das dagegen seine eigene Natur gar nicht mit ausmachen oder charakterisieren hilft, wie andere Eigenschaften, ebenso würde die „Schönheit" nur ein eventuelles Prädikat sein, das nicht eigentlich zu dem Bestande des Gegenstandes selber mitgehört, sondern das ihm nur zukommt, weil wir, auf die es wirkt, so organisiert sind, daß uns diese Wirkung wohl thut. Wären wir anders eingerichtet, so würde derselbe Umstand „häßlich" heißen können, und würde das dann ebensowenig an sich selber sein, als er im ersten Falle an sich „schön" war.

Auf diese Weise würde also die „Schönheit" eigentlich nur in unserm subjektiven Eindruck existieren, in den Gegenständen dagegen nur eine Summe gleichgültiger Eigenschaften vorhanden sein, die nur als ihre Nachwirkung in uns das Schöne erzeugen.

§ 12.

Von dieser Ansicht wird man nicht befriedigt sein. Wenn man gern zugiebt, daß es mit anderen Eigenschaften, z. B. der Nützlichkeit, so gehalten werden dürfe, daß diese also gar nichts den Gegenstand mit Ausmachendes, sondern bloß eine zufällige Beziehung des fertigen Gegenstandes zu uns seien, so sei dies unmöglich in diesem Falle, weil die eigentümliche Würde der „Schönheit" verloren gehe, sobald sie nicht als das eigene Leben des Objekts, sondern nur als ein von ihm veranlaßter Gemütszustand gelten solle.

Wenn auch das Wohlgefallen am schönen Gegenstande das Werk unseres Inneren ist, „der Grund, der diese Thätigkeit anregt, liegt doch in dem Gegenstand selbst" (Geschichte der Ästh. Seite 65). Die besondere Natur der Gegenstände, Verhältnisse, Ereignisse, Handlungen, die wir danach schön nennen, giebt den Anstoß zu der lustvollen Gefühlserregung.

Man wird daher auf alle Weise suchen, der Schönheit eine objektive Wirklichkeit zu sichern und zugleich verlangen, daß die Schönheit alles Schönen überall ein und dieselbe sei. Denn auch das würde ihrem Werte widersprechen, wenn, wie dies beim Nützlichen der Fall ist, jeder einzelne schöne Gegenstand aus einem ganz besonderen, bloß für ihn gültigen und in keinem andern Falle sich wiederholenden Grunde schön wäre. — Aus diesem Bedürfnis entspringt die schon im Altertum angeregte Frage nach dem „Schönen an sich" oder in moderner Form nach der „Idee der Schönheit".

§ 13.

Bei diesem Streben nach Objektivierung der Schönheit wird man für die Lust des subjektiven Eindruckes, den sie uns gewährt, kein Äquivalent finden können, es sei denn, daß die Dinge ihre eigne Schönheit genössen. Wohl aber wird man versuchen können, das, was objektiv, in den Dingen dem schönen Eindruck zu Grunde liegt, als ein an sich bedeutsames, in den ganzen Bau der Welt sich wertvoll einfügendes und zu seiner Vollständigkeit gehörendes Prädikat zu fassen, so daß dann der schöne Eindruck hervorgebracht wird durch etwas, was auch von ihm abgesehen, auch an sich, von absolutem Wert ist.

§ 14.

Andererseits überzeugen wir uns bald, daß dasjenige, was wir als das „Schöne an sich" in den verschiedenen schönen

Gegenständen als gemeinsamen Charakter aufsuchen, weder eine bestimmte Eigenschaft noch eine Summe von solchen, weder ein bestimmtes Ereignis oder eine Beziehung, ein Verhältnis, noch ein allgemeiner Exponent solcher Verhältnisse sein kann. Denn sowohl in Bezug auf die Natur ihrer einzelnen Merkmale als rücksichtlich der Verbindungsweise derselben sind die schönen Gegenstände unendlich verschieden.

Wir können daher „das Schöne" nicht in der Form einer Anschauung fassen, die uns immer nur ein bestimmtes Bild geben würde, nicht in der Form des Begriffs, die uns zu einem bestimmten Merkmalkreise noch ein beständiges, Gesetz der innern Verbindung derselben hinzugeben würde, sondern nur in der Form der Idee, die das Wesentliche eines Gegenstandes nur durch den Sinn des Zweckes angiebt, zu dem er berufen ist, eine bestimmte Form oder Verbindung von Merkmalen dagegen nicht einschließt, vielmehr eine unendlich mannigfaltige Bestimmbarkeit derselben zugiebt, mit der einzigen Bedingung, daß in allen diesen vielen Formen der Sinne des Zweckes festgehalten bleibe.

§ 15.

Genuß nun oder Lust ist nur im Beseelten möglich. Die höchste objektive Schönheit werden wir daher immer in der beseelten Gestalt finden, deren einzelne Teile wir ebenfalls als fähig betrachten, an der Lust des sie beherrschenden individuellen Geistes Teil zu nehmen, das Glück zu fühlen, das in jeder ihrer Beziehungen zu jedem andern liegt und so von ihrem Standpunkt aus die durch das Ganze als Ganzes verbreitete Harmonie als auch für sie selbst vorhanden wiederzuspiegeln.

Deshalb wird alle ästhetische Naturbetrachtung immer dagegen sein, in einer roh mechanischen Ansicht den Leib als totes Material für die Zwecke der einen lebendigen Seele anzusehen.

Sie wird nicht nur ihn als durchaus in jedem Teile beseelt betrachten, sondern auch jedes Kunstwerk, von dessen wirklich mechanischer Struktur wir völlig überzeugt sind, werden wir ästhetisch nur dadurch würdigen, daß wir es als beseelten Organismus betrachten, damit wir so imstande sind, jedem einzelnen Teile nicht bloß ein Enthaltensein in gewissen Formen, sondern zugleich einen Genuß des Wertes dieser Formen zuzuschreiben.

§ 16.

Den Namen der Schönheit werden wir schließlich nicht sowohl den Formen des Daseins und der gegenseitigen Beziehung zuschreiben, die an sich nur die Vorbereitungen für den künftigen Selbstgenuß der Dinge sind, sondern wir werden den letztern in jenen Namen mit einschließen und werden „Schönheit" jenen seligen Selbstgenuß nennen, der dem Ganzen der Welt voraussetzlich wegen der vollkommenen Koincidenz aller realen Verwirklichungsmittel mit dem Inhalt ihrer Zwecke zukommt, und der in dem Einzelnen (dem Endlichen) zwar durch jene Dissonanzen gestört werden kann, welche da in der Realisierung jedes Zweckes vorkommen können und gewöhnlich in der That vorkommen, dagegen in etwelchen dieser etlichen, einzelnen Erscheinungen (den schönen Gegenständen) in einem konzentrierten, der Vollkommenheit angenäherten Ausdruck sich zeigt.

In diesem Resultat fließt die frühere, subjektive, und diese spätere, objektive, Betrachtung des Schönen zusammen. Denn zuerst war uns die Schönheit nur in dem subjektiven Gefühl der ästhetischen Lust gegeben, die uns die Eindrücke erregten. Wir wollten ihr dann ein objektives Dasein geben, so daß sie als das eigene innere Wesen der schönen Gegenstände erschiene. Wir haben dies erlangt, indem wir die Schönheit nicht als ein bloßes Verhältnis, als eine bloße Form betrachten, von der

die Dinge, denen sie zukäme, selbst nichts wüßten, indem wir sie vielmehr für die Lust erklären, welche die Gegenstände selber von der glücklichen Bildung ihrer Formen empfangen. Sie scheinen daher nicht bloß schön, sofern sie auf uns einen wohlthuenden Eindruck machen, sondern wir fühlen in dem Eindruck nur ihre eigene schöne Lust mit.

Zu erklären, woher es kommt, daß gerade diese bestimmten Formen, Verhältnisse, Handlungen uns gerade diesen bestimmten Eindruck machen müssen, ist unmöglich, gerade so unmöglich wie die Erklärung dessen, warum Luftwellen als Töne, Aetherwellen als Farben empfunden werden.

Daß nur durch das Zusammentreffen äußerer Dinge: Töne, Farben, Formen, Thaten mit den Bedingungen, unter denen unserer Seele wohl ist, zwischen den beiden Einklang entstehen kann, der ein Glücksgefühl erzeugt, hat Lotze gegen jene formalistische Ansicht der Herbartschen Schule sieghaft erwiesen. (Gesch. der Ästh. Seite 66.)

Wenn Herbart das Wesen des Schönen nur in die Formen des Gegenstandes verlegt, wenn er sagt, daß diese Formen allein den Grund des ästhetischen Wohlgefallens bilden, so vertritt Lotze die Lehre: **Es giebt keine Schönheit als solche,** außer in dem Gefühl des Geistes, der sie genießt und bewundert; aber der Zusammenhang der Dinge ist so geordnet, daß er dem Geiste die Formen der Bewegung erregen kann, in denen ihm jener Genuß zu teil wird und der Gegenstand der Bewunderung entsteht. Nicht in den Gegenständen allein liegt der Grund, der unser Inneres zum ästhetischen Genusse anregt, er liegt darin, daß wir und die Dinge zu einander passen.

Sehr treffend sagt ein Schüler Herbarts: Das wahrhaft Schöne ist stets der Ausdruck oder das Symbol eines geistigen

Moments[1]). — **Das Schönheitsgefühl ist das reine, durch keine fremden Nebenrücksichten beeinflußte Wohl- oder Mißfallen.**

c) Die sittlichen Gefühle.

Die sittlichen (ethischen) Gefühle sind: Freude und Wohlgefallen am Guthandeln, Mißfallen und Entrüstung am Schlechthandeln,

1) Der Verfasser kann bei aller Verehrung, die er dem seltenen Geiste Herbarts zollt, doch nicht so ganz der Ansicht desselben, das Schöne sei nur in der Form begründet, beipflichten. — Was speziell die Musik betrifft, welche vorzüglich unserem großen Denker zu jener Behauptung den Impuls gab, hat sich Schreiber dieses längst, und zwar bereits in einer Jugendschrift, bei Gelegenheit einer Besprechung „der Beethovener" von W. R. Griepenkerl, in abweichendem Sinne ausgesprochen.

Es wäre wohl der Herbartsche Grundgedanke, das Schöne sei lediglich in der Form zu suchen, dahin zu modifizieren, daß man denselben erstens nur auf die Elemente des Schönen, auf die ästhetischen Grundverhältnisse, beschränkte — diese hatte ja auch Herbart selbst vorzüglich im Sinne, als er jenen Ausspruch fällte; zweitens wäre (im Hinblick auf die Gruppen- und Massenschönheit) derselbe dahin zu umschreiben: „Das Schöne vermittelt sich zunächst durch die Form."

Wo es sich nicht rein um die Elemente des Schönen, sondern schon um ein ganzes Kunstwerk handelt, da ist die Form nur ein Gefäß, wohl an sich wichtig und wertvoll, aber nicht alles in allem, sondern nur bedeutsam durch das, was sie in sich faßt oder andeutet. Auch die menschliche Physiognomie ist in diesem Sinne Form. Aber nicht allein das bestimmte Knochengerüst, nicht die Fleischhülle, nicht diese Farbentöne der Inkarnation sind es, was wir schön finden, sondern vielmehr die Seele, die hinter dieser Hülle hervorschaut und uns daraus anspricht. All das andere hat nur seine Bedeutung als Träger und Medium für den geistigen Gehalt und Ausdruck. Ebenso in der Kunst. Die Form ist Gefäß, Hülle, Träger, Medium des sich in ihr aussprechenden, durch dieselbe sich vermittelnden Gedankens, der letztere aber die eigentliche Seele des Ganzen. Friedrich Thiersch leitet in seiner Aesthetik das Schöne von „Scheinen" ab und mit Recht. Es ist hierin eigentlich eine doppelte Beziehung, einmal die auf die sinnlich wohlgefällige Erscheinung, sodann auf das Durchscheinen eines Höheren, Übersinnlichen gesetzt." (Das Gefühlsleben v. Joseph W. Nahlowsky. Seite 135.)

und zwar an der Handlungs- und Denkweise anderer, wie der eigenen Handlungs- und Denkweise, hervorgerufen durch die Vorstellungen hiervon[1]).

Sofern das sittliche Gefühl sich auf unser eigenes Thun und Lassen bezieht, ist es das Gewissen. Dieses ist der Richter in unserem Inneren und nach den verschiedenen sittlichen und geistigen Zuständen des Menschen von sehr verschiedener Beschaffenheit.

§ 17.

Über diese wirkliche Leistung des Gewissens bestehen verschiedene Auffassungen[2]).

Es muß zugegeben werden, daß das Gewissen nicht aller Erfahrung voraus eine zusammenhängende Offenbarung der Gebote ist, die unser künftiges Handeln befolgen soll; es gleicht vielmehr unserer Erkenntnisfähigkeit[3]). Die höchsten

---

1) „Die sittlichen Gefühle sind den ästhetischen am nächsten verwandt. Das Gemeinsame besteht darin, daß sowohl das Schöne als das Sittliche unbedingt gefällt, während ihre Gegenteile unbedingt mißfallen; daß beide auf Verhältnissen gleichartiger Glieder beruhen; endlich daß beide auf Musterbegriffe, Ideen und Ideale führen, d. h. auf solche unwandelbare Begriffe, welche, wenn sie rein gedacht werden, ungetrübten und unwillkürlichen Beifall erzeugen. Der Unterschied liegt aber darin, daß das Schöne erstlich einen größeren Umfang hat, indem das Sittliche sich ausschießlich auf Willensverhältnisse, Gesinnungen und Handlungen des Menschen bezieht, weshalb es mit der Person unzertrennlich verknüpft ist, während das Schöne sich stets isolieren läßt; ferner sind die Vorschriften der Ethik kategorisch, die Normen der Ästhetik nur hypothetisch. (Sittlich sein und sittlich handeln muß jeder, der einen wahren Wert haben soll; schön sein und Schönes schaffen kann und muß nicht jeder.") Mich, Seelenlehre. S. 66.

2) Lotze, Grundzüge der Religionsphilosophie. Seite 87.

3) So hat ein alter Glaube dem Menschen ein angeborenes Sittengesetz, das seine Gesinnungen, und eine innere religiöse Offenbarung, die seine Zwecke regele, als feste Anhaltspunkte seines hin- und herschwankenden natürlichen Strebens zugeschrieben." Welche ursprüngliche

Grundsätze, auf welche diese die Beurteilung der Dinge zurückführt, sind auch kein ursprünglicher fertiger Besitz unseres Bewußtseins, vielmehr die einzelnen Wahrnehmungen veranlassen uns zuerst als eine Art unmittelbare Reaktion, ihre Verknüpfung in einem bestimmten Sinne auszuführen. Erst die spätere Reflexion auf viele solche Einzelfälle zeigt uns, nach welchen Grundsätzen unser vorher nur instinktives Handeln verfahren ist; und nun erst sind sie bewußte Grundsätze, die wir in unserer ferneren Erkenntnis befolgen. Ganz ebenso wird das Gewissen zuerst durch die Betrachtung ganz bestimmter Fälle zu Einzelurteilen der Billigung oder Mißbilligung über die darin vorkommenden Handlungen veranlaßt. Erst die reflektierende Vergleichung dieser Einzelurteile bildet daraus die allgemeinen sittlichen Vorschriften, die man dann als die „unmittelbare Stimme des Gewissens" zu bezeichnen pflegt. „Nur von unserem Gewissen können wir die Aussprüche erwarten, welche uns die allgemeinen sittlichen Grundsätze festsetzen[1])." So billigen und bewundern wir die edlen Gesinnungen und Thaten, welche so viele Gedichte uns darstellen, z. B. Johanna Sebus (von Goethe), das Lied vom braven Mann (von Bürger), die Kuh (von demselben), die Bürgschaft (von Schiller), die Tabakspfeife (von Pfeffel), mißbilligen und verabscheuen dagegen das Schlechte, z. B. das Verhalten des Königs in des Sängers Fluch (von Uhland); und ebenso begleiten wir die Gesinnungen und Handlungen, welche uns in der Bibel und der Geschichte erzählt werden, mit dem Gefühl der Billigung oder Mißbilligung.

Anlage zu beiden wir im menschlichen Geiste zu suchen haben, oder ob erst die Bildung des Lebens diese Blüten treibe, müssen wir zum Schluß dieser Betrachtung überlegen." (Mikr. II. Seite 311.) „Sollen sittliche Gefühle in uns entstehen, so ist es notwendig, daß sich in uns, angeregt durch Erziehung und Bildung, eine gewisse Welt- und Lebensansicht ausgebildet hat."

1) Lotze, Grundzüge der praktischen Philosophie. Seite 9.

Handlungs- und Denkweise sagen wir absichtlich, denn die Gesinnung eben ist es, welche auch einer That erst ihren sittlichen Wert verleiht oder sie zu einer verwerflichen macht. Das Beten, Fasten und Almosengeben der Pharisäer war z. B. sittlich verwerflich, weil es Heuchelei war. Der Zorn Kains war eine Sünde, weil er aus dem Haß entsprang, der Zorn des Täufers gegen die zu seiner Taufe kommenden Pharisäer und Sadducäer ein gerechter und heiliger, weil er nur der Sünde und nicht den Sündern galt, vielmehr ein Mittel zur Rettung der letzteren werden sollte.

Joseph bezeichnete den Ehebruch, zu dem ihn Potiphars Weib verleiten wollte, als ein großes Uebel, weil es eine Sünde wider Gott wäre. Sittlich verwerflich erscheint uns eine That oder Gesinnung, wenn sie im Widerspruch mit Gottes Gebot steht, sittlich gut dagegen, wenn sie sich im Einklang mit dem göttlichen Willen befindet. Hierin liegt der Zusammenhang zwischen den Gebieten des Sittlichen und des Religiösen, also auch zwischen den sittlichen Gefühlen und den religiösen. Je lebendiger und tiefer diese sind, um so stärker werden auch jene sein, und wer die ersteren pflegt, legt damit auch den Grund zur Bildung der letzteren.

Die sittlichen Gefühle richten sich demnach nach unserer Vorstellung darüber, was sittlich gut oder böse ist. Allein man wird nie Erfolg haben, wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtsein des Sollens nur vermittelst der Eindrücke der Erfahrung bringen will. Wir behaupten: die entwickelnde Kraft der Erfahrung einerseits, aber ebensosehr das ursprüngliche Vorhandensein des Keims, auf den sie wirkt, sind zur Bildung sittlicher Gefühle notwendig. — Ist überhaupt der Mensch bestimmt, erst durch eigene Thätigkeit zu werden, was sein Begriff ihm zu sein befiehlt[1]), so wird er auch

1) Mikr. II. 311 ff.

die Ideale seines Thuns nicht als ein fertiges Geschenk seiner Organisation in sich finden, sondern im Lauf seiner Entwickelung sich ihrer zu bemächtigen haben. Zwar gerade darin hat man seine sittliche Natur vor der Anlage zur Erkenntnis bevorzugt geglaubt. Nur wenige unzweideutige Grundsätze zur Beurteilung der Dinge gebe ihm die letztere an die Hand, und solche, deren Durchführung gegen den widerstreitenden Augenschein zahlreiche Irrtümer nicht vermeiden kann; dem dürftigsten Menschengeiste halte dagegen sein Gewissen, unabhängig von der Höhe und Ausdehnung der erreichten Kenntnisse, die unverbrüchliche Richtschnur seines Handelns und die höchsten Gegenstände des Glaubens mit immer gleicher Deutlichkeit vor. Aber die Vergleichung verschiedener Kulturstufen des menschlichen Lebens hat längst zu größerer Vorsicht in diesen Meinungen ermahnt.

Wir müssen es aufgeben, den Glauben an das Dasein Gottes auf die Übereinstimmung der Völker zu gründen. Stimmungen und Ahnungen, die auf ein Unbekanntes, Unsichtbares hinausweisen, entwickeln sich freilich wohl unter dem Einfluß der Lebenserfahrung in jeder menschlichen Brust; aber ohne günstige Bedingungeu der Ausbildung bringen sie kaum mehr als jenen Zustand gegenstandsloser Furcht hervor, der auch das Tier beherrschen würde, wäre es nicht zu gedankenlos, um die einzelnen Schrecken, die es erfährt, zu einem bleibenden Gedankenkreise zu sammeln. Jene untrügliche Stimme des Gewissens aber mag wohl ebenfalls in keinem ganz schweigen; was ist es indessen, was sie bejaht und befiehlt? So wie der Mensch geht und steht, wie alle seine Verhältnisse ihn gebildet haben, sehr verschiedenes. Ein beschränkter und einseitiger Erfahrungskreis pflegt uns in gewisse Vorstellungsweisen der Dinge einzugewöhnen, die deshalb, weil sie innerhalb dieses Kreises keinen Widerspruch finden, allmählich für uns den vollkommensten Schein unbedingter

Evidenz annehmen. Man weiß, wie siegreich solche Vorurteile auch dann der Wahrheit widerstehen, wenn diese uns fertig von außen dargeboten wird und wir nicht die Mühe haben sollen, sie selbst zu finden. Die praktischen Vorurteile, in welche uns Erziehung, Nationalität, Sitte, Beruf und Zeitgeist eingewöhnen, sind nicht minder lebenskräftig, und man kann nicht leugnen, daß unter diesen Einflüssen nicht nur manche gleichgültige Handlung, manches unbedeutende Ceremoniell, sondern selbst vieles, was die Bildung einer anderen Zeit und eines anderen Ortes als inhumane Barbarei verurteilen würde, als heilige Gewissenspflicht empfunden, und daß die Verletzung dieser Pflicht mit derselben Beunruhigung des Gemütes gebüßt wird, die uns mit Recht nur aus der Übertretung wahrhaft sittlicher Gebote hervorgehen zu dürfen scheint.

Dieses notwendige Zugeständnis der psychologischen Entwickelung unseres Gewissens wird nun zu einer Ansicht benutzt[1]), welche den verbindlichen Wert und die eigene Majestät der sittlichen Gebote aufhebt. Alle sittlichen Gebote erscheinen bloß als Maximen des Egoismus, der sich selbst zu erhalten sucht; sie erscheinen aber als allgemeine Gesetze bloß deshalb, weil die Beschränktheit unserer Erkenntnis des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen uns nicht in jedem Falle die speziell für diesen passende Handlungsweise zur Erreichung des höchsten möglichen Gutes erlaubt.

Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktischen Philosophie [2]), die sittlichen Gebote von dem schielenden Hinblick auf den eigenen Vorteil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht suchte dieser Rigorismus (Starrheit) die klare,

1) Lotze, Religionsphilosophie. Seite 88.
2) Mikr. II. 316.

unabweisbare Verbindung zu lösen, in welcher nichtsdestoweniger der verachtete und in seinen meisten Anwendungen verächtliche Begriff der Lust zu dem andern Begriffe des Wertes überhaupt steht. Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des sittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu gestehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe [1]).

Die Heiligkeit des Gebotes beruht auf dem Willen des höchsten Wesens, auf seiner Fähigkeit der Lust und Unlust an unserm Gehorsam oder Ungehorsam und auf unserer Stellung zu ihm, die unsere Seligkeit nur in seiner Lust finden läßt [2]). Man braucht nur aus dem Begriffe dieses Höchsten jeden Anklang von Gemüt zu tilgen und es ganz in die Naturgewalt einer gefühllosen, wenn auch immer intelligenten Macht zu verwandeln, und man empfindet sofort, daß jener Unterordnung jeder sich selbst bejahende Wert fehlt.

Die menschliche Natur ist so gleichartig überall, daß bei hinreichendem Reichtum der geselligen Bemühungen, durch welche ihre Anlagen entfaltet werden, auch die sittlichen Ueberzeugungen sich im Wesentlichen gleichartig überall entwickeln.

Nur an dem Wohlgefallen [3]), welches Gott an dem Gethanen

1) Mikr. II. S. 317 ff.

2) „Wenn wir auch als sittliche Wesen keinen Anspruch auf ein Wohl machten, das uns belohnen sollte, so würden wir doch theoretisch die Weltansicht ganz absurd finden, die überhaupt noch von Geboten, nicht bloß von einem Müssen, sondern von einem Sollen spräche, obgleich die Erfüllung dieser Gebote nichts besseres zur Folge hätte, als ohne ihre Erfüllung auch würde geschehen sein. Müssen wir also die Erzeugung von Gütern als den letzen Zweck alles Handelns betrachten, so haben wir auch keinen Grund über die Seligkeit zu spotten, welche z. B. das Christentum ganz ausdrücklich als das Ziel der Sittlichkeit ausspricht.“ Lotze.

3) Mikr. III. S. 357.

hat, liegt dem christlichen Gefühl das endliche Gut, um deswillen alle sittliche Arbeit Wert hat. Ist die Liebe das höchste Gebot, so gehört zu ihm die Ergänzung, daß es auch um der Liebe willen ausgeführt werde; weder die Realisierung irgend einer Idee um ihrer selbst willen, damit sie, die empfindungslose, nun verwirklicht sei, noch die Häufung aller Vortrefflichkeiten in uns, diese egoistische Verherrlichung des eigenen Ich, sondern nur die Liebe zu dem lebendigen Gott, die Sehnsucht, nicht von uns, sondern von ihm gebilligt zu werden, ist der Grund der christlichen Sittlichkeit, und nie wird die Wissenschaft einen klareren oder das Leben einen sichereren finden.

Und mit diesem Grunde hängt es nah zusammen, daß dem christlichen Gebote nirgends die Verheißung fehlt, auch dies ein Stein des Anstoßes für jenen Heroismus der reinen Vernunft, der sein Streben fast für beschimpft achtet, wenn das Himmelreich und die ewige Seligkeit ihm als Lohn geboten wird. Es würde frevelhaft sein, zu leugnen, daß das menschliche Herz, auch ohne diese Hoffnung sich einzugestehen, der größten Aufopferung fähig sei; denn wir haben kein Recht, an den Beispielen, die uns Geschichte und Leben dafür geben, zu zweifeln oder in sie hinein Voraussetzungen zu deuten, durch die sie uns erklärlicher würden. Allein indem wir das Verdienst der Tugend anerkennen, die in aufrichtiger Hingebung an das sittliche Ideal den Untergang der Befleckung vorzieht, halten wir eine Weltansicht für unvollständig, die ein unvergoltenes Verschwinden des Guten für möglich hält und durch diese Überzeugung, die ja für sich selbst nie ein Motiv des Handelns sein kann, die Freudigkeit zum Handeln verkümmern läßt. Doch freilich, nicht allein, damit die Welt in sich zusammenstimme und vollkommen sei, knüpft das Christentum die Seligkeit als Folge an die sittliche Treue, sondern allerdings stellt es die Krone des Lebens, die es

verspricht, als das Motiv hin, welches jene Treue bis zum Tode stärken soll. Können wir also denen, die gegen allen Eudämonismus eifern, das formelle Recht bestreiten, unter diesen Vorwurf auch die christliche Lehre zu begreifen und als erhabener ihr die andere vorzuziehen, die Tugend und Aufopferung ohne Lohn gebietet? Erhabener nun mag diese letztere Forderung scheinen; aber von dem Erhabenen ist nicht bloß zum Lächerlichen, sondern auch zum Leeren und Widersinnigen nur ein Schritt. Denn ohne ein höchstes Gut, dem das geringere geopfert würde, und nur als beständige Arbeit zur Herstellung eines bestimmten Zustandes des innerlichen Menschen — wodurch würde sich dann unser sittliches Streben von jeder blinden Wirksamkeit einer Naturkraft unterscheiden, außer durch das begleitende, dann aber unerklärliche Gefühl, etwas zu sollen, was, wenn es nun ist, niemandem zu gute kommt? In Wahrheit thut jedoch auch jener Tugendeifer diesen Schritt nicht; er weiß, daß er auch im Grunde einem höchsten Gute nachstrebt: der Selbstachtung; und gewiß würde auch er jegliches sittliches Streben aufgeben, wenn ihm nicht dieses Ergebnis zum Lohne fiele. Darin also liegt der Unterschied, daß der spröde und stolze Eudämonismus der Selbstachtung, die sich selbst genug ist, dem Eudämonismus der Tugend gegenübersteht, **die sich nicht genügt und die ihr höchstes Gut darin sucht, nicht vor sich selbst, sondern vor Gott zu bestehen und von ihm geliebt zu sein.** Das höchste Gut sieht das Christentum nicht in dem bloßen Vorhandensein einer nach sittlichen Ideen geordneten Welt des Seins und Handelns, sondern **allein in der Seligkeit,** die der Genuß dieser Welt ist."

Diese Ueberlegungen, die freilich nicht den Wert eigentlicher Demonstrationen haben, sondern nur fühlbar machen sollen, durch welche Verbindung die einzelnen hier erwähnten Gedanken erst vollständig befriedigend werden, führen uns nun zu drei Sätzen

welche wir als die charakteristischen Überzeugungen jeder religiösen Auffassung, im Gegensatz zu bloßer Verstandes-Weltansicht, betrachten können:

1) Die sittlichen Gesetze bezeichnen wir als den Willen Gottes;

2) die einzelnen endlichen Geister nicht als Naturprodukte, sondern als Kinder Gottes;

3) die Wirklichkeit nicht als bloßen Weltlauf, sondern als ein Reich Gottes.

d) Die religiösen Gefühle.

Wenn wir beten oder singen das Kirchenlied: „Befiehl du deine Wege", oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten", so bringen wir das Gefühl des Gottvertrauens und der Ergebung zum Ausdruck. Dasselbe gründet sich auf die Vorstellung von Gottes Macht, Treue und Weisheit. — In den Liedern: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" (Gellert) oder in „Schäfers Sonntagslied" (von Uhland) stellt der Dichter sich Gottes Macht, Weisheit und treue Liebe vor, das erfüllt ihn mit Bewunderung, die er voll und ganz auszudrücken nicht imstande ist. Luther spricht seine Zuversicht im Kampfe mit dem Fürsten der Finsternis in dem Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und das Bekenntnis seiner Schuld und Unwürdigkeit, wie das Vertrauen auf Gottes erlösende Gnade in dem Liede: „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir" aus. Dies sind religiöse Gefühle; sie gründen sich auf religiöse Vorstellungen von Gottes Vollkommenheit (dort auf die überlegene Macht des Herrn, hier auf die Heiligkeit und vergebende Gnade Gottes). Paul Gerhard bringt sein Vertrauen auf Gott zum Ausdruck in dem Liede: „Befiehl du deine Wege ꝛc."; dasselbe gründet sich ebenfalls auf die Vorstellung von Gottes Macht, Treue, Weisheit ꝛc. In dem Liede: „Nun danket alle Gott" ist es die Vorstellung der Güte Gottes, welche uns unzählig viel zu gute gethan hat von Kin-

desbeinen an, die das Gefühl der Dankbarkeit in dem Dichter weckt. Bewunderung, Zuversicht, demütiges Schuldgefühl, Vertrauen, Dankbarkeit sind also religiöse Gefühle. Das sind Gefühle der Lust und der Unlust, hervorgerufen durch die Vorstellungen, die wir von Gott und seinen Eigenschaften haben.

Die herzliche, freudige Zuversicht[1]) zur Wahrheit der Lehren und Offenbarungen des Herrn und Heilandes, die demütige Unterwerfung aller eignen Kraft unter die Gnade Gottes, das Bewußtsein nicht nur der natürlichen Unvollkommenheiten, die ihren Sinn in der Ordnung der Welt hat, sondern der Sündhaftigkeit, die immer ist und niemals sein sollte, das Bekenntnis der Unzulänglichkeit alles eigenen Verdienstes, die Hoffnung auf Erlösung von allem Übel durch die Liebe Gottes, die niemand verdienen und doch jeder erwerben kann: diese Verfassung des inneren Menschen bildet den Grund und die Quelle der religiösen Gefühle. Das sittlich-religiöse Gefühl bestimmt unsern Willen und beeinflußt unsere Handlungsweise.

Wir haben mit der Besprechung der intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Gefühle längst nicht die reiche Welt der Gefühle erschöpft; diese sind ebenso mannigfaltig wie die Eindrücke, welche die Seele empfindend und vorstellend erfährt. An jede Vorstellung, an jedes Thun und Handeln knüpft sich ein Gefühl der Lust und Unlust.

Gemütsbewegungen — die Affekte[2]).

Im Gegensatze zu den Stimmungen als dauernden Gefühlslagen bezeichnen wir mit dem Namen Affekte ausschließlich jene Erschütterungen des Gemüts, die bald aus plötzlichen Eindrücken unvorbereitet entstehen, bald aus permanenten Stim-

1) Mikr. III. Seite 361.

2) Lotze, Med. Psychologie. Seite 520 ff.

mungen sich auf zufällige Anstöße entwickeln. Ihr gemeinsamer Charakter ist der der Ueberraschung, und die nächsten Folgen, die sie im Gedankenlauf hervorbringen, fallen diesem gemeinsamen Grundzuge gemäß überall sehr gleichförmig aus. Indem die unerwartete Wahrnehmung eine große Menge verschiedener Erinnerungen, Erwartungen, Befürchtungen zugleich hervorzurufen beginnt, stören sich diese zahlreichen Elemente gegenseitig, und es entsteht auf dem Höhepunkte aller Affekte, welches auch ihre Ursache gewesen sein mag, eine momentane Stockung des Vorstellungslaufs, die nicht selten sich zu völliger Bewußtlosigkeit steigert. Affekte der Entleerung unterscheiden sich daher von solchen der Ueberfüllung nicht als eigene Gattungen; beide Ausdrücke bezeichnen vielmehr aufeinanderfolgende Stadien, die man bei jeder hinlänglich starken Gemütserschütterung beobachtet. Jeder höchste Affekt der Freude, der Scham, des Schreckens, der Verzweiflung ist stumm; erst später, nachdem der Augenblick der Stockung überwunden ist, nehmen die wieder auftauchenden Vorstellungen den spezifischen Verlauf, der der veranlassenden Ursache angemessen ist. Auch sind jene Entleerung des Bewußtseins und diese Ueberfüllung nicht entgegengesetzte, sondern dieselben Vorgänge, nur von entgegengesetztem Anschein nach den Wirkungen ihrer graduellen Verschiedenheiten. Denn jene Entleerung ist nicht die einfache Abwesenheit von Vorstellungen, sondern die Gegenwart so vieler, daß keiner genug Aufmerksamkeit zu teil wird, um sie für das Bewußtsein zu fixieren. Die Ueberfüllung im Gegenteil ist eine verhältnismäßige Entleerung, durch welche der Inhalt einzelner Vorstellungen zu seiner Wiederausbreitung Platz gewinnt[1]).

1) Von den Affekten behauptet Herbart, sie seien bloß von der gegenseitigen Förderung oder Hemmuug der Vorstellungen abhängig, nicht vom Inhalte des Vorgestellten. Eine unbefangene Beobachtung wird

Von nicht minder großem Interesse sind die Rückwirkungen, welche der Affekt und schon die ihm analoge Stimmung in den körperlichen Thätigkeiten hervorbringt.

Nichts steht der Annahme im Wege, daß Gefühle, je nach der eigentümlichen Form der Erschütterung, die sie den Zentralorganen zufügen, ihre Wirksamkeit auch vorzugsweise auf bestimmte lokale Teile derselben konzentrieren. Auf welche andere Weise als so sollte wohl die Seele ihre motorischen Impulse an die Nerven bringen, denen sie bestimmt sind? Sie erzeugt die Vorstellung des Muskelgefühls, das die intendierte Bewegung begleiten wird, und diese Erregung der Zentralorgane, weil sie qualitativ von jeder andern sich unterscheidet, findet ihren Weg zu diesen einzelnen Nerven.

Man hat gemeint, nicht der Freude allein gehöre das Lachen, sondern auch der Trauer, dem Aerger, der Verzweiflung, nicht dem Schmerze allein das Weinen, sondern auch der Freude, der Entzückung. Diese Behauptungen sind gewiß völlig falsch; was diesen Irrtum veranlaßt, das ist die Leichtigkeit, mit welcher in einem gebildeten, an allgemeinen Gesichtspunkten, an Erinnerungen, an sittlichen oder unsittlichen Gefühlen reichen Gemüte die einzelnen Zustände ineinander übergehen, nach geheimnisvollen Beziehungen oft plötzlich und unerwartet sich in ihr Gegenteil verkehren, oder doch nie rein und ungetrübt, sondern mit zahlreichen Anklängen an entgegengesetzte Stimmungen auftreten. Kaum wird man es für wahrscheinlich halten, daß der unzivilisierte Wilde jemals vor Freude weinte; Lachen allein wird der natürliche Ausdruck seiner Stimmung sein. Wir da-

---

aber niemals zugeben, daß Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht bloß formale Gefühle seien, bei denen der qualitative Inhalt unserer Vorstellungen nicht in Betracht kommt." Wundt, Phys. Psychologie. I. Seite 542.

gegen, deren Bildungsgang unserer ganzen Auffassung der Welt und des Lebens einen eigentümlich, bald freudig, bald traurig, bald wehmütig angehauchten Hintergrund giebt, wir kommen allerdings leicht zu einer solchen Mischbarkeit der Stimmung, daß eine in die andere hinein scheint und die natürlichen Ausdrucksweisen aller sich verschieben. So sind namentlich die Frauen den Freudenthränen geneigt, da sie jede Erschütterung überhaupt schon als Störung empfinden; ein bedenkliches Zeichen zunehmender Nervenreizbarkeit ist es dagegen, wenn Männer auch bei freudigen Affekten eine leicht erregbare Rührung zeigen. Man sieht häufig diese Symptome ausbrechenden schweren Krankheiten vorangehen. Alle Affekte ziehen bedeutende körperliche Rückwirkungen nach sich. Im allgemeinen lassen sich aber in dieser Beziehung deutlich zwei entgegengesetzte Zustände unterscheiden: gesteigerte und geminderte Muskelspannungen.

Anwendung auf Erziehung und Unterricht.

I. Im allgemeinen.

1) Unsere Darlegungen haben gezeigt, daß die Gefühle das eigentliche Wertprägungsvermögen der Seele sind. Nur in den Gefühlen vermag die Seele den Wert zu erleben, den ihre Vorstellungen und Gedanken für sie haben; sie sind die tiefsten Rückwirkungen der Wesensnatur der Seele für alle Geschehnisse unseres Innenlebens; sie sind die treibenden Ursachen alles bewußten Entschließens und Handelns. Die bloße Vorstellung treibt den Menschen noch nicht zum Wollen oder Handeln, erst wenn die Seele den Wert oder Unwert der Vorstellung in Form eines Lust- oder Unlustgefühls erlebt, erscheint sie ihr wollens-

wert oder nicht wollenswert. In den Gefühlen liegen daher die wahren Beweggründe zum Wollen, sie sind der Urquell alles freien Entschließens und Handelns. Das Gefühl ist das Licht, in welchem die objektive Vortrefflichkeit der Dinge für uns erst wahrhaft zu leuchten beginnt.

2) In den Gefühlen offenbart sich das innerste Wesen der Seele, sie erschließen uns das Reich des Guten, Edlen und Schönen, sie öffnen den Sinn und wecken das Interesse für die höchsten Güter, sie geben die Impulse des Wollens und Handels und sind ein wesentlicher Faktor der Charakterbildung, sie läutern das Streben und Ringen und heben den Menschen empor zu den sittlichen Idealen; im Unterricht begründen sie die Aufmerksamkeit, geben dem Lernprozeß Wärme, Lebendigkeit und Kraft und sichern die höchsten Erfolge. Vermag aber ein reiches und tiefes Gefühlsleben so Großes, so ist es ohne Zweifel eine heilige Pflicht, sich völlig klar darüber zu werden, was der Volksschulunterricht für eine gesunde Gefühlsbildung thun kann und muß.

3) Da die Lebhaftigkeit und Wärme und damit die ganze Gestaltung unserer Gefühlswelt von dem Einflusse der leiblichen Organisation in hohem Grade abhängig ist, so muß im Interesse einer gesunden Gefühlsbildung das Haus und die Schule alles vermeiden, was auf die normale Entwickelung, insbesondere auf das Nervensystem der Kinder einen störenden und hemmenden Einfluß ausübt und Einrichtungen und Veranstaltungen treffen, welche die physische (körperliche) Erziehung wirksam fördern (gute Luft, Turnen, Baden, Spiele, Spaziergänge, gute Subsellien) — es muß die sorgsamste Rücksicht auf die Pflege des Körpers genommen werden. — „Gesundheit und Krankheit üben auf die Gemütsstimmung des Menschen einen gewaltigen Einfluß aus.“ — (Lotze.)

4) Ein weiteres Förderungsmittel der Gemütsbildung ist die naturgemäße Entwickelung und Bethätigung unserer Kräfte durch vernünftige, treue und freudige Arbeit. Nur die Arbeit, die im Geiste der Liebe und mit freudiger Hingabe des Herzens vollbracht wird, nur die den idealen und sittlichen Zwecken des Lebens dienende Arbeit veredelt den Menschen, beseligt sein Gemüt und giebt den Himmel auf Erden auch in der ärmsten Brust.

Die Freude an der Arbeit aber geht durch Ueberbürdung sowohl mit körperlicher Arbeit, als auch mit Lehrstoffen, durch ein rastloses Hinüberspringen von einem Stoffe zum andern, durch Ueberladung des Gedächtnisses mit unverstandenem, halbverstandenem Wissen verloren.

Es muß daher die Menge des Unterrichtsstoffes auf ein solches Maß beschränkt werden, daß eine anschauliche klare Darbietung, eine denkende Erfassung und Durchdringung, eine innige Verknüpfung mit dem Vorstellungsinhalte des Geistes stattfinden kann.

5) In ruhiger, sinniger, liebevoller[1]) Vertiefung in den dargebotenen Unterrichtsstoff, in freudiger Aneignung und Durchdringung desselben, in der Sicherheit des Wissens beruht die Freudigkeit, die Lust, die Liebe an geistigem Besitze, das Glück, die Freude, die Seligkeit an der geistigen Arbeit. Ein solches frohes, seliges Gefühlsleben muß die Schule mit aller Sorgfalt, mit allem Eifer bei ihren Schülern pflegen; es ist der sonnige Himmel, unter dem alles Gute, Wahre, Schöne und Edle gedeihen kann.

Was sich der Mensch erarbeitet, das macht ihm Freude, was ihm aber aufgedrungen wird, ist ihm widerwärtig. Daher

---

1) Dr. A. de Fries, die Gefühlsbildung. 1890.

muß die Schule, wenn sie einer gesunden Gefühlsbildung dienen will, nicht alles auf dem Präsentierteller entgegenbringen, sondern sie muß es als ihre Pflicht erachten, die Kinder mit pädagogischem Takt dazu anzuleiten, sich ihr Wissen und Können zu erarbeiten und zu erweitern; sie soll aber auch das Arbeiten und Schaffen der Kinder immer freundlich anerkennen und den Mut und die Lust zum Weiterarbeiten stärken.

6) Das Leben mit seinen Mächten, mit seinen mancherlei Erscheinungen, die Natur, die lebenden Personen, die Ereignisse des Lebens greifen mächtig in die Gefühlswelt des Kindes ein. Ein schönes, herzliches, inniges Familienleben übt den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf das Gemüt des Kindes aus und giebt ihm eine durch das ganze Leben hindurchgehende freudige Stimmung.

Denn die Anschauungen, welche auf das Gemüt des Kindes einwirken, gewinnt es vor allem aus dem Beispiel der Erzieher (Eltern und Lehrer) und aller derjenigen, mit welchen es in Berührung kommt (Verwandte, Dienstboten, Mitschüler), aus ihren Handlungen und Worten, ja aus ihren Mienen und aus dem Tone ihrer Stimme, aus allem, wodurch sich ihre Gefühle gegenüber dem Kinde und andern Menschen äußern.

Wenn aus den Worten und Thaten der Erzieher dem Kinde aufrichtige Frömmigkeit und Sittlichkeit, wahre Liebe gegen jedermann, herzliche Teilnahme insbesondere an den Freuden und Leiden des Kindes selbst, Freundlichkeit und Ernst entgegentreten, so pflanzt sich dieses alles, was das Kind fortwährend sieht und hört, auch seinem Gemüte so tief ein, daß es in gleicher Weise fühlen lernt. Aber auch die entgegengesetzten Gefühlsäußerungen teilen sich ihm mit und bestimmen sein Gemüt [1]).

1) „Die einzige sichere Bürgschaft für das Gelingen der Gefühlsbildung ist, daß die Umgebung, nach welcher das Kind sich bildet, und

„Als erste und wichtigste Stätte der Gemütsbildung ist das Wohnhaus zu betrachten.“ Daher kommt der Familie die Pflicht und die Sorge der Gemütsbildung des Kindes in erster Linie zu. Denn was das Kind hier in frühester Jugend ansieht, hört und erfährt, prägt sich ihm unauslöschlich ein. Welch eine Macht übt die aufopfernde Mutterliebe, die hingebende Sorge der Eltern für ihr Kind, ihr Ernst und ihre Milde in der Erziehung auf das zarte Kindesgemüt aus! Dadurch werden die Gefühle der Liebe, der Dankbarkeit und Treue in sein Herz gepflanzt, und der gute Geist der Familie wirkt auf das ganze Leben ein [1]).

Wenn der Erzieher dem Kinde das Gute vorlebt, wird in ihm das Gefühl für das Gute auf das nachdrücklichste angeregt. „Tugend ist nur lehrbar durch Tugend.“ „Auch die mannigfachsten Ereignisse des menschlichen Lebens, sei es in, sei es außer dem Kreise der Familie, wirken mächtig auf das kindliche Gemüt. Ein ergreifendes Ereignis, etwa ein schwerer Unglücksfall in der Familie, redet zum Herzen des Kindes oft lebendiger und bringt es dem Guten und seinem Gotte näher, als jahrelanger Unterricht. Eine lebendige Anschauung menschlichen Elends ver-

---

insbesondere die Eltern und Erzieher selbst im wahren Sinne gefühlvoll seien.“ — „Hier handelt es sich nicht um Erlangung einer bloß äußerlichen Fertigkeit, sondern um Erregung und Bildung geistigen Lebens, und wie der Geist nur am Geiste sich entzündet, so kann auf Bildung des Gefühls nur derjenige mit gutem Erfolge einwirken, welcher ein lebhaftes und gebildetes Gefühl hat.“ Dr. Bauer, Grundzüge der Erziehungslehren. Gießen 1887. Seite 200.

1) „Ich frage mich, wie komme ich dahin, Menschen zu lieben, Menschen zu trauen, Menschen zu danken, Menschen zu gehorchen? Wie kommen die Gefühle, auf denen Menschenliebe, Menschendank und Menschenvertrauen wesentlich ruhen, und die Fertigkeiten, durch welche sich der menschliche Gehorsam bildet, in meine Natur? — und ich finde, daß sie hauptsächlich von dem Verhältnisse ausgehen, das zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statthat.“ (Pestalozzi.)

mag ein Kindesherz so tief zu ergreifen, daß seinem Interesse und seinem Streben dadurch für längere Zeit oder für immer eine andere Richtung gegeben wird.

7) Die Reinheit des Gemüts verlangt, daß das Gemüt sich nicht von unsittlichen Gefühlen erregen lasse und auch unter dem Erlaubten das Höhere mehr schätze als das Niedrigere, und das Vollkommenste am innigsten liebe, was mit dem Gebote Jesu übereinstimmt: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit aller Kraft und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Martig.) Wollen wir das Gemüt des Kindes rein erhalten, so bewahre der Erzieher das Kind vor dem Lesen unreiner, unkeuscher Bücher. Unsere gegenwärtige Jugendlitteratur bietet leider nur zu oft den Kindern eine Speise, die nur verbildend, ja verderbend, zerstörend auf Gemüt und Charakter des Kindes einwirkt.

Statt schöner Beispiele des Edelsinnes, der Dankbarkeit des Gottvertrauens bietet man der Jugend jetzt haarsträubende Indianergeschichten, und statt der Erzählung von treuer Kindesliebe und biederer Rechtschaffenheit traktiert man sie mit Mordszenen, in denen die heißhungrigen Bestien der Tierwelt meist die Hauptrolle spielen. Man braucht nur zur Weihnachtszeit die Titel beliebter Jugendschriften anzusehen, wie z. B. „Abendteurers Fahrten im Westen“, „Der rote Seeräuber“, „Tousaint der Negerheld“, „Der junge Büffeljäger auf der Prärie“, „Isolina oder die Jagd des weißen Rosses“, „Der Skalpjäger“ u. a. m., und man wird meine Behauptung bestätigt finden. Es macht jetzt wirklich den Eindruck, als ob heutzutage alles darauf ankäme, unsere Kinder mit Blutdurst zu erfüllen und ihnen die Lust am Morden als das Ideal der Pädagogik darzustellen. Hand in Hand mit dieser Jugendlitteratur geht unsere Unterhaltungslektüre für die Erwachsenen.

8) Die Schule soll in erster Linie eine wahre Erziehungsschule sein, der Schwerpunkt, besonders der Volksschulbildung, liegt in dem erziehlichen Einfluß, den sie durch den Unterricht auf die Kinder ausüben soll, daher darf sie ihre Aufgabe nicht in der Vermittlung einer möglichst großen Summe von Kenntnissen suchen, sondern in der Entwicklung einer schönen, edlen Menschlichkeit suchen.

Mit Rücksicht hierauf ist auf die Unterrichtsgegenstände ein ganz besonderes Gewicht zu legen, die ihrer Natur nach besonders geeignet sind, auf das Gemüt des Kindes veredelnd einzuwirken[1]).

Ein reiches, religiöses, ethisches und ästhetisches Gefühlsleben kann nur in der Brust des Kindes sich entwickeln, wenn der Lehrer planmäßig eine reiche Fülle religiöser, ethischer und ästhetischer Vorstellungen vermittelt. „Fehlen die Vorstellungen des Göttlichen, Heiligen und Erhabenen, des Wahren, Guten und Schönen, des Großen und Edlen, oder sind sie durch andere, mächtiger wirkende Vorstellungen verdrängt, also nicht zur Herrschaft in dem Seelenleben gelangt, so wird man auch ein edles, tiefes Gefühlsleben vergeblich suchen."

Bieten wir aber auch dem Zöglinge die schönsten Perlen aus dem Gebiete der Religion, der volkstümlichen Litteratur, Geschichte und Gesang, benutzen wir auch im Sachunterrichte die idealen Bildungselemente auf das sorgfältigste, so wird dennoch erst dann der Stoff seine bildende Kraft zeigen, wenn die Darbietung desselben inniges Interesse erregt und lebendige Anregung bietet.

9) Die Fähigkeit, Lust und Unlust zu fühlen, liegt ursprünglich in der Seele. (Seite 116 ff.) Das Gefühl ist die

1) Dr. A. de Fries, Die Gefühlsbildung und der Volksschulunterricht. Wittenberg 1890. B. Maaß, Die Psychologie. Breslau 1884.

Quelle und „der unwillkürliche Ursprung für alles, was im bewußten Willen auftritt".

Die Gefühle sind ureigne Zustände der Seele, nicht Zustände der Vorstellungen, folglich lassen die Gefühle bleibende Eindrücke in der Seele zurück; wir bewahren den Personen, Sachen ein nachhaltiges Interesse, die unser Gemüt früher einmal lebhaft ergriffen haben. Diese bleibende Wärme der Teilnahme, dieses anhaltende Interesse, dieser bleibende Rückstand früherer Gefühlserregungen wird um so anhaltender, um so lebhafter sein, je tiefer diese von vornherein unser Gemüt ergriffen haben und je öfter sich uns ihr Wert im Gefühl angezeigt hat. —

Der Lehrer hat daher die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Kinder von den Ideen des Wahren, Guten, Schönen bis in die innersten Tiefen des Herzens ergriffen und begeistert werden[1]),

1) Die Herbartsche Schule behauptet, solche Gefühlserregungen sind nur vorübergehende, flüchtige Wallungen, die keine bleibenden Spuren in dem Geiste zurücklassen und daher auf erziehlichen Wert keinen Anspruch erheben können. Ziller sagt: „Am allerwenigsten darf man einen erziehenden Einfluß vorzugsweise von bloßen Gefühlserregungen erwarten; solche Gemütszustände sind ihrer Natur nach für sich allein immer nur flüchtig und vergänglich und hinterlassen keine bleibenden Spuren im Geiste." Dr. Ostermann schreibt hinzu: „Es steht diese Ansicht allerdings in konsequenter Uebereinstimmung mit den psychologischen Grundvoraussetzungen der Herbartschen Lehre. Diese betrachtet bekanntlich die Seele als selbstthätig nur in der Erzeugung der Vorstellungen; die übrigen geistigen Vorgänge dagegen, insonderheit die Gefühle, erscheinen nicht als Affektionen der Seele selbst, sondern nur als Zustände ihrer Vorstellungen, aus gewissen Konstellationen natürlich spurlos wieder verschwindend. Ich bedaure, diese Auffassung der Herbartschen Lehre, die ich übrigens sehr hoch schätze — nicht teilen zu können, aus Gründen, die ich in dem engen Rahmen dieses Vortrags natürlich nicht des näheren darzulegen vermag. Nach meiner Ansicht — mit der ich auf dem Boden der Lotzeschen Psychologie stehe — kann von Zuständen der Vorstellungen überall gar nicht die Rede sein, weil die Vorstellungen selbst nichts sind als Zustände der Seele; das Subjekt, der Träger eines Zustandes, kann allemal nur

daß ihr Gemüt immer von neuem wieder mit idealen Eindrücken genährt wird.

10) Der Lehrer kann aber dieses hohe Ziel, diese ideale Gefühlsbildung nur dann erreichen, wenn die religiösen, ethischen und ästhetischen Werte, für welche er die Herzen der Jugend erschließen will, in ihm selbst wirksame Kräfte geworden sind, die seine ganze Persönlichkeit beherrschen. Von dem Reichtum und der Tiefe seines Gefühlslebens, von dem ethischen Charakter seiner Persönlichkeit hängt nicht nur die Wärme und Kraft ab, mit welcher er die idealen Werte seinen Schülern vermittelt, sondern auch das Interesse, mit welchem sie von diesen aufgefaßt und erfaßt werden. Die erziehliche Macht des Unterrichts ruht nicht in der Ueberlieferung des Wissens, nicht in der Methode der Darbietung, sondern in der Persönlichkeit des Lehrers, in dem Adel seines Gefühls und Charakters. Der Unterricht, der von dem Herzen des Lehrers kommt, geht zu den Herzen der Kinder. Von dem Werte dessen, das er seinen Schülern mitteilt, muß er selbst in seinem Gemüte lebendig ergriffen und durchdrungen sein, diese innere Ergriffenheit wird sich in seinem Worte, in seinem ganzen Arbeiten

---

ein reales Wesen sein, nicht wieder ein Zustand. Es werden demnach, wie alle übrigen geistigen Erscheinungen, so auch die Gefühle, als ureigene Zustände der Seele selbst zu betrachten sein. Sind sie das aber, dann erscheint es als psychologisch nicht nur möglich, sondern sogar selbstverständlich, daß auch sie — ebensowohl wie die Vorstellungen — bleibende Eindrücke in der Seele zurücklassen. Zwar sind diese Eindrücke nicht derart greifbar und ausgeprägt, wie die von den Vorstellungen zurückbleibenden Erinnerungsbilder, aber sie sind darum nicht minder tief und bleibend. Das zeigt sich erfahrungsgemäß in der Nachhaltigkeit des Interesses, welches wir solchen Dingen bewahren, die unser Gemüt früher irgendwie ergriffen haben." (Sammlung pädagogischer Vorträge. Bremen 1886.)

offenbaren. Mit unerklärlicher, aber zwingender Gewalt teilen sich alsdann seine eignen Gefühle dem Herzen des Kindes mit.

Der kalte Lehrer läßt auch das Herz des Kindes kalt. Mondenlicht leuchtet, wärmt aber nicht. Die durch den Mond hell gemachte Nacht kann schrecklich kalt sein und bei allem Leuchten bleibt die Erde doch weithin tot. So kommt mir ein Lehrer vor, in dessen Herzen nicht lebt, was er lehrt. Was durch den Lehrer in dem Kinde lebendig werden soll, das muß vorher in ihm lebendig sein. Das Wissen von einer Sache, das Sprechen über eine Sache ist noch nicht das Leben in der Sache. Eine erkünstelte, nur äußerlich angenommene Lebendigkeit vermag nie und nimmer die Herzen der Kinder zu rühren. Hier gilt das Wort Goethes: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen [1]).“

Menschen ohne Gemüt, ohne tiefe Herzensbildung taugen nicht zum Lehramte. Beim Unterricht muß das anschauliche Wort des Lehrers in den Vordergrund treten, nicht das Lehrbuch. Wenn das Kind beim Erzählen einer Geschichte mit seinem geistigen Auge sieht, was es mit den leiblichen Ohren hört, wenn der äußere Vorgang bei dem Kinde zu einem innerlichen wird: dann ist der Unterricht anschaulich. Man kann nicht bloß mit Pinsel und Farbe malen, mit Meißel und Hammer formen, man kann es auch mit Worten.

Es liegt uns sehr fern, einem Uebermaß der Gefühlserregung das Wort zu reden! [2]) Alle wahre Bildung muß eine harmo-

---

1) Schüren, Gedanken über den Religionsunterricht.

2) Palmer: „Aber noch verhängnisvoller als die Gleichgültigkeit gegen die Gefühle des Kindes ist eine falsche Erregung und Steigerung derselben. Man begegnet einer solchen bald da, wo die Kinder in übertriebener Weise gehätschelt und verweichlicht, bald da, wo sie mit überwältigenden religiösen Eindrücken erdrückt, bald da, wo sie durch

nische sein. Rückert sagt sehr wahr: Kopf ohne Herz, Herz ohne Kopf, verhängnisvolle Gaben. Der Menschen Heil ist: Kopf und Herz auf richtigem Fleck zu haben.

II. Im besonderen.

A.

1) Bei der Förderung der intellektuellen Gefühle ist es das Wahrheitsgefühl, welches ganz besonderer Berücksichtigung und Pflege bedarf. — Der Lehrer wecke daher zuerst das Wahrheitsgefühl durch einen klaren, anschaulichen Unterricht, er errege, fördere und erhalte in jeder Unterrichtsstunde die Selbstthätigkeit des Schülers, denn der einzige Weg zu der hohen Befriedigung, welche die Erkenntnis der Wahrheit gewährt und welche die einzige sichere Bürgschaft für das eigene Fortstreben und das wachsende Interesse an geistiger Beschäftigung überhaupt ist, führt durch das Suchen, durch das möglichst selbständige Suchen der Wahrheit, durch das Streben nach Wahrheit[1]).

2) Der Lehrer gebe daher die Wahrheit nicht als fertige Resultate, sondern lasse sie durch die Schüler unter seiner Leitung

---

immer neue Reize aufgestachelt werden." — „Allen drei angeführten Ausschreitungen gegenüber muß im Auge behalten werden, daß die Gefühle nur durch eine reichliche Ausbildung des Erkenntnisvermögens einen vielseitigen Inhalt von höherer Bedeutung und mit demselben Gleichgewicht und Stetigkeit erlangen, und daß sie nur durch Uebung im sittlichen Thun selbst jene Kraft gewinnen, welche für Dauerhaftigkeit bürgt." (Pädagogik. Seite 161.)

1) „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" (Lessing.)

suchen (heuristisches Verfahren). Bei diesem Suchen darf aber nie das Kind das Gefühl verlieren, daß es der Lösung seiner Aufgabe auf dem kürzesten Weg und stetig näher komme. Man meide daher alles, was von der Sache abführt, frage bestimmt, schreite rasch, aber sicher vorwärts, strebe wirklich wertvolle Ergebnisse an und lasse den Schüler so stetig die Lust fröhlichen Gelingens schmecken.

3) Daher hüte sich der Lehrer, Aufgaben zu stellen, die die Kräfte des Schülers übersteigen, denn dadurch wird die Lernfreudigkeit und das Streben nach Wahrheit abgestumpft und ertötet.

B.

1) „Die Ausbildung der ästhetischen Gefühle oder des Sinnes für das Schöne hat die Aufgabe, im Zöglinge die teilnehmende und hingebende Freude und das innige Wohlgefallen am Reinen, Edlen, Erhabenen und Schönen, dagegen entschiedenen Mißfallen am Unreinen, Niedrigen und Häßlichen zu erwecken.

Die Pflege [1]) der ästhetischen Gefühle ist nicht nur für die feine Sitte, sondern auch für die Sittlichkeit selbst von Bedeutung, weil dieselben den Zögling von Gemeinheit und Roheit fern halten und ihn vor dem Schmutz des Lasters bewahren helfen. Sie behalten ihre Wichtigkeit für die niederen Stände nicht minder wie für die höheren und müssen in der Schule geweckt und gepflegt werden [2])."

2) Das Schönheitsgefühl ist von früh auf durch die Familie und die Schule sorgfältig zu pflegen. Die ersten Eindrücke empfängt das Kind in der Familienstube, hier wird es zuerst zu den mit dem Sinn für das Schöne eng verbundenen Angewöh-

1) G. Huyssen, Zur idealen Seite der Pädagogik.

2) Böhme, Praktische Erziehungslehre. Seite 202.

nungen, zur Ordnung, Reinlichkeit und Wohlanständigkeit angeleitet. An diese Anfänge muß die Schule anknüpfen.

Der Erzieher muß stets eingedenk sein: „Die größte Reverenz ist man den Kindern schuldig.“ (Juvenal.) „Unsere Kinder, die kleinen Majestäten.“ Der Lehrer zeige sich daher nie den Kindern in vernachlässigter, unsauberer Erscheinung, in unanständigen, ordinären, häßlichen Geberden, in plumper oder gar unfeiner Haltung.

Treffend sagt Gräfe: „Was werden und können die Schüler denken, wenn der Lehrer selbst die Hände in die Hosen steckt, oder mit dem Stuhl baumelt, oder die Füße übereinander schlägt, oder sich auf den Ellbogen stützt? Sicher nichts anderes, als das könne unmöglich unanständig sein, weil der Lehrer es ja selbst thue.“

3) Zorn, Leidenschaft entstellen die Gesichtszüge des Menschen. So mancher Lehrer verliert die Haltung, gerät außer sich, wenn ihn dies oder das bei den Kleinen und Großen ärgert [1]), und dann ist sein Antlitz verzerrt, es bietet einen häßlichen, abschreckenden Anblick dar. Der häßliche, Widerwillen erregende Eindruck, den die Menschen und ihre Geberden in solchem Zustande machen, ist nicht für das Auge der Kleinen, prägt sich ihnen aber, wenn sie ihn empfangen, oft so unauslöschlich ein, daß einer das Zutrauen und die Zuneigung der einmal vor ihm bange gewordenen Kinder so leicht nicht wieder gewinnt. Man verstehe uns recht; wir meinen gewiß nicht, daß man vor Kindern etwa immer ein süßliches Lächeln, eine gezwungene Freundlichkeit zur Schau tragen solle, etwa auch dann, wenn sie etwas verbrochen haben.

---

1) Schrader, Erziehungslehre. Seite 105: „Wenn ein Lehrer sich leicht persönlich berührt und verletzt fühlt, so ist dies nur ein Zeichen kranker Reizbarkeit oder eines kleinen Geistes und des Mangels an richtigem Selbstgefühl.“

Nein, dem fehlenden, ungehorsamen Kinde gegenüber ziemt voller, ganzer Ernst, und das Kind muß es sogar auch in dem Antlitz des Vaters, der Mutter, des Lehrers sehen können, daß es ihnen nicht gleichgültig ist, wenn es sie durch seine Unart betrübt hat; aber eine ruhig ernste Miene, ein gemessen strafender Blick ist von einem in Zorn und Leidenschaft verzerrten Antlitz doch sehr weit entfernt, und das Kind weiß zwischen beiden mit wunderbarem Instinkt zu unterscheiden. Vor dem einen empfindet es Ehrfurcht, vor dem andern Abscheu, dem einen gegenüber fühlt es sich gebeugt und gedemütigt, dem andern trotzt es, zu dem einen fühlt es sich hingezogen, um Verzeihung zu bitten, vor dem andern flieht es in unheimlicher Angst. (Siehe Huyssen.)

4) Die wichtige pädagogische Forderung einer schönen persönlichen Darstellung den Kindern gegenüber bezieht sich nun natürlich auch auf die dazu so wesentlich mitwirkende Kleidung. Ordnung und Sauberkeit ist da vor allem das erste Gesetz. Zerrissen, schmutzig sollten Lehrer und Lehrerinnen, Eltern, Verwandte und Dienstboten niemals vor Kindern erscheinen. Ihr Auge darf durch nichts Häßliches beleidigt, ihr Sinn für Harmonie durch nichts Unordentliches getrübt und verwirrt werden.

Ebenso soll es auch sein mit der persönlichen Darstellung des Kindes. Die Kleinen sollen durch das stete Beispiel der Großen unwillkürlich an die Rücksicht auf das Schöne, Wohlanständige, Schickliche in Haltung und Miene, in Kleidung und Aufzug, in Gang und Geberde gewöhnt werden. Ueberhaupt ist auch in ästhetischer Beziehung das Verhalten, Thun und Treiben der Kinder miteinander sehr der Beachtung wert. Wohlerzogene Kinder zeigen z. B. auch bei ihren Spielen in Gruppierung und Bewegung, Haltung und Stellung, im Gehen, Laufen und Springen so viel natürliche Grazie und angeborene

Anmut, daß gerade darin jeder rechte Pädagoge einen Wink erkennen wird, wo das fehlt, und wo Häßliches, Plumpes, Gemeines in Haltung und Geberden an die Stelle tritt, entschieden dagegen aufzutreten und solche nachlässige, häßlich oder gar roh auftretende Kinder auf andere, die sich besser und schöner darstellen, zur Nachahmung hinzuweisen. Gerade weil die Aesthetik als ein Naturgesetz bei der Jugend erscheint, muß sie auch pädagogisch um so viel entschiedener zur Geltung gebracht werden.

Soll der Sinn für das Schöne bei den Kindern geweckt werden, so muß auch in der ganzen Umgebung des Kindes alles Häßliche, Geschmacklose fern gehalten werden.

In der Kinderstube, in dem Schullokale hat selbstverständlich zunächst immer die größte Ordnung, Reinlichkeit und Sauberkeit zu herrschen. Unordnung ist Disharmonie, das Unordentliche ist häßlich, und so gehört es nicht vor das Auge der Kinder.

Treffend sagt Palmer in seiner evangelischen Pädagogik von der äußeren Gestaltung des Schulzimmers in Uebereinstimmung mit der des Wohnzimmers: „Nicht das Mindeste, was in einem anständigen Wohnzimmer verpönt ist, sollte in der Schule geduldet werden; im Gegenteil, wenn die Wände könnten mit etlichen guten Bildern geziert, das Zimmer zur Sommerzeit immer mit frischen Blumen versehen werden, überhaupt alles gethan würde, das Zimmer schön zu machen, gewiß würde dieser Eindruck manche rohe Unart verhüten helfen, während in unsauberer Umgebung auch unsaubere Reden und Handlungen als etwas durchaus nicht Unangemessenes erscheinen.“ „Das Schöne kommt her vom Schonen!“ sagt Rückert; schonen lernen muß das Kind die Natur- und Kunstgebilde, sein und fremdes Eigentum; je mehr es sich daran gewöhnt, desto mehr Freude wird es an seiner Umgebung gewinnen, desto größeren Einfluß wird diese

Freude und dies Wohlgefallen am Reinen auch auf sein sittliches Leben ausüben [1]).

Der Erzieher wecke früh die Freude der Kinder an prächtigen und erhabenen Erscheinungen in der Natur. Eine schöne Landschaft, ein rauschender Wald, ein herrlicher Sonnenauf- oder Untergang, ein erhabenes Gewitter, ein strahlender Sternhimmel, das alles macht auf das Kind einen lebendigen, tiefen Eindruck, den der Pädagoge nur zu fördern, zu erklären, zu fixieren braucht, um des Kindes angebornen Sinn für das Schöne auch in dieser Beziehung zu heben und zu beleben.

Das Bild übt eine große Macht auf das Gemüt der Kinder aus, daher muß der Schönheitssinn auch besonders an schönen Bildern gepflegt werden, und niemals darf die Phantasie mit fratzenhaften Gestalten und Karrikaturen genährt werden.

Wenn nun schon unschöne Bilder auf die Kinder nachteilig wirken können, indem ihr weicher, offener Sinn dadurch häßliche Eindrücke empfängt, die sich tiefer einprägen, als man denkt, so gilt das von schlechten, unanständigen, unsittlichen Darstellungen natürlich noch um so viel mehr.

Wenn es nun bei allem, was das Kind sieht und besieht, wichtig ist, daß es etwas Schönes sei, so nicht minder bei allem, was es hört und liest, was ihm rein begrifflich durch Worte klar gemacht wird. Auch in dieser Beziehung wird nun aber arg, vielleicht noch am ärgsten gegen die Jugend gesündigt. Wie viel Schlechtes, Häßliches, Gemeines muß nicht so ein armes

---

1) Dr. Zimmermann: „Wodurch kann die Schule den Sinn für das Schöne in den Kindern entwickeln und pflegen?" Praktischer Schulmann von Albert Richter. Jahrgang 1885. Seite 641 ff.

Kind hören, sowohl von Fremden als von den ihm Nahestehenden, auf deren Verkehr die Kinder angewiesen sind!

Man verlangt von den Kindern mit Recht ein feines, gesittetes, anständiges Verhalten in That und Rede, aber wie sollen sie das lernen und sich aneignen, wenn ihnen grob, plump und gemein begegnet wird? „Wie kann der Schüler Höflichkeit lernen, wenn der Lehrer ihn anschnauzt wie ein grober Polizeidiener den Vagabunden, wenn er mit Ochsen, Eseln und andern schönen Namen um sich wirft [1]), wenn er eine Unhöflichkeit des Schülers durch eine Grobheit erwidert, wenn er rohe Späße macht? Die Hand aufs Herz, Lehrer der Volksjugend, da liegt der Fehler. Ich bin natürlich nicht der Meinung, daß diese Bemerkung auf alle Volksschullehrer paßt, da sei Gott vor. Aber sie paßt auf viele: sie paßt auf alle diejenigen, welche mit Gewöhnung ihrer Schüler zu Höflichkeit und Anstand fortwährend ihre große Not haben. Auch hier gilt das Wort: „werden wir besser, gleich wirds besser sein." — (Gräfe.)

Gehen wir nun auf den Inhalt des mit Kindern und zu Kindern zu Redenden über, so muß da wieder auf die alte große Dreiheit des Guten, Schönen und Wahren hingewiesen werden. Gutes und Schönes, für Herz und Gemüt Bildendes, Veredelndes, Erfreuendes trage man dem Kinde vor, erzähle ihm, denn es hört ja so über alles gern erzählen aus Natur- und Menschenleben, von Tieren und Pflanzen, von Bäumen uud Blumen, von großen Männern und kleinen Kindern, aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart.

C.

Das tiefste und wichtigste ideale Gefühl, welches aus der Seele erblüht, ist das religiöse. „In ihm offenbart sich uns

1) Siehe Schrader, Erziehungslehre. Seite 105 ff.

unmittelbar der Geist des allwaltenden Gottes, in ihm erleben wir die Wahrheit, Güte, Schönheit, welche sich in dem Gottesgedanken harmoniert durchdringen. Können die Wahrheiten der Religion auch nicht verstandesmäßig bewiesen werden, so erschließt uns doch das religiöse Gefühl ihre Würde und Erhabenheit so lebendig und eindringlich, daß bei richtiger Leitung die religiösen Wahrheiten das ganze Geistesleben beherrschen und bestimmen.“ (de Fries.)

Das religiöse Gefühl ist die tiefste Wurzel alles wahren, sittlichen Idealismus[1]). Ohne tiefe religiöse Grundlegung ist eine erfolgreiche Pflanzung sittlicher Interessen unmöglich. Das höchste sittliche Ideal, ja jeder höhere Grad von Sittlichkeit ist nur möglich auf religiöser Grundlage.

Soll das sittliche Gefühl in dem Kinde geweckt werden, so sei der Vater, die Mutter, der Lehrer und Erzieher dem Kinde ein Vorbild echt christlicher, sittlicher, patriotischer Gesinnung, (Maaß 60.)

Die Bildung sittlicher Gesinnung erfolgt ferner durch Belehrung, durch den Unterricht, namentlich sind es diejenigen Unterrichts-

---

1) W. Pfeifer. Theorie u. Praxis der einklassigen Volksschule. Gotha 1889. Teil II. Seite 4. „In dem Zurückdrängen des religiösen Momentes, das uns in der Konfessionslosigkeit der Schule entgegentritt, liegt offenbar eine Schädigung der Interessen der Erziehung. Obwohl die Ethik den Idealmenschen schon ohne religiöse Vorstellungen konstruiert hat, so ist es doch Thatsache, daß hohe Sittlichkeit uns im Leben und in der Geschichte stets in dem Gewande der Frömmigkeit entgegentritt, ist es zweifellos richtig, daß „religiöse Vorstellungen der Pflege der Sittlichkeit in hohem Grade förderlich sind!“: „So wie dein Gott, so bist du auch; das ist der Völker alter Brauch.“ — Siehe ferner: „Kehr, Pädagogische Reden und Abhandlungen. III. Ueber das Gemüt und seine Bildung. Seite 63. — Thrändorf, Jahrbuch des Vereins für wissensch. Pädag. Band IX. Seite 240 ff. — Sammlung päd. Vorträge. Bremen 1886. Seite 90 ff.

gegenstände, welche die Beispiele echter, d. h. Gottes Wort entsprechender, auf religiösem Grunde ruhender Sittlichkeit zur Anschauung bringen. Beispiele zur Bildung des sittlichen Bewußtseins bietet der biblische Geschichtsunterricht, der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, das Lesebuch in reicher Fülle.

Die Anwendung muß sich ungesucht aus der anschaulichen Darstellung der Erzählung und aus der Erläuterung derselben durch Beispiele des praktischen, besonders des kindlichen Lebens von selbst ergeben, und nicht etwa durch langes Moralisieren. Je weniger absichtlich, desto wirksamer die Einwirkung. Man führe einfach, schlicht, aber wahr die Bilder edler Thaten und Gesinnungen vor die Augen der Kinder, man lasse sie bewundernd zu diesen Mustern der Selbstverleugnung, der Vaterlandsliebe, der Liebe zu Gott und den Brüdern aufschauen, lehre sie auf den lautern Born dieser Gesinnung achten, aus dem jene Thaten geflossen, lasse sie selbst urteilen und gebe sein Urteil mit Herzenswärme ab; das Kind muß stets das sittliche Gefühl des Lehrers herausfühlen.

Da ohne eine tiefes religiöses Gefühlsleben eine erfolgreiche Pflanzung ethischer Interessen unmöglich ist, da wahre Sittlichkeit nur auf religiösem Boden gedeihen kann, so fällt vor allen Dingen der Schule die Aufgabe und die Pflicht zu, das religiöse Gefühl der Kinder zu wecken und zu pflegen.

Je früher es der Familie, je früher es dem Lehrer gelingt, das Kind religiös auszubilden, desto größer der Segen, desto tiefer und unvertilgbarer das Fundament. Der Lehrer bedenke, daß wir Christenkinder, getaufte Christenerzieher, daß unsere Kinder schon früh in der Familie kirchliche Feste mit erleben und mit feiern.

Das erste und wirksamste Mittel, das religiöse Gefühl zu bilden, ist auch hier das Vorbild des Erziehers. Wo Gottesfurcht und lautere Frömmigkeit im Hause waltet, wo die Mutter die Kleinen mit Händen des Gebets zur Ruhe legt und mit Händen des Gebets am Morgen weckt, — wo Gott als der Helfer und Tröster in allen Nöten erkannt und genannt wird, da werden die religiösen Gefühle in der natürlichsten Weise erregt, genährt und gestärkt.

Vor allen Dingen hat der Religionsunterricht die Aufgabe, die religiösen Gefühle zu wecken, zu klären und zu stärken. Der Religionsunterricht muß nach der Auswahl des Stoffes, nach seiner Methode der vornehmste Unterrichtsstoff sein. —

Der Religionsunterricht in der Volksschule soll in erster Linie ein geschichtlicher sein. An erster Stelle stehen hier wieder die biblischen Geschichten. Nirgends anders tritt uns die Majestät und Herrlichkeit Gottes so anschaulich und unmittelbar ergreifend, beugend und erhebend zugleich entgegen als in ihnen. „Die biblische Geschichte als Träger der Heilsoffenbarung mit ihrem Höhepunkt der göttlichen Lichtgestalt des Erlösers bietet zugleich eine Fülle plastischer Bilder des religiösen Lebens dar. Was Glaube, Liebe, Gerechtigkeit, Demut, Keuschheit, Frömmigkeit, was Unglaube, Gottlosigkeit, Selbstsucht, Hochmut, Unkeuschheit ist, wohin die Tugend und wohin das Laster führt, das schreibt sie tief in die Herzen der Kinder.

Auch die geistlichen Lieder, Psalmen und Kirchenlieder, nicht nur die alten Kernlieder, sondern auch die Lieder von Julius Sturm, Spitta, Gerock, G. W. Schulze üben einen tiefen religiösen Einfluß auf das kindliche Gemüt.

Der Religionsunterricht muß aber in erster Linie **anschaulich** sein, d. h. sich möglichst an das kindliche Leben und die Verhältnisse und Umgebung anschließen, unter und in welchen das

Kind lebt. Die religiösen Wahrheiten müssen in einer Form und Fassung mitgeteilt werden, daß sie dem Kinde in natürlichem Anschlusse an selbst Erlebtes, Angeschautes und Empfundenes erscheinen und zugleich seinem Verstande ebenso wie seinem Herzen zugänglich werden. Der Religionsunterricht nehme auch die Einbildungskraft des Kindes in Anspruch, gebe ihm Beispiele zur Nachahmung und leite zur Anwendung im Leben hin.

Das Kind darf aber nicht mit totem Wissensstoff überladen werden. Die biblischen Geschichten, die Kirchenlieder, der Katechismus sollen den Kindern nicht mechanisch eingeprägt werden, nicht das Buch, sondern das lebendige Wort des Lehrers soll die religiösen Wahrheiten dem Herzen des Kindes nahe legen. Es ist eine Verirrung, wenn der Lehrer die biblischen Geschichten nur „lesen" läßt und sich damit beruhigt, „das Kind hat sich den Inhalt der Geschichte erarbeitet"[1]).

Der Religionsunterricht kann aber nur dann seine beseligende Kraft auf das Gemüt des Kindes ausüben, wenn in der Brust des Lehrers die Gefühle lebendig sind, die er im Herzen der Kinder lebendig machen will. Auf ein Herz wirken ohne Herz, aus einem Herzen geben, wo nichts darin ist — das sind unmögliche Dinge.

Zu den sittlich-religiösen Gefühlen rechnen wir auch die sympathetischen Gefühle.

D.

Die Welt der sittlichen Ueberzeugungen, die Zuversicht unseres Glaubenlebens ist freilich ein Ergebnis der Bildung; daß sie aber durch die Bildung nicht allein entstand, sondern ihre Wurzel

1) Kellner, Seite 319. Es ist ein folgenschwerer und Schulmännern kaum zu verzeihender Irrtum, wenn man überhaupt des Glaubens lebt, daß die Kinder durchs Lesen der biblischen Geschichten diese auch lernen.

in dem innersten Wesen des Geistes hat, haben wir gezeigt. Man wird, sagt Lotze wiederholt, vor allem sich entwöhnen müssen, die Gefühle als Nebenereignisse zu nehmen, die im Verlauf der inneren zuweilen eintreten; nein — keine Aeußerung unser geistigen Thätigkeit werden wir entdecken, die nicht von irgend einem Gefühle begleitet wäre. Das Sittliche, das Religiöse hat seine Wurzel nicht in dem Mechanismus der Vorstellungen, ist nicht eine nebenherlaufende Zugabe, aus der Uebung unserer vorstellenden Thätigkeit entstanden, sondern es beruht auf dem Grunde des Gefühls, das weit eigentümlicher als die Erkenntnis, die wahre Natur des Geistes bezeichnet und mit seinem Einfluß auf die offenbarste Weise auch in die Bemühungen unseres erkennenden Verstandes hinübergreift.

Eine Bildung ohne Bildung des Gefühls ist keine Bildung des Menschen, ist eine Bildung ohne Saft und Kraft.

Dr. Fauth sagt sehr wahr: „Es ist unverzeihlich, wenn diejenige Thätigkeit der Seele, die wir, wenn überhaupt von einer Rangordnung die Rede sein kann, mit einem gewissen Recht als die höchste Leistung der Seele ansehen dürfen, und die jedenfalls für die ganze Entwicklung der Seele von den weittragendsten Folgen ist, insbesondere dem ganzen Leben erst die Färbung giebt, welche es uns wert macht, nicht systematisch in den Bereich der Jugendbildung gezogen wird.“

Die Bildung des Gefühls hat auch einen großen Wert für das Selbstbewußtsein. Das Selbstbewußtsein, das Selbstgefühl des Schülers in der richtigen Weise zu stärken und zugleich zu reinigen, so daß es die befruchtende Quelle für alle Seelenthätigkeit wird, das ist eine große Kunst und ein erstrebenswertes Ziel aller edel denkenden Lehrer.

Von der Macht unseres Einflusses auf das Gemüt der Schüler hängt unsere ganze Erziehungswirksamkeit ab, denn der

Mensch wird nicht besser durch den Verstand, sondern durch Veredlung seines Gemüts, da aus diesem sein Streben und Wollen fließt. Darum muß aller Unterricht, das ganze Schulleben, in den Dienst einer gesunden Gefühlsbildung gestellt werden.

Der Unterricht in der Muttersprache soll nicht seine Aufgabe in erster Linie darin suchen, grammatische Uebungen zu treiben, sondern er soll den Kindern den reichen ethischen Inhalt der klassischen Muster der volkstümlichen Dichtungen erschließen. Das Schönste, was im deutschen Dichterwalde für Kinderherzen erklungen ist, muß der Sprachunterricht durch das Lesebuch den Schülern darbieten, dann dient er der idealen Gefühlsbildung.

Der Geschichtsunterricht verschone die armen Kinder mit trockenen Leitfäden, mit dem Auswendiglernen allgemeiner Uebersichten und dürren Notizen, beschränke die Zahlen und Namen auf das Notwendige, sondern biete durch den Mund des Lehrers den Kindern eine Reihe lebensvoll gestalteter Bilder aus den großen Epochen unserer deutschen Geschichte. Der Gesangunterricht übe das Volkslied, nicht das Kunstlied. — „Die Natur ist die Hochschule der Aesthetik", darum soll der Lehrer durch den naturgeschichtlichen Unterricht das Kind zur sinnigen Naturbetrachtung anleiten. Der Natursinn, die Freude an der Natur hält den Menschen vor zwecklosen und rohen Eingriffen in das Leben der Pflanzen und Tiere ab.

Das Selbstbewußtsein.

Wichtig für unser Seelenleben ist der Zusammenhang des Gefühls mit dem Selbstbewußtsein.

Dies Selbstbewußtsein schließt zweierlei ein; erstens: daß wir uns irgend ein ähnliches oder unähnliches Bild von uns

selbst machen; und zweitens: daß wir dieses Bild als das Bild unser selbst anerkennen.

Diese inneren Erscheinungen können wir nicht ohne die Grundlage des Gefühls begreifen, obwohl sie am häufigsten als eine Thatsache des bloßen Erkenntnislebens aufgefaßt werden. Im Selbstbewußtsein unterscheiden wir uns als „Ich" von dem „Nicht-Ich" der übrigen Welt, beziehen die Mannigfaltigkeit der inneren Zustände auf dies Ich, als den zusammenhaltenden Mittelpunkt aus- und eingehender Wirkungen.

Früheren Ansichten hat es oft geschienen [1]), als bilde gerade das Selbstbewußtsein jenen wesentlichen und angeborenen Charakter, ohne dessen ursprüngliches Vorhandensein der Geist selbst undenkbar sein würde, oder durch dessen Besitz er wenigstens von der selbstlosen Seele des Tieres sich unterscheide. Man hat allmählich diese Annahme aufgegeben und sich gewöhnt, das Selbstbewußtsein als das Ergebnis eines nicht kurzen Bildungslaufes zu betrachten, sei es, daß man ein Streben zu seiner Entfaltung überhaupt als die treibende Kraft in aller geistigen Entwicklung ansah, oder daß man als ein glückliches Nebenerzeugnis aus dem Mechanismus des Vorstellungsverlaufes unter anderen auch das Bewußtsein des eigenen Ich hoffte hervorgehen zu sehen. Zwischen diesen Auffassungen hindurch scheint doch die Natur der Sache einen anderen mittleren Weg zu fordern. Gewiß kann niemand ernstlich das Selbstbewußtsein so für ein angeborenes Besitztum des Geistes halten, daß wir das, was wir selbst sind, in einer deutlichen Vorstellung abgebildet von Anfang an vor uns sähen. Kommen wir doch, durch alle Bildung des Lebens und durch alle Aufmerksamkeit absichtlichen Nachsinnens unterstützt, nie zu dieser vollkommenen Erkenntnis,

---

1) Mikrokosmos I, S. 278 ff.

vor deren erschöpfender Auskunft alle weiteren Fragen nach der eigentlicheren Natur unseres Wesens verstummten. Niemals zeigt unser Bewußtsein uns dies Bild als ein gefundenes; nur hingewiesen werden wir auf einen mehr oder minder dunklen Punkt, in dem das liege, was wir als unser Ich suchen. Aber daß wir es eben suchen können, daß wir dies so unvollständig Erkannte doch mit der entschiedensten Lebhaftigkeit immer von der Außenwelt trennen, diesen Trieb können wir nicht verstehen, ohne ihn als unabhängig von den Umständen zu denken, welche die fortschreitende Vervollkommnung unseres Wissens um uns selbst bedingen. Wie kommen wir also dazu, die Mannigfaltigkeit alles Vorstellbaren in diese zwei Teile zu scheiden, das eine Ich und ihm gegenüber die unzählbare Fülle alles Übrigen? Unterscheiden wir uns von der Welt, so ist es nicht ein Unterscheiden, dem ähnlich, durch welches wir zwei andere Gegenstände auseinander halten; dieser Gegensatz vielmehr zwischen uns und dem, was nicht wir sind, erscheint uns nach Sinn und Größe als ein unbedingter und unvergleichbar mit allen übrigen.

Und dies aus sehr natürlichem Grunde, wird man sagen: enthält doch er den besondern und völlig einzigen Fall, in welchem dasjenige, welches diese entgegensetzende Beziehung denkt, selbst das eine Glied des Gegensatzes bildet. Dies Zusammenfallen des Denkenden und des Gedachten, der wesentliche Zug dessen, was wir das Ich nennen, rechtfertige das besondere Gewicht, welches wir auf diesen Unterschied legen. Aber genauer betrachtet erklärt dieser Umstand sehr wenig das Rätsel des eigentümlichen Interesses, das wir an diesem Unterschiede nehmen, und das sehr wenig mit der bloßen Teilnahme an der interessanten Eigentümlichkeit eines besonderen Falles gemein hat. Nicht darin liegt die Bedeutung des Selbstbewußtseins, daß Denkendes und Gedachtes zusammenfallen; denn dieser Zug bezeichnet nicht unser

Ich allein, sondern die allgemeine Natur jedes Ich, von der wir eben das unsere wodurch nun eigentlich unterscheiden? Dadurch gewiß, daß es das Denkende unserer Gedanken ist. Aber was meinen wir damit, wenn wir irgend welche Gedanken als unsere bezeichnen? Darüber, was unser ist, muß es offenbar eine unmittelbare Gewißheit geben, und sie kann uns nicht aus der allgemeinen Vorstellung von der Natur des Ich fließen, von welcher unsern eigenen Fall zu unterscheiden gerade die wesentliche Leistung unseres Selbstbewußtseins ist. Und nun wird man leicht verstehen, wie wenig eine immer vollkommenere Ausbildung unserer Einsicht in das Wesen unserer Seele die Lücke ausfüllen würde, die wir hier vorfinden. Denn selbst wenn wir genau und zutreffend alle die eigentümlichen Merkmale verzeichnen könnten, durch die in der That unsere Seele sich von allem anderen unterscheidet, so würde doch noch immer uns jeder Beweggrund fehlen, die so gewonnene Vorstellung für mehr als für das gleichgültige Gemälde eines Wesens zu nehmen, das irgendwo vorhanden wäre und von einem zweiten sich ebenso vollständig unterschiede, wie ein drittes von einem vierten. Und wenn nun ferner auch dies selbst unserer Wahrnehmung nicht entginge, daß dies in so vollständiger Erkenntnis durchschaute Wesen zugleich eben dasselbe ist, welches in diesem Augenblicke diese Anschauung seiner selbst vollzieht, so würden wir mit dieser thatsächlich vollendeten Selbstbespiegelung zwar das Bild jenes Wesens durch den letzten ihm eigentümlichen merkwürdigen Zug ergänzt haben, aber noch immer würden wir gleichweit entfernt sein von der Bedeutung dessen, was wir in unserem wirklichen Leben als Selbstbewußtsein kennen und genießen. Wohl wäre für diese vollkommene Erkenntnis ihr eigenes Wesen in völliger Klarheit gegenständlich geworden, aber auch so gegenständlich, daß ihr eigenes Selbst ihr nur als ein Gegenstand unter anderen erschiene; unbekannt und unverständlich

würde ihr die Innigkeit bleiben, mit der wir in unserem wirklichen Selbstbewußtsein den unendlichen Wert dieser Zurückbeziehung auf uns selbst empfinden. Wie alle Werte des Vorgestellten, so wird auch dieser nur durch Gefühle der Lust und Unlust von uns ergriffen. Nicht indem jenes Zusammenfallen des Denkenden mit dem Gedachten von uns gedacht, sondern indem es in dem unmittelbaren Werte, den es für uns hat, gefühlt wird, begründet es unser Selbstbewußsein und hebt unwiderruflich den Unterschied zwischen uns und der Welt über alle Vergleichung mit den Gegensätzen hinaus, durch die ein Gegenstand sich vom anderen sondert.

Und hierzu reichen einfache sinnliche Gefühle ebensowohl aus als jene feiner gegliederten intellektuellen, durch welche entwickeltere Geister zugleich den Wert und das eigentümliche Verdienst ihrer Persönlichkeit sich zur Anschauung bringen. Wie reich oder wie ärmlich die Vorstellung der Seele von sich selbst ist, wie treffend sie ihr Bild entwirft oder es ganz verfehlen mag: völlig unabhängig davon ist die Lebhaftigkeit und Innigkeit, mit welcher der Inhalt dieses Bildes von allem anderen unvergleichbar verschieden gefühlt wird. Der getretene Wurm, der sich im Schmerze krümmt, unterscheidet sein eigenes Leiden gewiß von der übrigen Welt, obgleich er weder sein Ich, noch die Natur der Außenwelt begreifen mag. Aber die vollendete Intelligenz eines Engels, fehlte ihr jenes Gefühl, würde wohl scharfe Anschauungen des verborgensten Wesens der Seele und der Dinge entwickeln und in lichter Klarheit die Erscheinung ihrer eigenen inneren Selbstspiegelung beobachten, aber sie würde nie erfahren, warum sie auf ihren Unterschied von der übrigen Welt jemals einen größeren Wert legen sollte, als auf die zahlreichen Verschiedenheiten der Dinge überhaupt, die sich ihrer Erkenntnis ebenso darbieten. So gilt uns das Selbstbewußtsein nur für die Ausbeutung eines

Selbstgefühls, dessen vorangehende und ursprüngliche Lebendigkeit durch die Ausbildung unserer Erkenntnis nicht unmittelbar gesteigert wird; nur der Reichtum und die Klarheit des Bildes, das wir von unserem Wesen uns erkennend entwerfen, erhöht sich im Fortschritt unserer Bildung. Und ebenso allerdings wächst mit ihm die Summe der Gedanken, die den äußeren Gegenständen eine Beziehung zu unserem Streben und Wollen geben; nicht nur klarer wird der Inhalt unseres Ich, sondern er dehnt sich aus über einen zunehmenden Umfang; so wächst mittelbar auch die Lebhaftigkeit des Selbstgefühls, indem die gebildete Seele reizbar wird für unzählige Verhältnisse, die ihr als Störungen oder Förderungen ihres eigenen Wesens gelten, während sie dem unentwickelten Gemüte nur gleichgültige Beziehungen zwischen dem Äußeren scheinen [1]).

Litteratur.

Nahlowsky, Das Gefühlsleben. 2. Aufl. Leipzig 1884. — Dr. H. Wolf, Gemüt und Charakter. Leipzig 1882. Dr. F. Fauth, Die wichtigsten Schulfragen. Güterslоh 1878. — Dr. de Fries, Gefühlsbildung. Wittenberg 1890. G. Huyssen, Zur idealen Seite der Pädagogik. Barmen 1878. — Henning, Aesthetische Bildung. Leipzig 1878. — Große, „Manns deutsche Blätter für erziehenden Unterricht". 1881. Nr. 12 ff. — Heinecke „Dr. Reins Pädag. Studien". 1883. Heft 3. — A. W. Grube, Ueber den Unterschied zwischen Gemüt und Gemütlichkeit. (Studien u. Kritiken". Band II.) — Derselbe, Elementar- u. Volksschulunterricht, im Zusammenhange dargestellt zur Lösung der Frage: „Wie ist der Volksschulunterricht für die Gemütsbildung fruchtbar zu machen. Erfurt 1886. — Evangelisches Schulblatt, „Die Gemütspflege in der Volksschule". 1883. Seite 132 ff. — Pädagogische Zeitung, „Ueber die Notwendigkeit der Pflege des Gemüts durch den Unterricht. 1884. Nr. 38 ff. — Die Volksschule, „Ueber die Bildung des ästhetischen

---

1) Mikr. I. 278 ff. „Seele u. Seelenleben." Kleine Schrift. II. Seite 125—135.

Gefühls in der Volksschule. 1883. Nr. 21. — Deutsche Blätter f. erz. Unterricht von Mann: „Die Pflege des Schönen und der ästhischen Bildung". 1880. Seite 325. — „Die richtige Wertschätzung der ästh. Bildung". 1878. Seite 381. — „Das Ästhetische in der Schule von Dr. Schneider. 1881. S. 340 ff. — Dr. Wohlrabe, „Ueber Gewissen und Gewissenbildung". Gotha 1886. — B. Maaß, Die Psychologie in ihrer Anwendung auf die Schulpraxis". Breslau 1884. Seite 38 ff. — E. Martig, Anschauungs-Psychologie. Bern 1888. Seite 138 ff. — Bruno Meyer, Aus der ästhetischen Pädagogik. 6 Vorträge. Leipzig, Verlag von Siegismund u. Volkening. (Die weitere Litteratur siehe Seite 113.)

Die begehrende und wollende Seele.

Nachdem wir die Bildung des Vorstellens, Denkens und Fühlens besprochen, führt uns der Gang der Untersuchung jetzt zur Frage nach der Bildung des Willens.

Nach der Herbartschen Schule beruht der psychologische Hergang des Begehrens, Strebens und Wollens auch auf dem Mechanismus der Vorstellung. Die Begehrungen, der Wille sind hier, sowie die Gefühle keine ursprünglichen, sondern nur abgeleitete Zustände des Bewußtseins; denn sie beruhen auf der Wechselwirkung der Vorstellungen, sind also nach Herbart: „Zustände der Vorstellungen".

Drbal sagt[1]): „Das Objekt der Begehrungen sind nicht äußere Gegenstände, sondern nur Vorstellungen. Zwar scheint nach der gewöhnlichen (irrtümlichen) Meinung das Begehren zunächst auf einen äußeren Gegenstand gerichtet zu sein und sich nur an ihm selbst zu befriedigen (der Hungernde z. B. begehrt Brot, der Durstende Wasser und nicht die bloße Vorstellung des

---

1) Drbal, Psychologie. Seite 273 ff.

Brotes oder Wassers, von welcher man gemeiniglich behauptet, daß sie weder Hunger noch Durst zu stillen vermöge); allein bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß nicht das Brot von dem Hungernden, der Trank von dem Durstenden begehrt wird, sondern nur die Empfindung der Sättigung durch das Brot, resp. der Stillung des Durstes durch das Wasser. Der äußere Gegenstand des Begehrens (das Brot, das Wasser) wird nur als Mittel zur Herbeiführung eines inneren Zustandes begehrt, der also der eigentliche (wahre) Gegenstand ist, auf den das Begehren geht. Denn die äußeren Gegenstände des Begehrens bleiben der Seele stets äußerlich; sie können nicht in sie übergehen und auch nicht von ihr anders ergriffen werden, als durch die Vorstellungen, die sie von ihnen sich gebildet hat. Es sind also nicht reale Dinge, an denen das Begehren seine Befriedigung fände, sondern, wie gesagt, Vorstellungen von den äußeren Dingen. (Das Begehren, einen Freund zu sehen, wird ebensogut durch eine Vision als durch seine wirkliche Gegenwart befriedigt.) Hieraus ergiebt sich, daß keine Begierde mehr erreichen kann, als eine Vorstellung ihres Gegenstandes, daß jede Begierde befriedigt wird durch neues Gegebenwerden der Vorstellung ihres Objekts, welches aber freilich in der Regel nur durch sinnliche Gegenwart desselben vollständig erreicht werden kann. Nur die Gegenwart des Begehrens befriedigt die Begehrung.

Das Begehren ist also nach der Herbartschen Schule: das Bewußtwerden des Anstrebens einer Vorstellung oder Vorstellungsmasse gegen ihre widerstrebenden Gegensätze. Demzufolge kann das Verabscheuen — als die negative Form der Begehrung überhaupt — nichts anderes sein, als das Innewerden des Widerstrebens einer Vorstellung oder Vorstellungsmasse gegen das Anstreben ihrer Gegensätze.

Das Wollen ist nach Herbart eine Spezies des Begehrens; jedes Wollen ist also ein Begehren, aber nicht umgekehrt.

Lotze tritt auch hier wieder der Lehre Herbarts entgegen, — um das Wollen zu erklären, reichen Verhältnisse und gegenseitige Lage der Vorstellungen nicht aus [1]).

Wir haben früher die Überzeugung ausgesprochen, daß neben dem Vorstellen und dem Gefühl das Wollen ein eigentümliches Element geistiger Regsamkeit enthalte, nicht ableitbar aus jenen beiden, obwohl von ihnen als Veranlassungen seines Hervortretens abhängig. Indem wir jedoch jetzt zu einer genaueren Betrachtung dieser neuen Thätigkeitsweise der Seele geführt werden, müssen wir das Zugeständnis vorausschicken, daß unter den mannigfaltigen Erscheinungen, die man unter verschiedenen Namen ihr entweder unmittelbar zuordnet oder doch als verwandt an sie anknüpft, viele sich befinden, in denen wir nur besondere Formen des Vorstellens und des Gefühls zu erkennen vermögen.

Mit dem Namen des Wollens und Strebens sind wir unleugbar zu freigebig und bezeichnen

---

1) „Wie das Gefühl, so enthält auch das Wollen ein eigentümliches Element geistiger Regsamkeit, nicht ableitbar von Gefühl und Vorstellen, obwohl von ihnen als Veranlassung seines Hervortretens abhängig. Freilich giebt Lotze zu, daß mit dem Namen des Wollens oder Strebens oft Ereignisse bezeichnet werden, zu welchen die Seele sich nur als beobachtendes Bewußtsein, nicht als handelndes Wesen verhält, Bewegungen der Vorstellungen und Gefühle, die in uns auf mancherlei Veranlassungen des allgemeinen psychischen Mechanismus nur geschehen und als geschehene in uns bemerkt werden, fassen wir irrig als Thätigkeiten, die unser entschiedener Wille oder ein weniger ausdrückliches Streben unseres Ich ins Werk gesetzt habe. Vor allem scheint ihm der sogenannte Trieb nicht ein Wollen, durch welches wir den Körper lenken, sondern eine Wahrnehmung seines Leidens und der unwillkürlich in uns entstehenden Bewegungen, durch welche nun auch die übrigen Thätigkeiten unseres Bewußtseins zu entsprechender Thätigkeit veranlaßt werden." Dr. M. Nath.

mit ihm manches Ereignis, zu welchem die Seele sich nur als beobachtendes Bewußtsein, nicht als handelndes Wesen verhält; Bewegungen der Vorstellungen und Gefühle, die in uns auf mancherlei Veranlassungen des allgemeinen psychischen Mechanismus nur geschehen und als geschehende von uns bemerkt werden, fassen wir irrig als Thätigkeiten, die unser entschiedener Wille oder doch ein weniger ausdrückliches Streben unseres Ich ins Werk gesetzt habe.

Zwischen die Bewegungen, welche mit vollkommner mechanischer Notwendigkeit von physischen Erregungen der Nerven oder von passiven Zuständen der Seele ausgehen, und jene andern, welche von einem ausdrücklichen und bewußten Willen als Thaten im eigentlichsten Sinne vollzogen werden, schaltet die gewöhnliche Ansicht das dunkle Mittelglied der Triebe ein. Die Bewegungen, die man aus dieser Quelle ableitet, erscheinen weder gewollt, noch aus der Seele so willenlos entsprungen, wie etwa körperliche Substanzen durch äußere Anreize zu notwendigen Rückwirkungen determiniert werden. Auch sein Ziel erreicht der Trieb nicht von selbst gleich einer physischen Kraft; er bleibt vielmehr ein Streben nach diesem Effekt, und bedarf zur Erreichung desselben noch einer andern vervollständigenden Bedingung, die nun eben sich selbst widersprechend in einer unwillkürlichen Mitwirkung des Willens gesucht wird. Aber eben dieser Begriff des Strebens hat seine einzige klare Anwendung, wo er identisch mit dem bewußten Wollen einer Seele gefaßt wird; die übrige Welt der Ereignisse kennt nur ein Geschehen, das sich frei entwickelt, oder ein solches, das in der Erreichung seines ihm sonst gewöhnlichen Erfolges gehindert wird. Der

letztere Fall ist es, wo wir glauben, daß die gehemmte Kraft sich in ein Streben verwandle und gegen das Hindernis einen Druck ausübe, den wir als eine absichtliche Anstrengung zu seiner Hinwegräumung deuten. Aber dieser Druck bezeichnet nur das, was die Kraft unter diesen Umständen leistet, die wir nur eben als Hindernisse aufzufassen belieben, obgleich sie das doch nur wären, wenn die andere Wirkung, welche die Kraft in ihrer Abwesenheit ausübt, von uns nicht bloß erwartet würde, sondern an sich die normale und sein sollende wäre. Nicht der geringste Grund ist daher vorhanden, eine gehemmte Thätigkeit im allgemeinen mehr als eine sich frei entwickelnde, für ein Streben zu halten, vielmehr sind alle diese Ausdrücke des Strebens und der Triebe nur Übertragungen eines ausschließlich geistigen Vorganges auf allgemeine physische Verhältnisse. Die letzteren können daher auch nie dienen, die Natur des Triebes an sich begreiflicher zu machen, sondern wir müssen beobachten, was in dem geistigen Leben zu der bloßen Thatsache einer geschehenden oder aufgehaltenen Bewegung noch hinzukommt, um sie zu jener psychischen Erscheinung des Triebes umzugestalten. Zuerst ist nun klar, daß irgend eine körperliche oder geistige Bewegung bloß dadurch, daß sie stattfände, zwar ein treibender Grund zu neuen Veränderungen der Seele sein und diese selbst wirklich herbeiführen könnte, daß sie aber deswegen noch nicht das sein würde, was wir mit dem Namen eines Triebes bezeichnen. Dazu gehört vielmehr, daß sie als treibende Ursache wahrgenommen, und noch weiter, daß sie in ihrem Werte und ihrer Dringlichkeit für uns gefühlt werde. Aber auch so würde eine geschehende oder eine gehemmte Bewegung zwar als ein Zustand unseres Wesens wahrgenommen werden, als Trieb jedoch erst dann, wenn zugleich das Bewußtsein eines Zieles vorhanden wäre, dem die geschehende Bewegung zustrebt und von dem die gehemmte zurückgehalten wird. Drei Momente

finden wir also zu unterscheiden, die in ihrer Gesamtheit den Trieb bilden, ohne daß in einem einzigen von ihnen einzeln jenes unbegreifliche Mittelding eines unwillkürlichen Willens läge. Den Anfang des Ganzen bilden stets einzelne körperliche oder geistige Ereignisse, Thätigkeiten z. B. der Nerven, die durch mancherlei Reize aufgeregt worden, oder Vorstellungen, die aus irgend einem Grunde in Bewegung geraten sind. Geschähen alle diese Ereignisse in einer intelligenten Seele, so würden sie zwar auch in ihr eine Unermeßlichkeit von Folgen hervorbringen, aber sie würden ihr doch stets nur das ganz gleichgiltige Schauspiel eines bunten Wechsels von Erscheinungen gewähren, ohne daß die Seele sich selbst durch einen Zug dieses Geschehens gehoben, getrieben oder gehemmt empfände. Aber da alle diese Geschichten sich in einer Seele ereignen, welche die Größe, die Lebendigkeit, die harmonische oder widerstreitende Kombination ihrer Thätigkeiten und Zustände zugleich als Lust und Unlust fühlt, so begleitet jede einigermaßen kraftvolle von diesen Veränderungen ihres Inneren auch ein deutliches Gefühl eines eigentümlichen qualitativen Leidens oder Wohlseins. Und hiermit würde der Vorgang enden, wenn umgekehrt die Seele nur fühlte, und keine Vorstellungen besäße, die ihr eine Erfahrung möglich machen. Im Bewußtsein ist das erste Ereignis, von dem der Trieb ausgeht, stets nur ein Gefühl einer eigentümlichen Lage, in welche unser Wesen versetzt ist; in dieser Lage aber würden wir verharren und, wenn sie schmerzhaft ist, zu Grunde gehen müssen, ohne einen Ausweg aus ihr zu finden, wenn nicht Erfahrungen uns gelehrt hätten, welches Heilmittel für sie vorhanden ist, oder in welchen zufriedenstellenden Ausgang sie übergeführt werden kann. Sobald diese Vorstellungen eines erreichbaren Zieles in

der Erinnerung auftauchen, erscheint die geschehende Bewegung als auf dieses Ziel gerichtet und sich ihm annähernd, die gehemmte als von ihm zurückgehalten, und das Gefühl einer Lage hat sich nun in das angenehme oder unangenehme Gefühl einer Bewegung verwandelt, welche uns einem wohlthuenden oder schmerzlichen Endpunkte zuführt. Begehrung und Abneigung, denen kein deutlicher Entschluß innewohnt, sind nichts anderes, als solche Gefühle des Getriebenwerdens, nicht aber Triebe in dem Sinne einer treibenden Gewalt.

Man wird uns einwerfen, der kurze Sinn unserer Betrachtung sei der, daß Triebe aus Gefühlen nur durch Erfahrungen entstehen. Dies ist in der That unsere Ansicht, denn ganz mit Unrecht pflegt man in den Trieben Erkenntnisquellen zu sehen, aus denen die Seele Offenbarungen schöpfe, welche ihr durch die übrigen Organe ihrer Auffassung nicht zukämen. Es existiert nichts der Art, und nirgends giebt die Natur ihren Geschöpfen Triebe mit, welche sie unmittelbar in Beziehung zu Objekten setzten, deren Bewußtsein sie nicht durch die gewöhnlichen Mittel der Erkenntnis erlangten. Hunger und Durst sind ursprünglich nicht identisch mit Nahrungstrieben; sie sind nichts als unangenehme Gefühle der Veränderung, die in den Nerven der Eingeweide durch den Mangel der Nahrung eingetreten ist, und in fortwährendem Wachstum die Nerven in beständiger Aufregung erhält. (Lotze, Med. Psychologie, S. 296 ff.).

§ 2.

Aber wir können diese Betrachtung nicht auf sinnliche Triebe beschränken [1]); der größte Teil dessen, was wir im täglichen Leben unsere Handlungen nennen, geschieht völlig in derselben

1) Mikr. I. Seite 287 ff.

Weise. Vorstellungen tauchen in uns nach allgemeinen Gesetzen auf, und an sie knüpfen sich teils unmittelbar, teils durch das Mittelglied verschiedenartiger Gefühle allerlei Bilder körperlicher Bewegungen, die bald als Mittel zur Erreichung eines äußeren Gegenstandes bald als Linderungen eines vorhandenen Wehes unserem Bewußtsein vorschweben. In den seltensten Fällen wird durch diesen Andrang innerer Reize ein wirkliches Wollen aufgeregt; von selbst geht meistens die Vorstellungsreihe in äußere Beweguug über, und eine große Anzahl selbst zusammengesetzter Handlungen läuft in dieser unwillkürlichen Weise ab, ohne daß auch nur die Reihe der Vermittelungsglieder, durch welche sie von dem ursprünglichen Anlaß abhingen, vollständig sich vor dem Bewußtsein entfaltet hätte. Kein Grund ist vorhanden, diese Ereignisse durch einen besonderen Namen von jenen Wirkungen abzutrennen, die wir in jedem zusammengesetzten Organismus in gleicher Formenmannigfaltigkeit und mit gleicher mechanischer Notwendigkeit der Abfolge zustande kommen sehen; und in der That pflegen wir geneigt zu sein, den Tieren, deren Äußerungen wir uns ausschließlich auf diese Weise begründet denken, jeden eigentlichen Willen abzusprechen. Nur da sind wir überzeugt, es mit einer That des Willens zu thun zu haben, wo in deutlichem Bewußtsein jene Triebe, die zu einer Handlung drängen, wahrgenommen werden, die Entscheidung darüber jedoch, ob ihnen gefolgt werden soll oder nicht, erst gesucht und nicht der eigenen Gewalt dieser drängenden Motive, sondern der bestimmenden freien Wahl des von ihnen nicht abhängigen Geistes überlassen wird. So nahe zeigt sich der Begriff der Freiheit mit dem des Willens verknüpft; denn in dieser Entscheidung über einen gegebenen Thatbestand besteht allein die wahre Wirksamkeit des Willens. Aller mögliche Inhalt des Wollens dagegen wird überall durch den unwillkür-

lichen Verlauf der Vorstellungen und Gefühle herbeigeführt, und ohne an sich selbst ein nach außen gerichtetes, gestaltendes und schaffendes Streben zu sein, muß der Wille sich mit der Freiheit unbeschränkter Wahl zwischen dem begnügen, was ihm von dorther dargeboten wird [1]).

---

1) Dr. Fauth sagt: „Ein wirklicher Willensentschluß kann nur da stattfinden, wo Freiheit der Entscheidung ist und die Lehre von dem Willen hängt aufs engste zusammen mit der Lehre von der Wahlfreiheit.“ Dr. Fauth citiert hierzu folgende Worte Lotzes aus einem nachgeschriebenen Heft über praktische Philosophie: „Das Ganze unserer Ansicht wäre kurz das: Zuerst geschieht sehr vieles von dem, was wir unsere Handlungen nennen ohne alle Beteiligung irgend eines deutlichen Willens. Dahin gehören die zahllosen Geberden und Äußerungen des täglichen Handelns, die teils eine Folge organischer Präformation, teils in Folge von Gewöhnung unmittelbar und mechanisch aus unserm Vorstellungslauf entspringen nur von einem frei sich entscheidenden Willen wird; in Fällen des Zweifels die Rede sein, wo verschiedene Motive nach verschiedenen Richtungen uns zu treiben suchen; in solchen Fällen kann nach unserer Ansicht die schließlich von uns genommene Richtung von einem völlig freien Willensentschluß ausgehen. Da aber kein Wille etwas wollen kann, wovon der Geist kein Bewußtsein hat, so ist allemal sowohl die Richtung, die der Wille nimmt, als auch die, welche er nicht nimmt, in unserm Bewußtsein vorher durch eine Reihe von Vorstellungen repräsentiert gewesen; nachher wird es deshalb für unsere sich selbst beobachtende Erinnerung allemal so aussehen, als habe die Vorstellung des Zieles, das der Wille aus Freiheit wählte, umgekehrt die determinierende Macht gehabt, den Willen auf sich zuzuwenden. Während also das Motiv, das gebilligt worden ist, eben durch freie Zustimmung des Willens erst die Kraft erlangt, welche nötig war, um die entgegenstehenden Motive zu unterdrücken, so wird es unserm an Kausalität gewöhnten Nachdenken hinterher stets erscheinen, als habe das gebilligte Motiv von Anfang an größere Stärke besessen als sein Gegenteil, und als sei diese Stärke der Grund für die Richtung des Willens gewesen. Ein dritter Fall ist der, daß der Wille allerdings will, aber nicht die nötige Kraft hat, um die Widerstände zu besiegen, die seiner Verwirklichung durch die inneren Zustände, Temperament, Leidenschaft, Gewohnheit entgegen gesetzt werden. Betrachtet man hier die Handlungen isoliert für sich, so ist ohne Zweifel der Wille in diesem Augenblick ebenso gut und sittlich, als wenn er seinen Erfolg gehabt

Wäre es nun unmöglich, diese Freiheit zu denken oder ihre Annahme zu rechtfertigen, würden wir dann noch Veranlassung haben, überhaupt den Namen des Willens beizubehalten? Wie sehr auch die eigentümliche Verwicklung der Ereignisse im geistigen Leben die des Naturlaufes noch übertreffen mag, ihr Zusammenhang scheine dann doch dem Wesen nach in nichts mehr von der vollkommenen und blinden Notwendigkeit eines ununterbrochenen Mechanismus abzuweichen. Dennoch glauben wir, daß selbst unter dieser Voraussetzung das Wollen als eigentümliches Element sich aus der Reihe der übrigen Äußerungen geistiger Thätigkeit nicht würde hinwegdeuten lassen, obwohl seine Stellung eine sehr befremdende sein würde. Wenn die Sprache der Menschen für einfache, nicht aus einer Vielheit von Vorstellungen zusammengesetzte, sondern manche Vielheit vielmehr zu einem Ganzen erst verbindende Vorgänge einen eigentüm-

---

hätte, und die ganze unüberwindliche innere Natur erscheint hier als eine Art von Außenwelt, die vom Willen unabhängig, und in der sich nicht durchsetzen zu können, für den Willen kein Vorwurf ist. Aber es ist anders, wenn wir bedenken, daß es selbst eine sittliche Forderung ist, nicht eine Menge von Handlungen vereinzelt und eine ohne Zusammenhang mit der anderen auszuüben, sondern einen persönlichen Charakter auszubilden, dessen beständige Gesinnung in allen einzelnen Handlungen zum Vorschein kommt, dann wird die Möglichkeit, daß in einem einzelnen Falle der Wille zur Durchführung zu schwach war, als Frucht früherer Verschuldung erscheinen und es wird diejenige Bildung nicht stattgefunden haben, welche die einzelnen Fälle der Macht, die der Wille über unsern innern Zustand besitzt, zur Stiftung von Gewohnheiten benutzen sollte, welche nach und nach als eine anwachsende Kraft die Widerstände besiegen können; es versteht sich, daß diesem Ideal überhaupt kein endliches Wesen nahe kommt, und die religiöse Beurteilung hat Recht, wenn sie dem Menschen überhaupt zwar Freiheit des Willens und mit ihr die Möglichkeit des Verdienstes, das Gute zu wollen, zuschreibt, aber zugleich meint, daß die Schwäche seines Willens nur durch göttlichen Beistand zur Überwindung der eigenen Natur gesteigert werden kann."

lichen Namen ausprägt, so mag sie häufig in seiner Anwendung irren und fehlgreifen in der Begrenzung der Erscheinungen, in denen sie dies Bezeichnete wieder zu finden glaubt; aber das, was sie meinte, wird sie schwerlich aus der Luft greifen, ohne daß es etwa in der Welt wirkliches Dasein hätte. Denn zuletzt kann sich doch alles unser Vorstellen nur des Inhaltes bemächtigen, den wir irgendwie erleben, und wie wir nichts völlig Neues ersinnen, so können wir uns auch kaum anders irren, als in der Verbindung und Benutzung der einfachen Elemente, welche diese innere Erfahrung uns dargeboten hat. Nur ein Vorurteil der Herbartschen Schule kann deshalb, wie es scheint, den Versuch machen, die Natur des Wollens auf ein bloßes Wissen zurückzuführen und die Behauptung zu verteidigen, der Satz: **ich will, sei gleichbedeutend mit dem klaren und zuversichtlichen Bewußtsein des andern: ich werde**[1]. (Mik. I. 289.)

Nur die Gewißheit vielleicht, daß ich handeln werde, mag gleichgeltend sein mit dem Wissen meines Wollens, aber dann wird in dem Begriffe des Handelns jenes eigentümliche Element der Billigung, der Zulassung oder Absicht eingeschlossen sein, welches den Willen zum Willen macht, und welches wir in der bloßen Voraussicht des zukünftigen Eintretens einer von uns ausgehenden Wirkung vermissen. Vergeblich sucht man deshalb das Vorhandensein des Wollens zu leugnen, ebenso vergeblich, als wir uns bemühen würden, seine einfache Natur, die nur unmittelbar sich erleben läßt, durch umschrei-

1) „Wer da spricht: Ich will, der hat sich des Künftigen im Gedanken schon bemächtigt, er sieht sich vollbringend, besitzend, genießend.“ (Herbart.)

„Was man **will**, dessen Erreichung setzt man bestimmt voraus.“ (Drbal.)

bende Erklärungen zu verdeutlichen[1]). Diese Billigung nun, durch welche unser Wille den Entschluß, welchen die drängenden Beweggründe des Vorstellungslaufes ihm darbieten, als den seinigen adoptiert, oder die Mißbilligung, mit welcher er ihn von sich zurückweist, beide würden denkbar sein, auch wenn keine von beiden die geringste Macht besäße, bestimmend und verändernd in den Ablauf der inneren Ereignisse einzugreifen. Ebenso wie der Mensch durch äußere Verhältnisse zu einer Weise des Verhaltens gedrängt wird, der jede Teilnahme, jede Zustimmung seines Inneren fehlt, so könnten auch in seinem Inneren selbst mit ununterbrochener Notwendigkeit die einzelnen Ereignisse sich verketten und unaufhaltsam Handlungen erzwingen, welche das Gewissen mit machtloser Reue schon im Augenblicke ihres Geschehens begleitete. Diese Vorstellung, so befremdlich sie im ersten Augenblicke erscheinen mag, liegt doch nicht so weit von den Gedanken ab, die wir im Leben zu hegen gewohnt sind. Fast nur die wissenschaftliche Untersuchung pflegt die unbeschränkte Freiheit des Willens mit der grenzenlosen Fähigkeit des Vollbringens zu verwechseln; unsere lebendige Erfahrung dagegen mahnt uns an unsere Schwäche im Streit mit der drängenden Gewalt unwillkürlicher Strebungen, und wir glauben eines höheren Beistandes bedürftig zu sein, um über sie zu siegen. In der That ist es ein Irrtum, von dem Willen mehr zu verlangen, als daß er wolle, und die Schwierigkeiten, die man der Überzeugung von seiner Freiheit entgegenstellt, gehen am meisten, obwohl auch nicht so unüberwindlich, aus diesem Vorurteile hervor.

1) „Den Akt des Wollens selbst zu schildern, sind wir nicht imstande, da er eine so einfache Grunderscheinung des geistigen Lebens ist, daß er nur erlebt, nicht erläutert werden kann.“ Dr. F. Fauth, „Die wichtigsten Schulfragen.“ Gütersloh 1878.

Anwendung auf Erziehung und Unterricht.

1) Das Gefühl ist die Quelle und „der unwillkürliche Ursprung für alles, was im bewußten Willen auftritt.“ „Die Fähigkeit, Lust und Unlust zu fühlen, liegt ursprünglich in der Seele.“ Nur in den Gefühlen vermag die Seele den Wert zu erleben, den ihre Vorstellungen und Gedanken für sie haben, sie sind die treibenden Ursachen alles bewußten Entschließens und Handelns. In der geheimnisvollen Tiefe des Gemütslebens wurzelt der Wille, dort gewinnt er frische Kraft. (Siehe Seite 163.)

2) Nach Herbart [1]) beruht der tiefste Wille nicht in einem besonderen wesentlichen Akt in der dunklen, geheimnisvollen Tiefe der Persönlichkeit, mit dem die Akte des Fühlens und Erkennens innerlich verbunden sind, sondern der Wille erscheint nach der Herbartschen Darstellung mehr als bewußtes Wählen und praktisches Wollen innerhalb der apperzipierenden Vorstellungsmassen. Ein Akt des Willens erscheint der Herbartschen Vorstellungsweise öfters wie ein Aufruhr und Kampf der Volksmassen eines aufgelösten republikanischen Staatswesens, das von keinem leitenden, sicher organisierenden Willen beherrscht wird und darum die Beute der zufällig überwiegenden wirkenden Kräfte ist.

Nach der Herbartschen Schule hat die Seele nur „die Fähigkeit, Empfindungen zu erzeugen.“ Diese einmal erzeugt, dauern nach dem allgemeinen Gesetze der Beharrung auch im Zustande des Unbewußtseins fort, und weil in der einheitlichen Seele beisammen, sind sie genötigt, in eine Wechselwirkung einzutreten. Aus dieser Wechselwirkung nun ergeben sich ohne

---

1) Wir fassen diese Sätze hier noch einmal kurz zusammen.

ferneres Eingreifen und Mitwirken der Seele nach rein mechanischen Gesetzen alle höheren Formen geistigen Geschehens, Denkens und Fühlens." — „Gefühle und Begehrung erwachsen nach der Herbartschen Schule nur aus dem Vorstellungskreise." „Ihre Beschaffenheit entspricht genau dem des Vorstellungskreises."

3) Da die Herbartsche Schule behauptet, daß alles Seelenleben, Denken, Wollen, Gefühle der Lust und Unlust, Regungen des Strebens und des Willens bloß die mechanischen Resultate der gegenseitigen Wirkungen, der Störungen und der Bewegung der Vorstellung sind, so folgert sie weiter: „Man hat die Erziehung nur dann in seiner Gewalt, wenn man einen großen und in seinen Teilen innigst verknüpften Gedankenkreis in die jugendliche Seele zu bringen weiß, der das Ungünstige der Umgebung zu überwinden, das Günstige derselben in sich aufzulösen und mit sich zu vereinigen die Kraft besitzt".

4) Ist aber jeder Willensentschluß nur ein mechanischer Vorgang der Apperzeption, darin bestehend, daß die Vorstellungsmasse, in der das Wollen seinen Sitz hat, zufolge ihrer überwiegenden (auf vielseitige Verknüpfung beruhenden) Stärke die entgegengesetzten Vorstellungen und Begierden verdrängt, bezw. das Gleichartige derselben sich aneignet, so ist der Lehrer für den Erfolg oder Mißerfolg der Erziehung seiner Zöglinge verantwortlich [1]). Ferner, wird das Gute nicht gewählt, weil die Seele, von der innewohnenden Macht der sittlichen Wertschätzung getrieben, so handeln muß, sondern die Entscheidung liegt in der Stärke der Gedankenmassen, in der Verknüpfung der Vorstellungen. „Das Gute wird nicht gewählt um des Guten willen, sondern

---

1) Ich verweise hier auf meine Schrift: Die Anwendbarkeit der Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze. 2. Aufl. Wittenberg, Verlag von Herrosé 1888.

aus rein mechanischen Ursachen. Von einem sittlichen Handeln und Entschließen kann sonach unter den obigen Voraussetzungen bei Herbart schlechterdings keine Rede sein.“ (Ostermann.)

5) Ist auch die eigentliche Triebfeder des Wollens das Gefühl, so wird der Wille doch erregt durch Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen oder Gedanken, indem diese dem Menschen die Ziele für sein Streben, sowie die Mittel und Wege zur Erreichung derselben zeigen. Aber sie wirken nur dann und nur in dem Maße auf den Willen ein, als sie von kräftigen Gefühlen begleitet sind.

6) „Der Mensch soll nicht bloß durch das Erkennen des Wahren die äußere Welt vergeistigen, er soll nicht bloß das Hohe, Edle und Schöne fühlen und im Gemüt verrinnern, sondern er soll das Gedachte, Gefühlte auch nach außen wirksam machen, er soll Gedanken und Gefühle verkörpern, soll wollen und handeln.“ (Böhme.)

7) Die Wertschätzung, — das Interesse für Wahres, Schönes, Edles und Gutes, die Hebung und Erhöhung der geistigen Thätigkeit, ist die Brücke zum Wollen und Vollziehen des Wahren, Schönen und Guten, das reiche, hohe Geistesleben ist der fruchtbare Boden für ein reines Gemüt und einen edlen Charakter. Das Ziel aller Erziehung ist aber die Entwicklung eines edlen Charakters als Krone der Bildung, d. h. die Entfaltung eines kräftigen, konsequenten, im Dienste der religiös-sittlichen Ideen stehenden Willens. Die Kardinaltugend des Willens ist aber Mut und Gottvertrauen. Bei dem wahren Mute muß die Hoffnung des Gelingens in der Überzeugung ruhen, daß die zu realisierenden Forderungen mit dem göttlichen Willen übereinstimmen.

8) Dies Ziel der Erziehung wird erreicht
   a) durch einen wahrhaft erziehenden Unterricht, — wie wir denselben auf Grundlage der Psychologie gezeigt haben;
   b) durch eine christliche Schulzucht, durch ein geordnetes Schulleben, durch Gewöhnung zum Gehorsam, zur Thätigkeit, zur Treue im Kleinen;
   c) durch eine lebendige Wechselwirkung zwischen Unterricht und Leben.

Litteratur.

L. Wiese, Die Bildung des Willens. Eine historische Betrachtung. Berlin 1857. — Adolf Horwicz, Zur Entwicklungsgeschichte des Willens. Magdeburg 1876. — Dr. Keferstein, Die Leidenschaften — als pädagogisches Problem. (Rheinische Blätter 1885, Seite 342 ff.) — Dr. Hagemann, Was ist ein Charakter und wie kann er durch Erziehung gebildet werden. Leipzig 1884. — Weber, Willensbildung. (Haus und Schule von Spieker, 1889, Seite 183.) — Wackernagel, Temperament und Erziehung. Berlin, Rother. — Dittmer, Temperament und Erziehung. Emden 1885.

Über Dasein und Wesen der Seele [1]).

§ 1.

Keine Beobachtung zeigt uns geistiges Leben anders, als in beständiger Verknüpfung der körperlichen Gestalt und ihrer Entwicklung; zusammen sehen wir beide sich entfalten, und mit dem Zerfallen der körperlichen Bildung verschwindet spurlos für

---

1) Lotze, Med. Psychologie. 7—11. Mik. I, Seite 160—187. — Metaphysik 240—242. — Grundz. der Psychologie, Seite 55—58.

uns auch die Fülle und Macht des Geistes, der sie beseelte. Mit so deutlichen Hinweisungen sucht uns die Erfahrung davon zu überreden, daß alle innere Regsamkeit aus der Verbindung der Stoffe entspringt und mit ihrer Auflösung verschwindet; dennoch hat die lebendige Bildung aller Völker, indem sie den Namen der Seele schuf, in ihm die Überzeugung ausgedrückt, daß nicht nur eine Verschiedenheit des Aussehens die inneren Erscheinungen von dem körperlichen Leben scheidet, sondern daß ein Element von eigentümlicher Natur, anders geartet, als die gestaltbildenden Stoffe, der Welt der Empfindungen Gefühle und Strebungen zu Grunde liegt und durch seine eigene Einheit sie untereinander zu dem Ganzen einer in sich geschlossenen Entwicklung zusammenhält [1]). Ein so allgemeines Vorurteil wird nie entstehen ohne

---

1) Herbart und Lotze halten auf das bestimmteste fest an der Existenz einer Seele, und auch die Gründe, mit denen sie ihre Ansicht verteidigen, sind nahezu übereinstimmend. Die Einheit des Bewußtseins, daß in jedem Augenblick, in welchem wir uns selbst beobachten, neben dem Komplex gleichzeitiger Vorstellungen, die wir in uns finden, uns auch das Bewußtsein von der Einheit dieses Komplexes mit sich führt, daß ferner bei dem Überblick über verschiedene Bewußtseinsmomente das Selbstbewußtsein uns entgegentritt als das einheitliche Bewußtsein dieser Momente, das ist für beide Philosophen ein genügender Grund für die Existenz der Seele. — Aber ganz verschieden sind die Anschauungen, welche beide von dem W e s e n der Seele, von dem „W a s" besitzen. Herbart kann die Frage nach dem Was der Seele leicht beantworten. Ihm ist sie eines jener einfachen Wesen, nicht bloß ohne Teile, sondern auch ohne Vielheit in ihrer Qualität, eine Substanz. Die Seele hat gar keine Anlagen und Vermögen, weder etwas zu empfangen, noch zu reproduzieren. (Lehrbuch der Psychologie, Seite 104.)

Lotze erscheint die Frage nach dem Was der Seele unbeantwortbar. „Es ist", sagt Lotze, „unbegreiflich, wie man das Was eines Wesens anderswo suchen kann, als in seinem eignen Thun und Treiben, wie man also glauben kann, die Seele noch nicht zu kennen, wenn man alle ihre Thaten kennt, oder wie man ihre lebendige Wirklichkeit nicht in ihrem Handeln, im Vorstellen, Fühlen und Streben finden, sondern in

dringende Aufforderungen, welche in der Natur der Sache liegen; dennoch dürfen wir es zunächst nur als ein Vorurteil betrachten, dessen Prüfung Bestätigung oder Widerlegung einer ausdrücklichen Untersuchung vorbehalten bleiben muß.

§ 2.

Die beständige Verknüpfung des geistigen Lebens mit dem körperlichen, in der es allein Gegenstand der Beobachtung ist, macht den Versuch natürlich, es auch nur als Erzeugnis der körperlichen Funktionen aufzufassen.

Indessen ist es eine alte, moderner Wiederentdeckung gar nicht bedürftige Wahrheit, daß aus allen Kombinationen materieller Zustände niemals analytisch die Entstehung eines geistigen Zustandes begreiflich wird. Oder einfacher gesagt: wenn wir materielle Elemente so denken, daß wir nichts in ihnen voraussetzen, was nicht eben zum Begriff der Materie gehört, wenn wir sie also bloß auffassen als raumerfüllende Reale, welche beweglich sind und ineinander Bewegungen durch ihre Kräfte hervorbringen können, wenn wir uns endlich diese Bewegungen eines oder vieler Elemente noch so sehr variiert oder kombiniert denken, so kommt doch niemals der Augenblick, wo wir sagen können: jetzt verstehe es sich von selbst, daß diese zuletzt erzeugte Bewegung nicht mehr Bewegung bleiben könne, sondern in Empfindung übergehen müsse.

Ein Materialismus daher, der dennoch behauptete, aus bloßen physischen Zuständen oder Bewegungen körperlicher Atome könne das geistige Leben hervorgehen, würde eine völlig leere

einem namenlosen Sein suchen könnte, an welchem diese konkreten Formen des Benehmens, die aus ihm nicht fließen würden, doch auf nie aufzuklärende Weise partizipierten". Metaphysik 481.

Annahme sein, und ist auch in dieser Form schwerlich jemals ernstlich aufgestellt worden. Die Materialisten, die wirklich Glauben an ihre eigenen Sätzen hatten, sind immer von der anderen Voraussetzung ausgegangen, das, was sie „Materie“ zu nennen fortfahren, sei wirklich etwas viel besseres, als der Name besagt und als was es von außen erscheint. Es enthalte eben selber eine Grundeigenschaft, aus welcher die geistigen Zustände ebenso sich entwickeln könnten, wie aus einer anderen Grundeigenschaft, die es ebenfalls besitze, die physischen Prädikate der Raumerfüllung, der Undurchdringlichkeit u. s. w.

Daher entstand die neue Form des Versuches: genau so, wie die Physiologie das körperliche Leben aus den Wechselwirkungen der physischen Kräfte aller Körperelemente ableitet, genau so habe die Psychologie das geistige Leben aus dem Zusammenwirken der psychischen Kräfte dieser Elemente zu erklären.

§ 3.

Diese vorläufig nicht undenkbare Ansicht scheitert jedoch daran, daß es ihr unmöglich ist, die Entstehung jener Einheit des Bewußtseins zu begreifen, welche eine Thatsache der Erfahrung ist und von welcher deswegen, weil sie sehr rätselhaft ist, man doch nicht willkürlich abstrahieren darf, um dann den Rest des Erfahrungsinhaltes bequemer zu erklären.

Man irrt sich, wenn man diese Einheit des Bewußtseins konstruieren zu können glaubt nach der Analogie der Zusammensetzung physischer Kräfte. Denn wenn man sagt: Ebenso wie aus zwei verschiedenen Bewegungen eine einfache Resultante entstehe, der man nichts mehr ansehe von der Zweiheit der Ursachen, aus denen sie entsprang, so könne auch aus einer verbundenen Vielheit psychischer Bewegungen eine vollkommene Einheit des Be-

wußtseins hervorgehen: so hat man diese Analogie aus der Mechanik nur ungenau ausgedrückt. In Wahrheit behauptet sie ja: Wenn zwei Bewegungen auf einen und denselben unteilbaren Punkt oder auf dasselbe reale Element einwirken, bringen sie eine einfache Resultante hervor, die dann nicht in der Luft schwebt, sondern nur als Zustand eben desselben einfachen Elementes existiert, auf welches die Komponenten einwirkten.

So ergänzt, führt diese Analogie gar nicht zu dem, was man wollte, sondern direkt zu der gewöhnlichen Ansicht zurück. Nämlich die vielen Elemente würden selbst dann, wenn sie psychische Fähigkeit besäßen, die Einheit des Bewußtseins nur erzeugen, wenn es ein unteilbares, einheitliches Element gäbe, in welches alle ihre Einwirkungen einmündeten, und welches durch seine eigene Natur dazu befähigt wäre, alle diese Eindrücke in seinem Bewußtsein zu konzentrieren.

§ 4.

Auf der Anerkennung dieser völligen Unvergleichbarkeit aller physischen Vorgänge mit den Ereignissen des Bewußtseins hat von jeher die Überzeugung von der Notwendigkeit geruht, eine eigentümliche Grundlage für die Erklärung des Seelenlebens zu suchen.

Überall, wo wir ein Element Erfolge hervorbringen sehen [1]), die wir weder aus seiner beständigen Natur, noch aus der Bewegung, in der es sich augenblicklich befindet, verstehen können, suchen wir den ergänzenden Grund dieser Wirkung in der anders gearteten Natur eines zweiten Elementes, die, von jener Bewegung getroffen und angeregt, aus sich den Teil oder die Form

1) Mikr. I, Seite 167.

des Erfolges erzeugt, die wir vergeblich aus dem ersten abzuleiten versuchen würden. Nicht der Feuerfunke ist es, der die Explosionskraft dem Pulver mitteilt, denn auf andere Gegenstände fallend, bringt er keine Wirkung ähnlicher Art hervor; weder in seiner Temperatur, noch in der Art seiner Bewegung, noch in irgend einer anderen seiner Eigenschaften würden wir den Grund finden, der ihn befähigte, aus sich allein heraus jene zerstörende Kraft zu entwickeln, er findet sie vor in dem Pulver, auf welches er fällt; oder richtiger, er findet sie auch hier nicht fertig vor; aber er trifft hier mehrere Stoffe in einer Verbindung an, die bei dem Zutritt der erhöhten Temperatur, die er hinzubringt, sich mit plötzlicher Gewalt gasförmig ausdehnen muß. Für die Form der entstehenden Wirkung liegt also der Grund in der Mischung des Pulvers allein, für ihren wirklichen Eintritt bringt die Glühhitze des Funkens die letzte notwendige ergänzende Bedingung hinzu. Zu denselben Schlüssen berechtigt uns die Unvergleichbarkeit der materiellen Zustände und ihrer geistigen Folgen. Wie fest die letzteren an jene als ihre Bedingungen gebunden sind, den Grund ihrer Form müssen sie doch in einem anderen Prinzip haben, und alles, was wir als Thätigkeit oder Wirksamkeit der Materie denken können, bringt nicht aus sich selbst das geistige Leben hervor, sondern veranlaßt nur sein Hervortreten durch die Anregung zur Äußerung, die es einem anders gearteten Elemente zuführt.

§ 5.

Als die entscheidende Thatsache[1]) der Erfahrung, welche uns nötigt, in die Erklärung des geistigen Lebens an die Stelle der Stoffe ein übersinnliches Wesen als Träger der Erscheinungen

1) Mikr. I. 170.

zu setzen, müssen wir jene Einheit des Bewußtseins bezeichnen, ohne welche die Gesamtheit unserer inneren Zustände nicht einmal Gegenstand unserer Selbstbeobachtung werden könnte.

So lange nicht besondere Veranlassungen uns zu anderen Annahmen nötigen, sind wir gewöhnt, in jeder abgeschlossenen lebendigen Gestalt eine Seele zu vermuten, für deren inneres Leben sie die umgebende Hülle und eine Zusammenstellung wirkungsfähiger Werkzeuge darbietet.

Lotze schließt seine bedeutsamen Darlegungen über die Subrealität der Seele, welche er allen üblichen Zeitmeinungen zum Trotz in ruhiger Entschiedenheit festhält: „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist die mir immer als die seltsamste erschienen, daß es dahin kommen konnte, sein eigenes Dasein, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln, oder es sich als Erzeugnis einer äußeren Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugneten.

§ 6.

Von dem Wesen der Seele[1]).

Die Frage nach dem Wesen der Seele kann hier nur lauten: Durch welchen eigentümlichen Charakter, der ihr Wesen bildet, unterscheidet sich die Seele von andern Substanzen?

Kennen lernen kann man die Natur jedes Dinges, auch die der Materie, nur aus seinen Leistungen und Wirkungen. Es ist daher kein Fehler, sondern das natürlichste Verfahren der Psycho-

---

1) Lotze, Grundzüge, Seite 70.

logie, auf diese Weise rückwärts die Natur der Seele zu bestimmen [1]).

Der erste systematische Versuch dazu, die Lehre von den Seelenvermögen, ist allerdings erfolglos geblieben. Man klassifizierte die vielen psychischen Leistungen nach ihrer Ähnlichkeit, und hatte dann freilich Recht, für jede solche Gruppe wirklich ausgeführter Leistungen auch ein Vermögen dazu anzunehmen. Allein dieser Begriff war nicht so fruchtbar, als der der Kraft für die Physik. Denn von Kraft spricht der Physiker ernstlich erst dann, wenn er nicht bloß eine Form der Wirkung, sondern auch ein Gesetz angeben kann, nach welchem sich die Größe derselben gemäß der Veränderung gewisser Bedingungen ändert. Die Seelenvermögen dagegen waren bloß von der Form der Leistungen abstrahiert, und man kannte kein Gesetz für sie, und kam daher bloß zu den Tautologien, daß z. B. das Empfindungsvermögen Empfindungen produziert, wußte aber nicht, unter welchen Bedingungen welche.

Andererseits ist die Physik nur so weit vollendet, als es möglich ist, alle Naturprozesse auf bloße Bewegungen von Massen zu reduzieren. Durch diese Gleichartigkeit des Geschehens ist es möglich, genau das Resultat zu bestimmen, welches aus dem gleichzeitigen Zusammenwirken verschiedener Kräfte an demselben Objekt entsteht. Dagegen die psychischen Zustände konnte man auf kein solches gemeinsames Maß zurückbringen. Was daher entstehen muß, wenn ein Akt des Gefühlsvermögens zusammentrifft, ließ sich aus dieser Theorie gar nicht ahnen. Was man

---

1) „Lotze sucht sich der Nötigung zu entziehen, in bestimmter Formel das Wesen der Seele zu beschreiben, indem er in ihren Erscheinungsformen und in der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit ihrer Äußerungen das für unser Wissen Wertvolle zu besitzen meint.“ —

darüber weiß, weiß man unabhängig von ihr aus Erfahrung und Menschenkenntnis.

Diese beiden Mängel sind durch keine bessere Ausführung dieser Theorie zu beseitigen. Sie kann daher nur als eine übersichtliche Katalogisierung der geistigen Leistungen, aber nicht als Erklärung gelten.

§ 7.

Die Unfruchtbarkeit dieser Lehre und die geringe Rechenschaft, welche sie über den Zusammenhang der verschiedenen Vermögen gab, die sie doch immer als Äußerungen einer einheitlichen Seele ansah, veranlaßten Herbart zu dem Versuche, alle geistigen Thätigkeiten und alle diese Vermögen als eine Reihe von Folgen nachzuweisen, welche aus einer einzigen Urthätigkeit der Seele nach und nach entspringen [1]).

Die Seele sei eines jener übersinnlichen realen Wesen von völlig einfacher Qualität, welche, für sich allein gelassen, immer unbewegt sich gleich bleiben, dagegen Thätigkeiten der Selbsterhaltung ausüben, sobald sie äußeren Reizen ausgesetzt sind,

---

1) „Die absolut einfache Seele hat gar keine Anlagen und Vermögen, weder etwas zu empfangen, noch zu reproduzieren. — Sie hat ursprünglich weder Vorstellungen, noch Gefühle, noch Begierden; sie weiß nichts von sich selbst und von anderen Dingen, es liegen in ihr auch keine Formen des Anschauens und Denkens, keine Gesetze des Wollens und Handelns, auch keinerlei, wie immer entfernte, Vorbereitung zu dem allem.“ — Herbart.

Die Voraussetzungen der Herbartschen Psychologie mit ihren bedenklichen Konsequenzen für die Pädagogik wurden auch auf der Direktoren-Konferenz für die Provinz Sachsen 1885 als **unverträglich mit der Gottesebenbildlichkeit der menschlichen Seele, mit der geheimnisvollen Tiefe ihrer Kräfte, mit der Freiheit des Willens, mit ihrer spontan aktiven Natur, mit der Erfahrung** einmütig zurückgewiesen.

deren Einwirkung, wenn sie stattfände, eine Störung ihrer Natur verursachen würde. Und zwar sind diese Selbsterhaltungen der Art nach verschieden, je nachdem die Störungen verschieden sind, durch die sie veranlaßt werden. Von den übrigen realen Wesen, z. B. denen, die auch der Materie zu Grunde liegen, können wir nicht wissen, worin eigentlich ihre Selbsterhaltungen bestehen. Von der Seele dagegen wissen wir, oder glauben es annehmen zu dürfen, daß sie allgemein von der Form der Vorstellung sind. Durch physische Reize, deren Einwirkung Herbart nicht weiter verfolgt, werden der Seele diese Veranlassungen zur Selbsterhaltung gegeben, und die hier entstehenden Vorstellungen, d. h. einfachen Empfindungen, einer bestimmten Farbe, eines Tones, eines Geschmackes, sind nun die einfachen Elemente, aus deren weiterer Wechselwirkung die Gesamtheit des übrigen Seelenlebens entstehen soll.

Mit Dank erwähnen wir hier bloß die früher erwähnten Aufklärungen, welche durch diese Ansicht der Verlauf der Vorstellungen nach allgemeinen mechanischen Gesetzen erfahren hat. Dagegen dem Versuche können wir nicht beistimmen, ohne Voraussetzung irgend welcher bis hierher nicht zur Äußerung gekommenen Vermögen der Seele alle ihre höheren Thätigkeiten als selbstverständliche mechanische Produkte dieses Vorstellungslaufes abzuleiten. Notwendig war überhaupt dieser Grundsatz nicht, denn Herbart selbst gestand zu, daß schon die einfachen Empfindungen in ganz verschiedene Klassen, Farben, Töne, Geschmäcke 2c., zerfallen, deren keine aus der anderen ableitbar ist; daß also die Seele wirklich ganz verschiedene Vermögen besitzt, die wir aus ihrer Einheit, an der wir gewiß festhalten, dennoch nicht wirklich ableiten können. Nichts hätte also verhindert anzunehmen, daß auch diese einfachen Empfindungen und ihre Verhältnisse untereinander als neue Reize

auf die ganze Seele einwirkten und dann in ihr ganz neue Rückwirkungen hervorriefen, die man aus diesen Veranlassungen allein keineswegs würde ableiten können [1]).

Eine solche Annahme wäre bloß zu widerlegen durch den Nachweis, daß sie unnötig ist, und daß wirklich alle höheren geistigen Leistungen ganz selbstverständliche Folgen aus dem Gegeneinandertreiben der einfachen Vorstellungen sind. Dieser Nachweis ist nicht gelungen.

Wir fügen hier eine sehr beachtenswerte Darlegung Lotzes Stellung zu Herbart ein. — Die frühere Zeit hatte von vielen Fähigkeiten der Seele gesprochen [2]), fast für jede geistige Thätigkeit, oder vielmehr für jeden in dem geselligen Leben, in der religiösen Vertiefung, in der Geschichte hervortretenden wertvollen Erfolg einer solchen, hatte sie ein prädestinirtes Vermögen in uns vorausgesetzt. Sie hatte dadurch das Gedeihen einer erklärenden Untersuchung sehr verhindert; aber indem sie sich in die Grenzen einer Beschreibung zurückzog und die wechselseitige Abhängigkeit der einzelnen Vorgänge voneinander vernachlässigte, hatte sie sich zugleich vor dem Mißgriffe bewahrt, das als selbstverständliche Folge auseinander herzuleiten, was nur nebeneinander aus der ursprünglichen Natur der Seele begriffen werden kann. Den Reichtum dieser Natur ließ sie freilich unanalysiert; aber sie erhielt doch die Gewohnheit, eben an diesen unerschöpflichen Reichtum zu glauben, in dessen Tiefe Alles, was an menschlichem Leben und Streben Wert hat, und jede Verbindung mit göttlichen Einflüssen Boden finden und Wurzel schlagen konnte.

---

1) „Unter Anlagen und Vermögen der Seele verstehen wir also gar nicht, wie es von gegnerischer Seite immer wieder mißdeutend ausgelegt wird, irgend welche zu der ursprünglichen Qualität noch hinzukommende und zwischen dieser Qualität und ihren Leistungen in einer unbegreiflichen Mitte schwebende ursprüngliche Zustände, Kräfte oder gar Wesenheiten, sondern wir verstehen darunter lediglich diese Qualität selbst, sofern sie gerade so geartet ist, daß aus ihr, natürlich unter Mitwirkung anderweitiger Bedingungen, die betreffenden Erscheinungen sich mit Notwendigkeit ergeben." (Ostermann, Irrtümer, Seite 184.)

2) Lotze, Streitschriften. Band I. In bezug auf Prof. J. H. Fichtes Anthropologie. Leipzig 1854.

Wenn ich bei Herbart eine Änderung dieser Anschauung beklage, so liegt der Grund zu ihr noch nicht in seiner Annahme der Seele als eines realen Wesens von durchaus einfacher Qualität. Denn diese einfache Qualität ist am Ende nur ein Name, und bei der großen Liberalität, mit welcher seine Theorie zufällige Ansichten für das Einfache gestattet, könnten wir immerhin fortfahren, uns diese Qualität als einen so unermeßlichen Wesensreichtum zu denken, daß selbst, wenn wir sie kennten, doch ihr Ausdruck in unseren Gedanken nur ein äußerst zusammengesetzter sein würde. Freilich wird man zweifeln, was bei einer solchen Interpretation der Einfachheit Herbarts Theorie noch Eigentümliches behalten würde im Vergleich mit jenen älteren Ansichten, welche die Mannigfaltigkeit, die sie den Wesen zuschrieben, ja doch wohl auch in die Einheit eines einzigen Urcharakters verschmolzen dachten? Aber das Wichtigere, worauf es mir ankommt, liegt in der Art, wie der Vorteil, welchen diese festgehaltene Annahme von dem Reichtum des Seelenwesens haben könnte, durch eine zweite Voraussetzung abgeschnitten wird. Durch den engen Isthmus des Vorstellens allein soll diese ganze Natur sich in ihre Folgen ergießen, und alles, was in unserer späteren Entwickelung von Wert ist, muß entweder als Erzeugnis der inneren Gegenwirkungen zwischen den mannigfachen Akten des Vorstellens, oder zum Teil wenigstens als ein Geschenk der auf diese Thätigkeit von außen wirkenden Erfahrung angesehen werden; für den Inhalt unseres geistigen Lebens giebt es keine anderen unabhängigen Quellen in uns selbst mehr; nur die einfachen sinnlichen Eindrücke genießen das schöne Vorrecht, nicht einer aus dem anderen, sondern alle unabhängig nebeneinander unmittelbar aus der Natur der Seele hervorzugehen je nach den verschiedenen Anregungen, welche die Einwirkung der äußeren Reize ihr zuführte. Dies ist nun, neben anderen einzelnen Bedenken, der Hauptgrund meines Gegenstrebens gegen Herbarts Psychologie.

Zuerst bin ich überzeugt, daß die Behauptung, die Seele sei ein Wesen, das sich in der Form des Vorstellens selbst erhalte, keine totale, sondern eine partielle Definition, eine zufällige Ansicht ist; eben so partiell und zufällig, als wenn wir sagten, sie sei ein Wesen, das unter dem Einfluß der Ätherwellen Farben sehe. Wir würden aus der letzteren Definition niemals die Notwendigkeit ableiten können, daß dasselbe Wesen unter dem Eindrucke der Luftschwingungen Töne hören müsse, und doch würden wir nicht zweifeln, daß in der Einheit seiner Natur eine Folgerichtigkeit liege, die ihm auf diesen zweiten Reiz keine andere Rückwirkung gestattet, sobald es auf den ersten mit jener antwortet. Ebenso werden wir nie aus dem Vorstellen an sich die Erscheinungen des Fühlens und

Wollens ableiten können, und sie werden in der That nicht von ihm abhängen, sondern nur mit ihm in die Konsequenz des Geistes zusammengehören, so wie kein Ton des Akkords den anderen erzeugt, oder als seine Folge aus sich hervorgehen läßt, wohl aber ihn fordert, damit der Akkord entstehe. Nicht bloß diese Formen des Benehmens sind uns ursprünglich gegeben, sondern auch der Inhalt, welchen wir durch das Aufgebot aller dieser Instrumentation unserem geistigen Leben und unserer wirklichen Entwicklung geben, hängt zwar zu einem Teile von der Welt ab, in welcher wir leben; aber er hat, für mich zweifellos, zum anderen Teil direkte Wurzeln in der Natur des Geistes selbst. Nicht darin besteht das Wesen der Seele, nur das unentbehrliche Subjekt zu sein, ohne welches freilich jene Waffe des Vorstellens nicht gegen die Dinge geschwungen werden könnte, sondern alle jene Formen der inneren Thätigkeit, die für so viele vollständig den Beitrag zu enthalten scheinen, welchen unser Geist zur Gestaltung unseres inwendigen Lebens giebt, kann ich mir eben nur als die Verfahrungsweisen denken, durch welche er eine noch weit innerlichere Wahrheit seines Wesens an dieser Umgebung des irdischen Lebens zu bewähren strebt. Frühere Zeiten waren zu freigebig mit dem Namen angeborener Ideen; die unsere scheint mir in einen entgegengesetzten Irrtum zu verfallen, wenn sie diesen Begriff mit einer kleinlichen Bemängelung der nicht ganz passenden Bezeichnung, ohne Weiteres bei seite setzt.

Ich habe mich nie überzeugen können, daß unsere logisch und metaphysisch denknotwendigen Grundsätze über die Natur der Dinge, daß unsere ästhetischen Gefühle und das Bewußtsein ethischer Verpflichtungen auf etwas anderem beruhen, als auf dieser unmittelbaren Tiefe unserer geistigen Natur, so daß sie, angeregt durch die Erfahrungen, als ursprüngliche Besitztümer desselben in unser Bewußtsein hervortreten, nicht als fertige, nicht als von jeher bewußt vorschwebende Bilder uns angeboren, aber so in uns begründet, daß sie zwar einer Anregung durch die Erfahrung bedürfen, aber nie durch diese uns gegeben werden. Ich habe mich ferner nie überzeugen können, daß diese inhaltvolle Natur, wie sehr sie auch überall analoge Äußerungsweisen des Vorstellens und Fühlens aus sich hervortreibe, deswegen auch völlig dieselbe sein müsse für alle Gattungen der Seelen, ja auch nur für jede individuelle; ich habe es für möglich gehalten, daß jedes einzelne Wesen inkommensurabel mit dem anderen sei,

und daß der Genius jedes einzelnen zwar mit den übrigen die allgemeinen Formen seiner möglichen Äußerung teile, aber die Richtung und den Erfolg dieser allgemeinen Wirkungsmittel des geistigen Lebens für sein eigenes Leben als ein stets fortwirkender spezifischer Coeffizient auf unvergleichbare Weise mitbestimme[1]). Ich habe endlich nicht einsehen können, daß die Fülle der geistigen Natur sich in diesen Gestalten der Thätigkeit erschöpfen müsse, welche den Gegenstand unserer irdischen Psychologie bilden. So wie ich zu begreifen glaubte, daß der Körper uns gegeben sei als ein System von Mitteln, bis in das Kleinste hinein auf die Bedingungen berechnet, die unser Dasein an der Oberfläche gerade dieses Planeten vorfindet: ebenso schienen mir alle jene Formen des Bewußtseins, die unser tägliches Leben füllen, ein System von Organen zu sein, welches unsere Seele aus sich hervortreibt, um in diesem Boden der Endlichkeit und Zeitlichkeit zu wurzeln und zu wachsen; aber sie schienen mir nicht die Möglichkeit auszuschließen, daß in einem anderen Leben, aus derselben Tiefe des Geistes, höheren Aufgaben entgegenkommend, sich eine weit vollkommenere Regsamkeit entwickeln könne, unbedürftig vielleicht der vielfach mittelbaren Verfahrungsweisen und der Umwege, durch welche unser gegenwärtiges Denken sich zwischen der Natur der Dinge hindurchzuwinden genötigt ist.

§ 8.

Wir fanden schon früher unmöglich, daß eine Seele, die nur vorstellendes Wesen wäre, die Verhältnisse zwischen ihren Vorstellungen anders auffassen sollte, als sie sind, also als räumliche, während sie unräumlich sind. Thut sie es dennoch, so fügt sie offenbar aus ihrer eigenen Natur zu diesem Thatbestand etwas Neues hinzu, was aus ihm selbst nicht folgt.

---

1) Wie für Herbart die ursprüngliche Gleichheit aller Seelen ein Grundsatz der Psychologie ist, so verficht Lotze in allen seinen Schriften die individuelle Verschiedenheit derselben. (Lotze, Met. 245. Mikr. I, Seite 438—442. Grundz. der Psychologie § 69—71. Med. Psychologie 146—154.

Ebenso unmöglich war es, die Aufmerksamkeit als bloße Stärke der Vorstellung selbst anzusehen; es fehlte dann ganz das Subjekt, welches alle die beziehenden Thätigkeiten ausübt, in denen jede wirkliche Leistung der Aufmerksamkeit besteht.

Wir finden es jetzt ebenso unmöglich, Gefühle der Lust oder Unlust als selbstverständliche Folgen der verschiedenen Lagen anzusehen, in welche die Vorstellungen während ihres Verlaufs zu einander kommen können. Wäre die Seele nur vorstellendes Wesen, so würde sie alle diese Thatsachen, selbst wenn sie ihr eigenes Verderben enthielten, nur genau und gleichgültig vorstellen. Daß sie ein Interesse daran nimmt, ist eine neue Thatsache, die aus einer anderen Eigentümlichkeit ihres Wesens fließen muß.

Endlich wird man Niemanden überreden, das, was wir meinen, wenn wir sagen „ich will", bedeute gar nichts anderes, als das Aufsteigen einer Vorstellung im Bewußtsein im Kampf mit Kräften, welche sie zu hindern suchen. Wie dunkel und geheimnisvoll auch das andere ist, was wir mit jenem Ausdruck meinen, nämlich, daß hier nicht ein bloßes Geschehen, sondern eine That vorliege, die von uns als dem einheitlichen Subjekt unserer ganzen Vorstellungswelt ausgeübt wird, so kann man doch die Thatsache selbst, die wir so bezeichnen und in unmittelbarer innerer Erfahrung vorfinden, nicht durch diese Hypothese hinwegräumen, welche durchaus nicht erklärt, wie auch nur der Schein einer solchen Handlung, im Gegensatz zu bloßem Geschehen, für uns entstehen kann.

Wir schließen daher mit der Überzeugung: es war möglich und notwendig, dem einheitlichen Wesen der Seele viel mehr zuzutrauen, als die bloße Fähigkeit zum Vorstellen; und eben diese Selbsterhaltungen erster Ordnung, die in Folge äußerer Reize als Vorstellungen entstanden, konnten später durch ihre

Verhältnisse und Verknüpfungen zu neuen inneren Reizen werden, durch welche die vorher nicht in Anspruch genommenen anderen Leistungsfähigkeiten der Seele zur Äußerung veranlaßt werden.

Die Temperamente.

Bedeutenden Einfluß auf den Verlauf aller geistigen Zustände schreiben wir den Temperamenten zu, worunter wir nichts weiter verstehen als die formellen und geraduellen Verschiedenheiten der Erregbarkeit für äußere Eindrücke, der größeren oder geringeren Ausdehnung, mit welcher die angeregten Vorstellungen wechseln, der Stärke, mit welcher sich an sie Gefühle der Lust und Unlust knüpfen, endlich der Leichtigkeit, mit der sich an diese inneren Zustände auch äußere Handlungen knüpfen.

So unermeßlich verschieden die Temperamente in diesem Sinne sind, so sind dennoch als bestimmteste Typen die bekannten vier zu erwähnen: das sanguinische mit großer Geschwindigkeit des Wechsels und lebhafter Reizbarkeit; das phlegmatische mit geringem Reichtum und langsamen, deshalb aber nicht schwachen Rückwirkungen; das cholerische mit einseitiger Empfänglichkeit und großer Energie in einzelnen Richtungen; anstatt des melancholischen aber besser das sentimentale, ausgezeichnet durch besondere Empfänglichkeit für den Gefühlswert aller möglichen Verhältnisse, aber gleichgültig gegen bloß Thatsächliches.

Man muß sich hüten, die Temperamente mit verschiedenen Krankheitsanlagen oder mit Charaktereigenschaften zu verwechseln, obgleich sich von selbst versteht, daß jedes für die sittliche Erziehung und für die körperliche Gesundheit seine besonderen

starken und schwachen Saiten hat. — Ueber die körperliche Begründung der Temperamente wissen wir nichts Entscheidendes.

Litteratur.

Ziller (Grundlegung, Seite 180 ff. Vorlesungen § 7, Seite 47 ff.). — Vergleiche auch Stoy, Encyklopädie §§ 30, 36, 87, 89. — Kern, Grundriß der Pädagogik, Seite 3. — Theodor Waitz, Allgemeine Pädagogik, Seite 35. — Vergleiche „Die hauptsächlichsten Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihre pädagogischen Konsequenzen." Von Dr. W. Ostermann, Oldenburg 1887, Seite 194 ff. (Wir empfehlen diese Arbeit den Lehrern zum eingehendsten Studium.) — Ostermann, Über Herbarts Psychologie von Otto Flügel, Langensalza. — Zur Herbart-Frage. Ein Wort der Erwiderung an Herrn Otto Flügel von Dr. W. Ostermann, 1888. — Die Lehre Herbarts von der menschlichen Seele, von Wolf, Düsseldorf 1887.

Schlußwort.

Wir schließen unsere Arbeit mit dem innigsten Wunsche, daß dieselbe die Leser und besonders die Lehrer anrege, die Werke von Lotze zu studieren. Sein Mikrokosmos gehört in jede Lehrerbibliothek.

Bartels, Friedrich

Pädagogische Psychologie nach Hermann Lotze in ihrer Anwendung auf die Schulpraxis und auf die Erziehung

Jena 1891